B fol: 81/H

Phil
1677
-2-

Versuche
über die
Geschichte des Menschen

von

Heinrich Home.

Aus dem Englischen übersetzt.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Zweyter Theil.

Letzte verbesserte Auflage.

Wien
gedruckt für F. A. Schrämbl
bey Ign. Alberti.
1790.

Inhalt
des zweyten Theils.

Zweytes Buch.

S.

Das Wachsthum der Menschen in der Gesellschaft. Vorerinnerung. 1

Erster Versuch.

Der Trieb zur Gesellschaft. Ursprung der National-Gesellschaften. 3

Zweyter Versuch.

S.

Allgemeine Betrachtung über die Regierung. 55

Dritter Versuch.

Vergleichung der verschiedenen Regierungs-formen. 60

Vierter Versuch.

Das Wachsthum der Staaten vom Kleinen zum Großen, und vom Großen zum Kleinen. 84

Fünfter Versuch.

Vergleichung großer und kleiner Staaten. 95

Sechster Versuch.

Vergleichung des Krieges und Friedens. 110

Siebenter Versuch.

Der Ursprung und Fall des Patriotismus. 125

Achter Versuch.

S.

Die Finanzen. Vorerinnerung. 150

Erster Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über die Taxen. 152

Zweyter Abschnitt.

Die Macht, Taxen aufzulegen. 158

Dritter Abschnitt.

Verschiedene Arten der Taxen, nebst ihrem Nutzen und Schaden. 165

Vierter Abschnitt.

Die Art, Taxen einzutreiben. 175

Fünfter Abschnitt.

Regeln zur Beobachtung bey den Abgaben. 178

Sechster Abschnitt.

Untersuchung der Brittischen Taxen. 191

Siebenter Abschnitt.

Anordnungen zur Beförderung der Industrie und des Handels. 201

S.

Neunter Versuch

Das Kriegswesen der Regierung. 251

Zehnter Versuch.

Die öffentlichen Armenanstalten. 303

Eilfter Versuch.

Eine große Stadt, nach ihren physikalischen, moralischen und politischen Absichten. 341

Zwölfter Versuch.

Ursprung und Wachsthum der Amerikanischen Nationen. 356

Versuche über die Geschichte des Menschen.

Zweytes Buch.

Das Wachsthum der Menschen in der Gesellschaft.

Vorerinnerung.

Man hat bey der Abhandlung dieser Materie keine Gelegenheit vorbey gelassen, diese wichtige Lehre fest zu setzen, daß der Patriotismus der Eckstein der bürgerlichen Gesellschaft sey; daß keine Nation ohne denselben jemahls groß und mächtig geworden; und daß die mächtigste Nation durch die Ver-

nachlässigung desselben auf dem Wege zur Verachtung und Trennung sey. Allein es ist für mich genug, die wirklichen Begebenheiten anzuführen: der Leser wird oft Gelegenheit haben, diese Bemerkung selbst zu machen; und er wird seine eigenen Betrachtungen höher schätzen, als was ein anderer Schriftsteller davon gesagt hat.

Erster Versuch.

Der Trieb zur Gesellschaft. —

Ursprung der National-Gesellschaften.

Man hat niemahls daran gezweifelt, daß in dem Menschen ein Trieb zur Gesellschaft wäre *). Aber wozu dieser Trieb diene, ob er auf ge-

*) Dieser Trieb wird von dem Vitruv nicht geläugnet, sondern es scheinet nur, daß er ihn in der Nachricht, die er (B. II. K. 1.) von dem Anfange der Gesellschaft gibt, übersehen habe; hier sind seine Worte: „In alten Zeiten lebten die Menschen, wie die wilden Thiere, in Höhlen und Gehölzen, und aßen rohe Speisen. Es eräugnete sich an einem gewissen Orte, daß die Bäume, welche durch ungestüme Winde in Bewegung gesetzt wurden, und ihre Zweige an einander rieben, von ungefähr Feuer faßten. Die Leute in der Nachbarschaft flohen zwar vor Furcht; aber da die Flammen nachließen, so näherten sie sich wieder; und als sie die Hitze angenehm fanden, so warfen sie Holz ins Feuer, und unter-

wisse Weise eingeschränkt sey, und in wie fern die Menschen von Natur geschickt sind, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu seyn, und darin ihr Glück zu finden, sind insgesammt Fra-

---

hielten es immer im Brennen. Sie bathen andere dazu, daß sie ebenfalls von der Wärme genießen sollten. Die Menschen, welche sich auf diese Weise versammlet hatten, bemüheten sich, ihre Gedanken durch articulirte Töne auszudrücken; und endlich wurden durch die tägliche Übung gewisse Töne, welche die oft vorkommenden Dinge bezeichnen sollten, festgesetzt. Aus dieser zufälligen Begebenheit entstand die Sprache. Da sie nun das Feuer an einem Orte zusammen gebracht hatten, so entdeckten sie bald, daß sie von Natur besser als andere Thiere wären, und nicht allein in der aufrechten Gestalt, nach welcher sie den Himmel und die Erde übersehen konnten, sondern auch durch ihre Hände und Finger, womit sie alles bearbeiten und erfinden konnten, von ihnen unterschieden wären. Sie fingen daher an, ihre Wohnungen mit den Zweigen der Bäume zu bedecken; einige machten Höhlen in den Bergen, und einige suchten zur Nachahmung eines Schwalbennestes aus Zweigen und Leimen sich Hütten zu bauen. Auf diese Weise verbesserten sie ihre Wohnungen, indem einer des andern Werk beobachtete, und seine eigenen Gedanken auf Erfindungen richtete, so daß sie täglich mehr und mehr an Einsicht zunahmen." Hat nicht der berühmte Rousseau in seinem Versuche über die Ungleichheit der Menschen eben dieses übersehen? Diese Schriftsteller erinnern mich an jenen Fleischer, der sein Messer suchte, welches er zwischen seinen Zähnen hielt.

gen, welche ausgebreitete Aussichten in die menschliche Natur eröffnen, und von den Schriftstellern noch wenig sind bemerket worden. Ich bedaure diese Vernachlässigung, weil die gegenwärtige Untersuchung eine Antwort auf diese verwickelten Fragen erfordert.

Da viele Thiere, außer dem Menschen, gesellig sind, so schien es mir wahrscheinlich zu seyn, daß die geselligen Gesetze, nach welchen solche Thiere regieret werden, vielleicht einige Einsichten in die gesellige Natur des Menschen verschaffen könnten. Allein ich sah mich hier zum zweyten Mahle in meiner Hoffnung betrogen; denn als ich unzählige Bücher durchblättert hatte, so fand ich sehr wenig, was mich befriedigte; obgleich die Gesetze der thierischen Gesellschaft den lehrreichsten und unterhaltendsten Theil der natürlichen Geschichte ausmachen. Einige wenige noch trockene Begebenheiten, die ich gelegentlich gesammelt hatte, setzten mich in den Stand, den Anfang eines Plans zu machen, den ich hier dem Leser vorlege. Sollte seine Neubegierde dadurch erweckt werden, so wird mir es angenehm seyn; ich bin aber weit entfernt zu erwarten, daß er gänzlich wird befriediget werden.

Die Raubthiere haben keinen Trieb zur Gesellschaft, wenn man nicht die kurze Handlung der Paarung davon ausnehmen will. Die Wölfe machen keine Ausnahme, sogar da, wo sie, durch Hunger angetrieben, sich vereinigen, ein

Dorf anzugreifen; denn da sie die Furcht einzeln von einem so gefährlichen Unternehmen abhält, so wird ihre zufällige Vereinigung durch den Trieb zur Speise, und nicht zur Geselligung veranlasset. Es ist bey den Wölfen so wenig Geselliges, daß sogar, wenn einer verwundet wird, die andern ihn tödten und selbst auffressen. Die Geyer haben eben diese Neigung. Ihre ordentliche Speise ist ein todtes Aas; und sie wagen es niemahls anders als in einem Haufen, ein lebendiges Geschöpf anzugreifen, welches ihnen fürchterlich scheinet. Die Glückseligkeit hangt so sehr von der Gesellschaft ab, daß wir nicht gern sehen würden, wenn ein Löwe, Tieger, Bär, oder Wolf einen Trieb zur Gesellschaft hätte. Die Güte der Vorsehung gegen den Menschen zeiget sich deßwegen darin sehr deutlich, daß sie solchen Thieren diesen Trieb entzogen hat; ihre Stärke, Behendigkeit und Gefräßigkeit machen sie schon einzeln nicht wenig furchtbar; und ich würde für das menschliche Geschlecht zittern, wenn sie eine Neigung hätten, in Gesellschaft Krieg zu führen *).

---

*) Die Sorgfalt der Vorsehung in der Beschützung des menschlichen Geschlechts vor dem Raube der Thiere ist auch in andern besondern Umständen sehr sichtbar. Ich kann keine Begebenheit finden, welche mich überzeugte, daß sich ein Löwe oder Tieger vor einem Menschen fürchtete; allein die geheimen Wege der Vorsehung mögen auch seyn welche sie wollen, um die gefräßigen wilden Thiere abzuhalten, so ist doch gewiß, daß sie die

Diejenigen schadlosen Thiere, welche sich einzeln nicht vertheidigen können, sind mit einem

---

Wohnungen der Menschen fliehen. Gegenwärtig ist nicht ein wilder Löwe in Europa. Sogar zu Homers Zeiten war keiner in dem Pelopones, ob sie gleich bis auf die Zeiten des Aristoteles in Thracien, Macedonien und Thessalien noch sehr häufig waren; daher ist es wahrscheinlich, daß diese Länder damahls auch noch nicht bevölkert waren. Wenn Menschen und Vieh beysammen sind, so greift der Löwe allezeit ein Thier, und niemahls einen Menschen an. Büffon bemerket, daß ein Bär, ob er gleich nicht furchtsam ist, doch niemahls an einem Orte ruhiger ist, als in Wildnissen und Wüsteneyen. Der große Condar von Peru, ein Raubvogel von ungeheurer Größe, kühn und raubbegierig, wird nur in Wüsten und auf hohen Bergen angetroffen. Ein jeder Fluß auf der Küste von Guinea hat viele Krokodille, welche während der Hitze des Tages in der Sonne liegen. So bald sie einen Menschen gewahr werden, so stürzen sie sich in den Fluß, ob sie gleich vor keinem andern Thiere fliehen. Hingegen ein Fuchs, eine wilde Katze, und ein Geyer, ob sie sich gleich vor einem Menschen fürchten, kommen doch den bewohnten Orten nahe, wo sie viel Raub finden. Solche Thiere thun wenig Schaden; und der wenige Schaden, den sie thun, befördert die Sorgfalt und Wachsamkeit. Allein wenn die Menschen, wie die Schafe, der natürliche Raub eines Löwen oder Tiegers wären, so würde ihre große List und Einsicht zu ihrer Selbstvertheidigung kaum hinreichend seyn. Ein beständiger Krieg würde ihr Schicksal seyn, so daß sie nicht einen Augenblick zu andern Geschäften übrig behielten; und sie würden niemahls aus der Bar-

Triebe zur Gesellschaft begabt, damit sie sich in einem Haufen vertheidigen können. Die Schafe sind in diesem Stücke vorzüglich merkwürdig, wenn sie der Natur überlassen sind; ein Widder greift selten an; aber die Widder von einer Herde zeigen eine große Stärke in der Vertheidigung ihrer Schafe und Lämmer *). Die ganze

---

barey heraus kommen. Vielleicht würde wenig Vieh durch bewaffnete Menschen, die beständig auf ihrer Huth wären, beschützt werden; aber dieses würde gar nicht möglich seyn, daß man Herden von Schafen und Rindvieh auf hundert Hügeln beschützen könnte. Der Ackerbau hätte niemahls einige Gestalt gewinnen können.

*) Büffon hat sich über die Natur und Triebe der Thiere weniger Mühe gegeben, als ein Schriftsteller von seinem Charakter hätte thun sollen; er fällt kaum von ungefähr in seiner natürlichen Geschichte der Schafe auf die Wahrheit. Er hält ein Schaf für dumm und unfähig, sich selbst wider ein Raubthier zu vertheidigen, und behauptet, daß dieses Geschlecht nicht anders, als unter der Sorgfalt und dem Schutze der Menschen hätte leben können. Hat den dieser Schriftsteller vergessen, daß die Schafe keinen fürchterlichern Feind als den Menschen hatten in seinem Jägerstande? Es gibt vielmehr wenige Thiere, die von Natur zu ihrer Vertheidigung besser versorgt sind. Sie haben eine Art von kriegerischem Instinct, und sie machen eine Schlachtordnung wie die Soldaten, wenn sie mit einem Angriffe bedrohet werden. Die Widder, welche in einem natürlichen Stande die Hälfte der Herde ausmachen, vereinigen sich, und kein Löwe oder

Gesellschaft der Krähen vereiniget sich, einen Geyer anzugreifen, wenn er über ihnen schwebet. Eine Familie von wilden Schweinen trennet sich niemahls eher, als bis die Jungen stark genug sind, sich wider den Wolf zu vertheidigen; und wenn der Wolf drohet, so vereinigen sie sich in einem Haufen. Es gibt eine Art von wilden Schweinen in Darien; wenn eines von ihnen angegriffen wird, so laufen die übrigen, ihm beyzustehen. Es ist ein natürlicher Widerwille zwischen diesem Thiere und dem Amerikanischen Tieger, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man einen Tieger bey einer Anzahl solcher todten Schweine ebenfalls todt findet.

Der gesellige Trieb ist einigen Thieren nützlich, nicht allein zur Vertheidigung, sondern auch zur Anschaffung der Bedürfnisse des Lebens. Die Gesellschaft unter den Bibern ist ein merkwürdiges Beyspiel von beyden. Da das Wasser die einzige Zuflucht dieser unschuldigen Thiere wider einen Feind ist, so machen sie, diesem Triebe gemäß, ihre Wohnung an dem Ufer eines Sees oder fließenden Stromes. Im letztern Falle halten sie das Wasser durch einen Damm bis zu einer gewissen Höhe auf, der mit so vieler Kunst gebauet ist, daß er den größten Fluthen widersteht; im ersten Falle ersparen sie sich die Mühe mit einem Damme, weil ein See gemeiniglich einerley Höhe behält; so bald sie auf diese Weise

---

Tieger ist vermögend, ihrem hitzigen Angriffe zu widerstehen.

für die Vertheidigung gesorgt haben, so ist ihre nächste Sorge auf die Speise und Wohnung gerichtet. Die ganze Gesellschaft vereiniget sich, den gedämmten Deich zu machen; und sie verbinden sich auch mit einander, Häuser zu bauen. Ein jedes Haus hat zwey Zimmer; in dem obern ist so viel Raum, daß sechs bis zehn Biber darin wohnen können; das untere enthält ihren Vorrath, der in Bäumen besteht, die sie mit vereinigten Kräften gefället, und in kleine tragbare Stücke getheilt haben. Die Bienen sind ein ähnliches Beyspiel. Aristoteles *) sagt, „daß die Bienen die einzigen Thiere sind, welche gemeinschaftlich arbeiten, ein gemeinschaftliches Haus haben, in Gemeinschaft essen, und auch ihre Brut in Gemeinschaft haben." Eine einzelne Biene würde noch weniger als ein einziger Biber im Stande seyn, für sich und ihre Winterspeise ein Haus zu bauen. Der Bergratz auf den Alpengebirgen, oder das Murmelthier, hat nicht nöthig, ihre Speise auf den Winter zu sammeln, weil sie in den kalten Monathen ohne Bewegung ganz erstarret liegt. Allein diese Thiere leben in gewissen Stämmen; und ein jeder Stamm gräbt sich eine Wohnung unter der Erde mit großer Kunst, welche geräumig genug ist, daß der ganze Stamm darin wohnen kann, und sie bedecken den Boden mit verdorrtem Grase, welches einige abbeissen, und andere wegführen. Die wilden Hunde in Congo und Angola jagen

---

*) Hist. Animal. lib. 9. c. 40.

in Koppeln, und führen einen beständigen Krieg mit andern wilden Thieren. Sie bringen an den Ort ihrer Zusammenkunft, was sie auf der Jagd gefangen haben; und ein jeder bekommt davon seinen Antheil *). Die Baviane sind gesellige Thiere, und bedienen sich dieser Eigenschaft, um sich Speise zu verschaffen; ein Beyspiel von ihrer Geschicklichkeit, einen Obstgarten zu plündern, wird von Kolben in seiner Beschreibung von dem Vorgebirge der guten Hoffnung angeführet. Einige gehen in den Obstgarten, und einige stellen sich auf die Mauer, und die übrigen machen an der Außenseite eine Reihe, und die Früchte werden von einer Hand in die andere geworfen, bis sie an den Ort ihrer Zusammenkunft kommen. Wenn man die Untersuchung auf alle bekannte Thiere erweitert, so findet man, daß der Trieb zur Gesellschaft keiner Gattung versagt ist, die ihn entweder zur Vertheidigung oder zur Speise nöthig hat. Er scheint auch nach Maß und Gewicht ausgetheilt zu seyn, um dadurch den innern Bau der Thiere nach ihren äußerlichen Umständen einzurichten.

Einige Thiere haben einen Trieb zur Gesellschaft, ob er gleich dem Ansehen nach weder zur

---

*) So wild diese Hunde auch gegen andere Thiere sind, so folgsam sind sie doch den Menschen, daß sie sich ohne Widerstand ihren Raub von ihnen nehmen lassen. Die Europäer salzen dasjenige, was sie auf diese Weise bekommen können, für ihre Sclaven ein.

Vertheidigung noch zur Speise nöthig ist. Bey diesen ist der einzige Endzweck, den wir entdecken können, das Vergnügen in Gesellschaft zu leben. Diese Art von Gesellschaft findet man unter den Pferden. Outhier, einer von den Französischen Akademisten, der einen Grad des Meridians gegen den Nordpol zu messen abgeschickt wurde, berichtet, daß zu Torneo alle großen Güter im Sommer in Booten verführet werden; aber daß sie im Winter, wenn die Flüsse zugefroren sind, und der Boden mit Schnee bedeckt ist, Schlitten brauchen, die von Pferden gezogen werden; daß die Pferde, wenn der Schnee schmilzt, und die Flüsse offen sind, sich los machen, und in einem gewissen Theile des Waldes versammeln, wo sie sich in Haufen absondern, und verschiedene Weiden einnehmen, daß sie sodann, wenn diese Weiden dürre geworden, neue Plätze in eben der Ordnung einnehmen; daß sie bey dem Anfange des schlechten Wetters haufenweise nach Hause zurück kommen; und daß ein jedes Pferd seinen eigenen Stall kennet. Kein Geschöpf braucht die Gesellschaft sowohl zur Speise als zur Vertheidigung weniger, als ein Hase. In Ansehung der Speise hat er einen Überfluß unter seinen Füßen; und zur Vertheidigung ist er mit List und Geschwindigkeit versehen. Und doch ist nichts gewöhnlicher, als daß man in der Nacht bey schönem Mondscheine viele Hasen beysammen sieht, die auf die geselligste Art mit einander spielen. Allein die Gesellschaft bloß zum Vergnügen ist eine unvollkommene Art der Gesellschaft; und lange nicht so

vertraulich, als wo sie von der Natur zur Vertheidigung und zur Anschaffung der Speise verordnet ist *).

Was den ganzen Umfang dieses Triebes betrifft, so hat kein geselliges Thier, so viel als man davon entdecken kann, einen Trieb, sich mit seiner ganzen Gattung zu vereinigen. Eine jede Gattung ist in viele kleine Stämme getheilt; und diese Stämme haben keinen Trieb, sich mit einander zu verbinden; vielmehr wird ein verlaufenes Schaf aus der Herde gestoßen, und eine verirrte Biene muß sich sogleich weg begeben, oder sie wird zu Tode gestochen. Ein jedes Werk der Vorsehung trägt etwas zu einem guten Endzwecke bey; ein kleiner Stamm ist zur gemein-

*) Die Tauben müssen als eine Ausnahme angesehen werden, und ich weiß nicht gewiß, ob nicht ihre Gesellschaft entweder zur Speise oder zur Wohnung nöthig ist. Die Gesellschaft unter dieser Gattung ist sehr vertraulich; und es ist merkwürdig, daß der Ort, den sie bewohnen, zu ihrer Vertraulichkeit vieles beyträgt. Ein baufälliges Taubenhaus bewog einst den Eigenthümer, die Einwohner desselben in ein neu erbautes Haus zu versetzen; und damit sie sich dazu gewöhnen möchten, so wurden sie vierzehn Tage über reichlich darin gefüttert. So bald sie hierauf ihre Freyheit erhielten, so flogen sie gerade zu ihrem alten Hause; und als sie es nieder gerissen fanden, so gingen sie mit Klagen um dasselbe herum. Sodann flogen sie auf, und verschwanden, ohne jemahls ihre neue Wohnung wieder zu sehen.

schaftlichen Vertheidigung zureichend; und ein sehr großer Stamm würde in der Anschaffung des Unterhalts viele Schwierigkeiten finden.

Es ist noch kein Schriftsteller auf die Frage gerathen, in wie weit die unvernünftigen Thiere von Natur geschickt sind, nützliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn, und sich darin glücklich zu machen. Und doch muß ich fortfahren, weil dieses Stück der natürlichen Geschichte zu meinem Plane auch nöthig ist; ob ich gleich dem Leser nur wenige zerstreute Anmerkungen vorlegen kann, welche mir beyfielen, da ich keine Absicht hatte, Gebrauch davon zu machen. Ich mache den Anfang mit dem Verfahren der Thiere bey ihrer Vertheidigung wider die Gefahr. Wenn eine Herde Schafe in dem Stande der Natur zur Ruhe geht, so werden Schildwachen ausgestellet, die bey Erblickung eines Feindes mit dem Fuße stampfen, und einen zischenden Schall machen; worauf sogleich alle andere beunruhiget werden; erscheinet kein Feind, so wachen sie ihre gehörige Zeit, kehren zur Herde zurück, und schicken andere an ihrer Statt aus. Und in Heerden, welche in bergigen Ländern ein weites Gebieth haben, wird eben diese Ordnung beobachtet, auch sogar, wenn sie zahm gemacht sind. Obgleich die Affen auf den Bäumen schlafen, so wird doch allezeit eine Schildwache ausgestellt, die bey Strafe in Stücken zerrissen zu werden nicht schlafen darf. Sie beobachten eben diese Zucht, wenn sie einen Obstgarten bestehlen; eine Schildwache auf einem

hohen Bäume muß die erste Erscheinung eines Feindes sogleich ankündigen. Herr Buffon, welcher von einer Art Affen redet, die er Malbrouck nennet, sagt dabey, daß sie gern Früchte und Zuckerrohr essen; und daß während der Zeit, da sie sich beladen, eine Schildwache auf einen Baum gestellt werde, die bey der Annäherung eines Menschen ganz laut und deutlich schreyet, houp! houp! houp! Sie werfen sogleich die Zuckerröhre weg, die sie in ihrer linken Hand halten, und laufen auf drey Füßen davon. Wenn die Murmelthiere auf dem Felde bey der Arbeit sind, so muß eins auf einem hohen Felsen die Wache halten, welches sie durch ein lautes Pfeifen benachrichtiget, wenn es einen Menschen, einen Adler, oder einen Hund sieht. Unter den Bibern wird von der Annäherung eines Feindes durch das Peitschen des Wassers mit dem Schwanze eine Nachricht ertheilet, die man in jeder Wohnung höret. Die Meerschweine schlafen allezeit an dem Ufer; und zur Verhüthung eines Überfalls werden in einer beträchtlichen Entfernung von dem großen Haufen Schildwachen ausgestellt. Die wilden Elephanten, die allezeit in Gesellschaft reisen, sind an unbewohnten Orten nicht so sehr auf ihrer Huth; aber wenn sie angebauete Felder angreifen, so marschiren sie in Ordnung, die ältesten gehen voran, und die jüngern beschließen den Zug. Die schwachen werden in die Mitte gestellt, und die weiblichen Elephanten tragen ihre Jungen auf dem Rüssel. Sie greifen in einem Haufen an; und wenn sie zurück geschlagen werden, so ziehen sie

sich auch in einem Haufen zurück. Die zahmen Elephanten behalten so viel von ihrer ursprünglichen Natur, daß, wenn einer verwundet wird und sich zurück zieht, die übrigen sogleich nachfolgen. Der Ordnung nach ist nun die Regierung eines Stammes, und das Betragen seiner Mitglieder gegen einander zu untersuchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gesellschaft unter einigen Thieren, und ihre gegenseitige Zuneigung so vollkommen seyn kann, daß sie alle Uneinigkeit unter sich vermeiden; und dieses scheinet in der That der Fall bey den Bibern zu seyn. Eine solche Gesellschaft, wenn wirklich eine vorhanden ist, erfordert keine Regierung, noch einige Gesetze. Eine Herde Schafe nimmt alle Nächte einerley Ort ein; und ein jedes hat seinen eigenen Ruheplatz. Man bemerket eben dieses an dem Hornviehe, wenn es in Horden steht. Und da man nicht findet, daß jemahls eines das andere zu vertreiben suchet, so ist es wahrscheinlich, daß ein solcher Zwang ein Stück ihrer Natur ausmacht. Allein die Gesellschaft unter den unvernünftigen Thieren ist nicht allezeit so vollkommen. Man sieht unter ihnen eben so wie unter den Menschen verkehrte Neigungen, die zur Störung der Gesellschaft abzielen. Es ist unter den Krähen nicht ungewöhnlich, daß eine aus dem Neste der andern kleine Stückchen Holz entwendet; und das Nest des Diebes wird nach dem Vergeltungsrechte zerstöret. Die verkehrten Neigungen erfordern eine Regierung, und die Regierung verlangt Gesetze. Da in dem erwähnten Falle sich die ganze Gesellschaft ver-

einiget, den Missethäter zu strafen, so scheinet die Regierung unter den Krähen republikanisch zu seyn. Die Affen hingegen sind unter einer monarchischen Regierung. Die Affen in Siam gehen in ganzen Haufen, ein jeder unter einem Anführer, der die genaueste Mannszucht beobachtet. Ein weiblicher Affe, der fleischlich gesinnt war, entfernte sich von dem Haufen, und ihm folgte ein männlicher. Der männliche entwischte dem Anführer, der sie verfolgte; aber der weibliche Affe wurde zurück gebracht, und bekam in Gegenwart des ganzen Haufens funfzig Schläge auf den Backen, als eine Züchtigung für seine Unkeuschheit*). Allein wahrscheinlicher Weise gibt es unter den Thieren nicht viele Beyspiele von einer Regierung, die sich der menschlichen so sehr näherte. Die Regierung unter dem Hornviehe scheint keine andere Absicht, als die Erhaltung der Ordnung, zu haben. Ihre Regierung ist monarchisch; und die Wahl gründet sich auf persönliche Stärke, als die gründlichste von allen Eigenschaften in einer solchen Gesellschaft. Der Stier, welcher der Herr der Herde seyn will, muß sich zu dieser Würde erst durchfechten; und wenn alle seine Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen sind, so unterwirft sich die Herde gutwillig. Er ist aber zu gleicher Zeit nicht sein ganzes Leben hindurch auf dem Throne sicher; sondern muß sich mit einem jeden Stiere, der ihn heraus fordert, aufs neue in ein

*) S. die Nachrichten des Grafen Forbin.

Gefecht einlassen. Eben diese Gesinnung wird auch unter den Ochsen, obgleich in einem geringern Grade, wahrgenommen. Der Leitochs führet die übrigen in den Stall, oder auf die Weide, und wird unbändig, wenn man ihn nicht zuerst auslässt; ja man muß ihn bey dem Pfluge oder Wagen zuerst anspannen. Die Schafe werden in der Arbeit nicht gebraucht; es findet aber in jeder andern Betrachtung eben diese Einrichtung unter ihnen Statt. Wenn die Widder im Verhältnisse gegen die andern Schafe nicht zahlreich sind, so theilen sie bisweilen die Herde unter sich, anstatt um den Vorzug zu fechten. Der Verfasser dieses Werks kaufte vor einigen Jahren ungefähr 100 Schafe. Die Widder, deren nur zwey waren, theilten die Herde unter sich. Diese zwey Haufen mußten gemeinschaftlich mit einander weiden, weil sie in eine Horde eingeschlossen waren; aber sie hatten doch in der Nacht verschiedene Ruheplätze; und man bemerkte nicht, daß ein Schaf jemahls seine Partey verließ, oder seinen Ruheplatz veränderte. Ich finde nicht, daß in den zwey erwähnten Gattungen eine Art von Strafe eingeführet ist, und es scheinet auch nicht nöthig zu seyn; der Anführer verlangt nichts, als den Vorrang, und dieser wird ihm nicht streitig gemacht. Ich schäme mich, diese unvollkommenen Anzeigen als die Frucht einer zufälligen Bemerkung, und nicht einer vorsetzlichen Untersuchung, vorzulegen; aber ich freue mich zugleich, daß ich hiermit den Anfang mache, die Neubegierde Anderer dadurch zu erregen; ich bin ver-

sichert, daß Männer von Geschmack und Untersuchungsgeist, wenn sie diese Materie weiter fortsetzen, viele Endursachen entdecken werden, die zur Erklärung der Weisheit und Güte der Vorsehung immer mehr und mehr abzielen. Was ich gegenwärtig vornehmlich bemerken will, besteht darin, daß die Regierung unter den Thieren, so einfach sie an sich ist, in ihrer Art vollkommen, und ihrer Natur recht eigentlich angemessen zu seyn scheinet. Die Parteyen sind in dem Staate unbekannt; es ist keine Feindschaft zwischen einzelnen Mitgliedern, keine Verrätherey, kein Betrug, noch irgend ein anderes von den Lastern, welche das menschliche Geschlecht beunruhigen. Kurz, sie scheinen für die Art der Gesellschaft, zu welcher sie ihrer Natur nach getrieben werden, vollkommen geschickt zu seyn, um sich darin glücklich zu machen.

Wir wollen die vorher gehenden Bemerkungen so lange aufbehalten, bis wir sie brauchen werden, und zu der geselligen Natur des Menschen fortfahren. Es wird durch das übereinstimmende Zeugniß aller Menschen bestätiget, daß die Menschen mit einem Triebe zur Gesellschaft begabet sind. Es ist daher kein Beyspiel eines Volks, welches in einem einsamen Stande lebet, wo dieser Trieb nicht durch ein starkes Hinderniß unterdrückt wird. Die Einwohner desjenigen Theils von Neu-Holland, welchen Dampier sah, leben in Gesellschaft, ob sie gleich über die unvernünftigen Thiere weniger als alle anderen bekannten Wilden sich erhoben haben; und ihre

Gesellschaft ist so vertraulich, daß sie sich ihre Speise einsammeln, und gemeinschaftlich verzehren. Die Einwohner auf den Canarischen Inseln lebten eben so, da sie die Europäer im vierzehnten Jahrhunderte zuerst sahen; und die vom Condamine erwähnten Wilden, welche ein Jesuit aus den Gehölzen zog, um sich an den Ufern des Oroonoko fest zu setzen, müssen ursprünglich in einer Art von Gesellschaft gelebt haben, weil sie eine gemeinschaftliche Sprache hatten. Kurz, es ist nicht gewisser, daß der Mensch einen Trieb zur Speise hat, als daß er auch einen Trieb zur Gesellschaft hat. Und hier habe ich Gelegenheit, eine von den oben gemachten Anmerkungen anzuwenden. Wenn wir auch nicht auf das Vergnügen sehen, welches wir in der Gesellschaft haben, und welches dem Vergnügen an Essen und Trinken gleich ist: so ist doch so viel unläugbar, daß keinem Thiere sowohl zur Speise als zur Vertheidigung die Gesellschaft nöthiger ist, als dem Menschen. Er ist in der Gesellschaft der Vornehmste in der ganzen irdischen Schöpfung; und in einem einsamen Stande der Hülfloseste und Verlassenste. Auf diese Weise hat die erste oben angegebene Frage, nähmlich, wozu der Mensch einen geselligen Trieb erhalten habe, eine solche Antwort bekommen, die ohne Zweifel zureichend seyn wird.

Die nächste Frage ist, ob dieser Trieb, wie unter andern Thieren, nur auf eine Gesellschaft von mäßigem Umfange eingeschränkt sey; oder ob er eine Verbindung mit der ganzen Gattung

verursache. Die Geschichte wird es bezeugen, daß dieser Trieb eingeschränkt ist. Die Menschen sind allezeit, so weit man ihnen nachspüren kann, in kleine Stämme oder Gesellschaften getheilt gewesen. Die meisten davon sind zwar in spätern Zeiten in große Staaten vereinigt worden. Allein solche Veränderungen sind nicht durch einen Trieb zu einer ausgebreitetern Gesellschaft, sondern durch Eroberung, oder durch die Verbindung kleiner Stämme zu ihrer Vertheidigung wider die mächtigern bewirket worden. Eine Gesellschaft kann zwar zur völligen Befriedigung dieses Triebes zu klein seyn; und ein so eingeschränkter Trieb nimmt gern eine jede Person in die Gesellschaft, bis sie eine hinlängliche Größe hat. Die Römer, welche ursprünglich ein geringer Stamm waren, vereinigten sich gern sogar mit ihren Feinden nach einem Siege. Allein eine Gesellschaft kann auch auf der andern Seite zur völligen Befriedigung des Triebes zu groß seyn. Ein weites Reich ist ein zu großer Gegenstand. Die National-Zuneigung ist zu sehr ausgebreitet, und das Gemüth ist nicht eher ruhig, als bis es eine kleinere Gesellschaft findet, die mit der Mäßigung seines Triebes überein stimmt. Daher rühren die zahlreichen Orden, Gesellschaften, Brüderschaften, und andere Abtheilungen, die in jedem großen Staate entstehen. Die beständig dauernden Blauen und Grünen im Römischen Reiche, und die Welfen und Gibellinen in Italien könnten nicht lange gedauert haben, da die Ursache ihrer Feindschaft ein Ende hatte, wenn es nicht deßwegen geschehen wäre, weil

die Mitglieder eines grossen Staats eine Neigung haben, gesellschaftliche Verbindungen unter sich zu errichten *). Die Einweihungen unter den Alten waren ohne Zweifel eben dieser Ursache zuzuschreiben; so wie die Gesellschaft und Zünfte der Künstler und Handwerker unter den Neuern, welche Geheimnisse vorgeben, und alle Fremden ausschliessen. Jetzt ist von solchen Verbindungen oder Brüderschaften, außer den Freymäurern, kaum eine Spur übrig geblieben.

Wir sehen nunmehr, nach einer genauen Untersuchung, daß der gesellige Trieb in dem Menschen nicht die ganze Gattung, sondern nur einen Theil, und gemeiniglich nur einen kleinen Theil, eben so wie bey andern Thieren, enthält. Es kommt hier noch eine andere Endursache dazu, die nicht weniger merkwürdig, als die oben erklärte, ist. Ein Trieb, sich mit der ganzen Gattung zu vereinigen, würde so ungeheure Staaten bilden, die keiner Regierung fähig wären. Unser Trieb ist deßwegen weislich in solche Gränzen eingeschränkt, daß er Staaten von mäßigem Umfange bildet, die sich zu einer guten Regierung am besten schicken, und die auch, wie wir hernach sehen werden, zur Verbesserung

---

*) Die beständigen Parteyen in Brittanien rühren nicht aus einer zu ausgebreiteten Gesellschaft, sondern aus Liebe zur Macht und zum Reichthume her, zu deren Einschränkung in einigen freyen Staaten keine hinlängliche Macht ist.

der menschlichen Kräfte, und zur Stärkung einer jeden männlichen Tugend die geschicktesten sind. Es liegt hierin eine lehrreiche Anmerkung, daß ein großes Reich der menschlichen Natur schlecht angemessen ist, und daß ein großer Eroberer in mehr als einer Betrachtung ein großer Feind des menschlichen Geschlechts ist.

Die Einschränkung unsers geselligen Triebes in mäßige Gränzen zeiget noch eine andere Endursache. Ein Trieb, sich mit der ganzen Gattung zu vereinigen, würde alle diejenigen, die nicht durch große Meere und unersteigliche Gebirge von einander getrennet sind, in eine Gesellschaft zusammen gebracht haben: und folglich würde das menschliche Geschlecht in sehr wenige Gesellschaften abgetheilet seyn, die aus so vielen bestünden, daß sie die National-Zuneigung zu einem bloßen Schatten machten. Die Natur hat daher diesen Trieb nach der Fähigkeit unsers Verstandes weislich eingeschränkt. Unsere Anverwandten, unsere Freunde, und unsere andern Verbindungen öffnen uns ein weites Feld zur Ausübung unserer Liebe; ja unser Vaterland überhaupt, wenn es nicht so groß wäre, würde allein hinreichend seyn, unsere ganze Zuneigung auf sich zu ziehen. Allein diese schöne Betrachtung gehöret eigentlicher unter die Gründe der Moralität, und soll dort auch nicht vergessen werden.

Wir müssen nunmehr zunächst untersuchen, wie wir gegen diejenigen gesinnt sind, die nicht

zu unserm Stamme oder unserer Gesellschaft gehören. Ich bahne den Weg zu dieser Untersuchung dadurch, daß ich den Menschen annehme, wie er ganz nackend und bloß auf die Welt kommt. Ein Kind hat zuerst kein anderes Gefühl, als den körperlichen Schmerz; und es wird mit seiner Wärterinn, seinen Ältern, und vielleicht mit andern Personen bekannt, ehe es einer Leidenschaft fähig ist. Alle schwache Thiere sind von Natur mit einer gewissen Furcht begabet, welche sie antreibt, die Gefahr zu fliehen; und die Furcht, als die erste Leidenschaft, die man bey einem Kinde entdeckt, wird durch ein jedes neues Gesicht erreget; das Kind erschrickt, und verbirgt sich in dem Busen seiner Wärterinn *). Auf diese Weise ist bey einem Kinde ein jeder Fremder ein Gegenstand der Furcht, und folglich auch der Abneigung, welche durch Furcht erzeuget wird. Die Furcht vermindert sich nach und nach, so wie unsere Bekanntschaft sich erweitert, besonders bey denen, die sich auf körperliche Stärke verlassen können. Es ist nichts kräftiger, die Furcht zu vertreiben, als das Bewußtseyn der Sicherheit in dem geselligen Stande. In der Einsamkeit ist kein Thier furchtsamer, als der Mensch; aber in der Gesellschaft ist keines beherzter. Allein man muß hierbey merken, daß die Abnei-

---

*) In diesem Stücke ist das menschliche Geschlecht sehr weit von den Hunden unterschieden; ein junger Hund läuft sogleich zu einem Menschen, so bald er ihn sieht, lecket ihm die Hand, und spielt mit seinem Fuße.

gung noch dauern kann, wenn auch die Furcht schon vorüber ist; sie wird von Ältern auf ihre Kinder durch eine unzählige Reihe fortgepflanzt, und ist ansteckend wie eine Krankheit. Auf diese Weise wird eine Feindschaft zwischen den Stämmen auch ohne eine besondere Ursache unterhalten. Ein benachbarter Stamm, den wir beständig sehen, und der uns schaden kann, ist der Gegenstand unsers stärksten Hasses, der sich nach dem Verhältnisse der Entfernung vermindert, und in Absicht auf sehr entfernte Stämme sich in einer völligen Gleichgültigkeit endiget. Es erhellet hieraus überhaupt, daß die Natur des Menschen gegen sein eigenes Geschlecht sich in folgende besondere Stücke auflösen läßt. Erstlich ist die Neigung für unsere Privat-Verbindungen, und gegen unser Vaterland überhaupt; zweytens die Abneigung gegen Nachbarn, die uns fremde sind, und gegen benachbarte Stämme überhaupt; und drittens die Gleichgültigkeit gegen alle anderen.

Da ich weder hoffe noch wünsche, daß man die oben beschriebene Natur des Menschen auf mein Wort annehmen werde, so will ich es jetzt durch klare und wirkliche Begebenheiten zu bestätigen suchen. Ich werde mich aber, zur Vermeidung aller unnöthigen Beyspiele, bloß auf solche einschränken, welche die Abneigung betreffen, die benachbarte Stämme gegen einander haben; indem ich es für erwiesen annehme, daß niemand an der Privat-Zuneigung und Liebe zu unserm Vaterlande zweifelt. Ich fange mit den Beyspielen der rohen Nationen an, wo die

Natur ohne alle Bearbeitung sich selbst noch überlassen ist. Die Einwohner von Grönland, welche gutherzig und unschädlich sind, haben nicht einmahl Worte, den Zorn oder Neid auszudrücken. Das Stehlen wird unter ihnen verabscheuet; und eine junge Frauens-Person, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hat, bekommt keinen Mann. Sie sind zu gleicher Zeit treulos und grausam gegen diejenigen, die unter sie kommen; sie betrachten die übrigen Menschen als ein verschiedenes Geschlecht, mit welchem sie keinen Umgang haben wollen. Die Sitten der Einwohner von Neu-Seeland sind nicht besser. Die Schriftsteller sind wegen der Einwohner der Marianischen oder Ladronischen Inseln verschiedener Meinung. Magellan und andere Reisende sagen, daß sie dem Stehlen ergeben sind; und ihr Zeugniß hat gemacht, daß man diese Inseln Ladrones nennet. Der P. le Gobien hingegen sagt, daß sie dem Stehlen gar nicht ergeben wären, sondern vielmehr alles offen ließen, und gegen einander kein Mißtrauen hätten. Diese Nachrichten sind nur dem Scheine nach, aber nicht wirklich unterschieden. Magellan war ein Fremder; und er redet vom Stehlen gegen sich und seine Begleiter. Der P. Gobien lebte lange unter ihnen, und redet von ihrer Treue gegen einander. Plan Carpin, der die Tartarey im Jahre 1246 besuchte, bemerket von den Tartarn, daß sie zwar gegen ihre Nachbarn sehr aufrichtig wären, aber sich nicht für verbunden hielten, gegen Fremde die Wahrheit zu reden. Die Griechen wurden in alten Zeiten für

Seeräuber gehalten, aber nicht eigentlich; denn sie beraubten bloß die Fremden. Cäsar *) sagt von den Deutschen: „Sie halten es nicht für schändlich, Räubereyen außer den Gränzen ihres Gebiethes auszuüben." Dieses war gerade der Fall bey unsern Hochländern, bis sie nach der Rebellion im Jahre 1745 zur gehörigen Unterwürfigkeit gebracht wurden. Bougainville bemerket, daß die Einwohner von Otaheite kein Bedenken trugen, seine Leute zu bestehlen; und doch stehlen sie niemahls unter sich selbst, indem sie weder Schlösser noch Riegel in ihren Häusern haben. Die Leute von Benin im Neger-Lande sind gutherzig, liebreich und höflich, und so großmüthig, daß sie, wenn sie ein Geschenk bekommen, nicht eher ruhen können, bis sie es doppelt erwiedert haben. Sie setzen ein unumschränktes Vertrauen in ihr eigenes Volk; aber sie sind gegen Fremde eifersüchtig, ob sie gleich auf eine höfliche Art ihre Eifersucht zu verbergen suchen. Die Russischen Bauern halten es für eine größere Sünde, in der Fasten Fleisch zu essen, als einen Ausländer zu ermorden. Unter den Coriaken, die an Kamtschatka gränzen, wird der Mord in dem Stamme hart bestraft; aber man achtet es nicht, einen Fremden zu ermorden. So lange Rom noch ein kleiner Staat war, wurde Nachbar und Feind durch einerley Wort (hostis) ausgedrückt. In England durfte ehemahls ein Fremder kein Zeuge seyn. Daher rührt es, daß wir in der alten Geschichte von beständigen Kriegen unter be-

*) lib. 6. c. 23. de Bello Gallico.

nachbarten kleinen Staaten lesen. Es war so in Griechenland; es war so in Italien während der Kindheit der Römischen Republik; es war so in Gallien, da Cäsar *) die Feindseligkeiten wider dieses Land anfing; und es war so in der ganzen Welt. Es sind viele Inseln auf der Südsee und in andern entfernten Gegenden von den Europäern entdeckt worden, wo sie die Einwohner gemeiniglich mit den Waffen in ihren Händen angetroffen haben, um die Fremden an einer Landung zu verhindern. Orellana, der Lieutenant des Gonsales Pizarro, war der erste Europäer, der den Amazonen-Fluß hinunter in die See segelte. Er wurde auf seiner Reise beständig mit Pfeilen von den Ufern des Flusses angegriffen; und einige wagten es sogar, ihn in ihren Booten anzugreifen.

Eine solche Abneigung vergeht auch nicht einmahl unter gesitteten Leuten. Ein scharfsinniger Schriftsteller *) bemerket, daß fast jede Nation ihre Nachbarn hasset, ohne zu wissen, warum sie es thut. Ich hörte einmahl einen Franzosen schwören, sagt dieser Schriftsteller, daß er die Engländer haßte, weil sie geschmolzene Butter auf ihren Kälberbraten gießen. Das gemeine Volk in Portugall hat noch heutiges Tages einen ungewöhnlichen Haß gegen die Fremden; und sogar Lissabon, ob es gleich eine Handelsstadt

---

*) lib. 6. c. 23. de Bello Gallico.

**) Baretti.

ist, die von verschiedenen Nationen besucht wird, muß nicht ausgenommen werden. Die Reisenden berichten, daß die Leute in dem Herzogthume Mayland, als besonders gutherzige Leute, die einzigen Italiener sind, die von ihren Nachbarn nicht gehaßt werden. Die Piemonteser und Genueser haben einen Haß gegen einander, und sind in ihrer Abneigung gegen die Florentiner einig. Die Florentiner können die Venetianer nicht leiden; und die Römer haben eben keine große Neigung gegen die Florentiner, Venetianer, oder Neapolitaner. Der Fall in Absicht auf die entfernten Nationen ist sehr verschieden; anstatt daß sie Gegenstände des Hasses seyn sollten, so belustigen uns vielmehr ihre Sitten, Gebräuche und besondern Gewohnheiten *).

Die Kinder sind in ihrer Abneigung gegen Fremde von einander sehr verschieden: einige sind ausnehmend schüchtern, andere aber sind

---

*) Voltaire (Hist. Univers. ch. 40.) der ganz richtig bemerket, daß die Eifersucht unter kleinen Fürsten mehr Übel hervorbringt, als unter großen Monarchen, gibt eine sehr unzureichende Ursache davon, nähmlich, daß sie in Ermangelung der Macht, nur List, Betrug, Gift, und andere geheime Verbrechen anwenden müssen; und sieht nicht, daß die Macht unter kleinen Fürsten sowohl als unter großen auf gleiche Weise kann ausgetheilt seyn. Es ist ein Haß, der solche Verbrechen einflößt, der unter den nächsten Nachbarn immer der heftigste ist.

es weniger; und eben diesen Unterschied bemerket man in ganzen Stämmen. Die Leute in Mayland können keinen Haß gegen ihre Nachbarn haben, da sie so große Lieblinge von allen um ihnen herum sind. Die Einwohner einiger Inseln in der Südsee scheinen wenig oder gar keinen Haß gegen die Fremden zu haben. Allein dieses ist ein seltenes Beyspiel, und hat kaum seines Gleichen auf der ganzen Erde. Es ist eben so gegründet, daß die Nationen, die wegen dem Patriotismus die merkwürdigsten sind, auch auf gleiche Weise sich wegen ihrem Hasse gegen die Fremden auszeichnen. Die Juden, Griechen und Römer waren wegen beydem auf gleiche Art merkwürdig. Der Patriotismus, als ein starker Grund unter den Engländern, macht, daß sie sehr abgeneigt sind, die Fremden in ihrer Nation aufzunehmen. Die Einwohner von Neu-Seeland, sowohl Männer als Weiber, scheinen von einer sanften und liebreichen Gemüthsart zu seyn; sie begegnen einander mit vieler Liebe; aber sie sind gegen ihre Feinde unversöhnlich, und geben niemahls Quartier. Es ist sogar unter ihnen gewöhnlich, das Fleisch ihrer Feinde zu essen.

Einer Person von vieler Menschenliebe kann die hier vorgestellte Scene nicht angenehm seyn. Der Mensch, kann man denken, ist unter allen Thieren das grausamste; denn sogar die Raubthiere sind gegen ihre eigene Art unschädlich *).

---

*) Plin. Hist. Nat. lib. 7. Prooem.

Der Haß gegen die Fremden machet ein Stück unserer Natur aus; er ist unter einzelnen Personen im Privat-Leben; er brennet zwischen benachbarten Stämmen, und ist sogar in der Kindheit sichtbar. Kann eine solche verderbte Gemüthsart wohl einen guten Endzweck befördern? Diese Frage, welche tief in die menschliche Natur eindringt, ist noch zum Beschlusse des gegenwärtigen Versuchs aufbehalten.

Man sieht aus der vorher gehenden Erzählung, daß eine allgemeine Gewogenheit, die von verschiedenen Schriftstellern als eine moralische Pflicht eingeschärft wird, ein Irrthum ist. Unser Trieb zur Gesellschaft ist eingeschränkt, und unsere Pflicht muß folglich auch verhältnißmäßig eingeschränkt seyn. Allein hiervon wird hernach umständlicher gehandelt werden, wenn wir die Gründe der Moralität näher betrachten.

Der große Newton hat uns gelehret, daß die Anziehung und Wegstoßung in der Materie, durch die Veränderung der Umstände, eine in die andere verkehret werden. Dieses findet auch bey der Zuneigung und Abneigung Statt, welches man deßwegen nicht unschicklich die Anziehung und Wegstoßung des Gemüths nennen kann. Zwey Nationen, die ursprünglich gegen einander fremde sind, können durch Handel oder andere günstige Umstände so bekannt mit einander werden, daß sich ihr Haß in Wohlgewogenheit verwandelt. Die entgegen gesetzten Sitten einer Hauptstadt und einer Stadt im Lande dienen zu einer gu-

ten Erläuterung. In der letztern sind die Leute, die sich mit ihren häuslichen Angelegenheiten beschäftigen, gewissermaßen gegen einander fremde; es herrscht darin ein gewisser Grad des Hasses, welcher Neid und Verläumdung erzeuget. In der erstern befördert ein Hof, nebst den öffentlichen Belustigungen, eine allgemeine Bekanntschaft. Die Wegstoßung weichet der Anziehung, und die Leute vereinigen sich gern mit ihres Gleichen. Die Vereinigung zweyer Stämme in einen ist ein anderer Umstand, der die Wegstoßung in eine Anziehung verwandelt. Jedoch eine solche Verwandlung geschieht nicht augenblicklich; dieses bezeugen die verschiedenen kleinen Staaten in Spanien, welche sich viele Jahre nach ihrer Vereinigung unter einem Monarchen in der Wohlgewogenheit und Zuneigung nicht vereinigen konnten; und dieses war auch der Fall der beyden Königreiche England und Schottland. Bey gewissen Umständen erfolgt diese Verwandlung augenblicklich; z. B. wo ein Fremder ein Gegenstand des Mitleidens oder der Dankbarkeit wird. Viele geringe Personen in Brittanien trugen zum Unterhalte einiger Französischen Seeleute, die zu Anfange des letzten Krieges gefangen wurden, sehr viel willig bey. Eben so bald geschieht es, wenn sich Fremde, die sich auf unsere Menschenliebe verlassen, unsern Händen anvertrauen. Unter den Alten brachte die Gastfreyheit gegen die Fremden allein eine gegenseitige Zuneigung und Dankbarkeit hervor. Glaucus und Diomedes waren aus verschiedenen Ländern. Die Gastfreyheit gegen Fremde ist ein starkes

Zeichen der zunehmenden Sitten. Cäsar *) sagt von den Deutschen: „Sie halten es für Meineid, einen Fremden zu beleidigen. Sie beschützen ihn vor der Beleidigung, und verehren diejenigen, die unter sie kommen; ihre Häuser stehen ihnen offen, und sie geben ihnen gern zu essen." Die alten Spanier liebten den Krieg, und waren gegen ihre Feinde grausam; aber in Frieden brachten sie ihre Zeit mit Singen und Tanzen zu, und waren besonders gegen die Fremden, die zu ihnen kamen, sehr gastfrey. Es zeigt eine große Verfeinerung bey den Celten an, daß die Ermordung eines Fremden ein Hauptverbrechen war, da man den Todtschlag eines Bürgers nur mit der Verbannung bestrafte. Die Schweden und Gothen waren vorzüglich gastfrey gegen die Fremden; so wie es in der That alle nördlichen Nationen von Europa waren. Die Neger von Fouli werden von den Reisenden als ausnehmend gütig gegen die Fremden gerühmet. Die eingebornen Brasilianer sind besonders gastfrey. Ein Fremder ist nicht so bald unter ihnen angelangt, so wird er von Weibern umringt, die ihm die Füße waschen, und ihm die besten Sachen, die sie haben, zu essen vorsetzen. Wenn ein Fremder mehr als einmahl in eben das Dorf gehen muß, so nimmt es die Person, deren Gast er war, sehr übel, wenn er seine Wohnung verändern will.

Es gibt Ursachen, welche die Feindschaft zwischen benachbarten Staaten auf einige Zeit unter-

---

*) Lib. 6. c. 23. de Bello Gallico.

brechen. Die kleinen Staaten von Griechenland, unter welchen der Krieg kein Ende hatte, unterdrückten oft ihre Feindschaft, um sich wider den fürchterlichen Monarchen von Persien zu vereinigen. Es gibt auch Ursachen, welche die Hitze zwischen Parteien in eben dem Staate auf einige Zeit ersticken. Die beständigen Parteyen in Brittanien wegen der Macht und des Vorzugs, die während des Friedens sehr unangenehm sind, werden bey einem fremden Kriege beygelegt.

Auf der andern Seite hingegen wird die Anziehung durch verschiedene Ursachen in eine Wegstoßung verwandelt. Eine Ursache ist die Zersplitterung einer großen Monarchie in viele kleine Staaten; wovon die Assyrischen, Persischen, Römischen und Saracenischen Reiche Beyspiele sind. Die Liebe des Vaterlandes, die in einem großen Reiche schwach ist, weichet gern dem Hasse, der zwischen zwey benachbarten kleinern Staaten wirksam ist. Man bemerket dieses zwischen benachbarten Colonien, die sogar von einerley Nation sind; die Englischen Colonien in Nord-Amerika haben zwar einige Neigungen gegen ihr Vaterland behalten, aber sie haben einen Haß gegen einander gefaßt. Und glücklich für sie ist ein solcher Haß, wenn er ihre Vereinigung verhindert, um sich unabhängig zu machen; unendliche Kriege würden die unvermeidliche Folge davon seyn, wie es unter kleinen Staaten bey einer nahen Nachbarschaft zu geschehen pflegt.

Bisher ist der Weg ohne alle Hindernisse noch

ganz eben gewesen. Allein wir haben unsere Reise noch nicht geendiget; und die noch übrige Frage, nähmlich, in wie weit die Menschen ihrer Natur nach geschickt sind, nützliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn, und sich darin glücklich zu machen, wird uns vermuthlich auf einen Weg führen, der weder eben noch frey von Hindernissen ist. Der gesellige Trieb der menschlichen Natur würde erbärmlich unvollkommen seyn, wenn der Mensch einen Trieb zur Gesellschaft hätte, und sich nicht zu diesem Stande schickte; der Trieb würde, anstatt eine gute Absicht zu erreichen, sein Verderben seyn. Und doch scheint es zweifelhaft zu seyn, ob er sich zur Gesellschaft schicket oder nicht. Der Mensch ist uns, bey der Untersuchung seiner Aufführung, ein widerwärtiger Gegenstand, wegen seines Hasses gegen die Menschen von einem verschiedenen Stamme; und ich argwohne sehr, daß man ihn in seinem Betragen, sogar gegen seinen eigenen Stamm, kaum als einen angenehmen Gegenstand finden wird. Man sieht aus vielen Umständen, daß er von Natur geschickt ist, ein nützliches Mitglied eines geselligen Standes zu seyn, und sich darin glücklich zu machen. Ich führe hier erst zum Beyspiele an, verschiedene übereinstimmende Neigungen, die nicht anders, als in der Gesellschaft, können befriediget werden: nähmlich, die Neigung der Wahrhaftigkeit und des Vertrauens auf menschliche Zeugnisse; der Trieb zur Kenntniß, und das Verlangen die Kenntniß mitzutheilen; die Bekümmerniß über das zu betrauernde Unglück, und das Mitleiden

mit den Unglücklichen; die Begierde zum Leben, und die Neigung, die verdienstvollen Personen zu loben *). Solche übereinstimmende Neigungen machen die Menschen nicht allein zu dem geselligen Stande geschickt, in so weit als ihr Einfluß reichet, sondern sie ziehen dieselben auch auf eine sanfte Art zur Gesellschaft, um der Befriedigung willen, und machen sie darin glücklich. Aber dieses ist noch nicht alles, und nicht einmahl der größte Theil. Beweisen nicht Wohlgewogenheit, Mitleid, Großmuth, Heldenmuth und der ganze Zug geselliger Neigungen, unsere Geschicklichkeit zur Gesellschaft, und unsere Glückseligkeit in derselben? und die Gerechtigkeit vor allen andern Tugenden befördert den Frieden und die Eintracht in diesem Stande. Man muß auch hierbey das Vermögen der Sprache nicht vergessen, welches den Menschen in einem vorzüglichen Grade zur Gesellschaft geschickt macht, und eine reiche Quelle des Vergnügens darin ist.

Auf der andern Seite aber gibt es Fälle, die der Anzahl nach nicht weniger, und eben so mannigfaltig sind, uns zu überzeugen, daß sich der Mensch nicht zur Gesellschaft schickt, und er

---

*) Die Begierde zum Leben ist sogar in den Wilden anzutreffen. Dieses bezeugen die Wilden von Nord-Amerika, die sich deßwegen gern putzen, nähmlich die Männer; denn die Weiber sind solche erbärmliche Sclaven, daß sie keinen Muth haben an den Putz zu denken.

darin wenig Glückseligkeit findet. Was kann wohl der Eintracht in der Gesellschaft mehr zuwider seyn, als die ungeselligen Leidenschaften? und doch herrschen diese unter den Menschen. Sind nicht Neid, Bosheit, Rache, Verrätherey, Betrug, Geitz, Stolz u. s. w. schädliches Unkraut, welches die Gesellschaft vergiftet? Wir finden überall Personen, die den Untergang anderer suchen, und uns überzeugen, daß der Mensch keine fürchterlicheren Feinde hat, als sein eigenes Geschlecht. Sind nicht Uneinigkeit und Streit die vornehmsten Puncte in der Geschichte eines jeden Staates; Parteyen, die wider einander sind, und oft in bürgerliche Kriege ausbrechen? Appian's Geschichte von den bürgerlichen Kriegen der Römer liefert eine schreckliche Scene von Ermordungen, Verbannungen und Einziehungen der Güter, indem die Anführer ihre besten Freunde aufopfern, damit die Freyheit das Blut ihrer Feinde sauge; nicht anders, als ob das menschliche Blutvergießen die regierende Leidenschaft des Menschen wäre. Die Römer aber waren in diesem Stücke nicht die einzigen; die artigen Griechen, wie sie gemeiniglich beschrieben werden, waren noch viehischer und blutgieriger. Die folgende Stelle ist aus einem berühmten neueren Schriftsteller *) genommen: „Ohne Dionysius den ältern zu erwähnen, der über 10000 Bürger mit kaltem Blute soll er-

*) Versuch über die Bevölkerung der alten Nationen, von David Hume, Esq.

schlagen haben, und auch des Agathokles, Nabis und anderer nicht zu gedenken, die noch blutgieriger als er waren: so waren sogar die Unternehmungen in freyen Regierungen ausnehmend gewaltthätig und verderblich. Zu Athen ermordeten die dreyßig Tyrannen und Rathsherren, in einem Jahre ohne Verhör, über 1200 Leute, und vertrieben über die Hälfte von den noch übrigen Bürgern. In Argos tödtete das Volk beynahe zu eben der Zeit auf 1200 von dem Adel, und hernach ihre eigenen Demagogen, weil sie sich geweigert hatten, ihre Verfolgungen weiter fort zu setzen. Eben so tödtete das Volk in Corcyra auf 1500 von dem Adel, und vertrieb über 1000 von ihnen. Diese große Anzahl wird um so viel erstaunlicher scheinen, wenn man bedenket, wie ausnehmend klein diese Staaten waren. Allein, die ganze alte Geschichte ist voll von solchen Beyspielen."

Nach einer Staatsveränderung in dem Saracenischen Reiche im Jahre 750, wo die Ommiyanische Familie von den Abassianern vertrieben wurde, ließ Abdolah, das Oberhaupt der letztern, endlich eine Acte der Amnestie gegen die erstern mit der Bedingung bekannt machen, wenn sie ihm den Eid der Treue schwören wollten. Die Ommiyaner, welche die Bedingung annahmen, wurden dem Scheine nach sehr wohl empfangen. Allein, da sie im Begriffe waren, den Eid abzulegen, so wurden sie insgesammt von der Wache des Kaisers nieder gemacht. Ja, damit die Grausamkeit dieses Ungeheuers noch mehr gesättiget würde, so wurden diese Für-

ken, die noch am Leben waren, nahe zusammen gelegt, und mit Bretern bedeckt, worauf Abdolah seine Officiere bewirthete, „damit wir uns," wie er sagte, „an dem sterbenden Ächzen der Omminyaner erfreuen können." Während des Fehde-Systems, da jedermann ein Soldat war, der gern ein Edelmann seyn wollte, war die Gerechtigkeit kein Schutz wider die Macht, noch die Menschenliebe wider die blutige Rache. Die stürmenden Leidenschaften raseten überall mit unablässiger Wuth, und ein jeder Ort war ein Gemisch von Verwirrung und Elende. Niemand war sicher, als in seinem eigenen Schlosse, und es würde sehr verwegen gewesen seyn, wenn sich jemand nicht wohl bewaffnet und in starker Begleitung heraus gewagt hätte. Der Umgang war im zehnten Jahrhunderte unter den Franzosen noch so geringe, daß ein Abt von Clugni, den der Graf von Paris eingeladen hatte, einige Mönche in die Abtey von St. Maur zu bringen, die nahe bey Paris liegt, sich entschuldigte, daß er durch ein fremdes und unbekanntes Land nicht reisen könnte. Man findet in der Geschichte von Schottland während der Minderjährigkeit Jacobs des II. nichts als barbarische und grausame Sitten, Räubereyen, Verbrennungen der Häuser, Blutvergießen, und unendliches Niedermetzeln. Pittscottie saget, daß die Unterdrückung, der Diebstahl, Meineid und das Schänden der Weiber nur Spielwerk wären. Wie ähnlich ist dieses den Raubthieren, die man in dem Römischen Circus ehemahls wider einander los ließ!

Die Menschen sind geneigt, sich um der geringsten Ursache willen in Parteyen zu zertheilen, und wenn es an einer Ursache fehlet, so werden oft Parteyen bloß auf Worte gemacht. Die Whigs und Torys beruheten lange in England auf keinem besseren Grunde. Die Torys bezeigten einen blinden Gehorsam; aber sie behaupteten nur, daß sie keine Sclaven seyn wollten. Die Whigs bezeigten viele Widersetzlichkeit; aber sie erklärten es für unrecht, zu widerstehen, wofern es nicht geschähe, um zu verhindern, zu Sclaven gemacht zu werden. Wären diese Parteyen geneigt gewesen, sich zu vereinigen, so würden sie bald gefunden haben, daß sie bloß in Worten von einander unterschieden waren. Eben diese Anmerkung läßt sich auch bey vielen Religions-Streitigkeiten anwenden. Eine Secte behauptet, daß wir durch den Glauben allein selig werden; eine andere saget, daß die guten Werke nothwendig wären. Der Unterschied liegt bloß in den Worten. Die erste räumet ein, daß ein Mensch, wenn er sündiget, den Glauben nicht haben kann, und folglich sind unter einem solchen Glauben die guten Werke enthalten. Die andere, daß die guten Werke die gute Absicht, oder mit anderen Worten, den Glauben mit in sich fassen *). Das folgende wirklich lächerliche Beyspiel ist von Parteyen, die bloß aus einer Neigung, ohne alle wirkliche oder wörtliche Ursache unterschieden zu seyn, errichtet worden. Niemand war in dem

*) S. Knox Kirchengeschichte von Schottland.

letzteren Kriege zwischen der Königinn von Ungarn und dem Könige von Preussen weniger interessirt, als die Bürger von Ravenna. Und dessen ungeachtet theilten sie sich in Parteyen, welche alles Umgangs mit einander entsagten. Nach der Schlacht von Roßbach ließ sich der Anführer einer solchen Partey einen ganzen Monath hindurch nicht öffentlich sehen. Jedoch unser Verzeichniß ist noch nicht vollständig. Die Streitigkeiten in bürgerlichen Angelegenheiten sind in Vergleichung der Religions-Streitigkeiten für nichts zu rechnen. Es ist beklagenswürdig zu sehen, daß die Secten in der Religion den benachbarten Staaten ähnlich sind; je näher sie einander sind, desto größer ist ihr Haß und ihre Bitterkeit. Jedoch da alle Historien voll sind von der Grausamkeit und Verwüstung, welche die Religions-Streitigkeiten verursachet haben, so kann ich mich bey solchen schrecklichen Scenen nicht länger aufhalten.

Was soll man nun aus den vorhergehenden Begebenheiten, die dem Anscheine nach mit einander nicht bestehen können, für einen Schluß machen? Ich weiß nicht, wie ich sie auf eine andere Art mit einander vereinigen kann, als daß ich den Menschen für eine Zusammensetzung von Grundlagen und Leidenschaften halte, von denen einige gesellig, und einige ungesellig sind. Entgegen gesetzte Gründe oder Leidenschaften können sich nicht zu gleicher Zeit bey einerley Gegenstand zeigen; aber sie können sich wohl in einem Augenblicke bey verschiedenen Gegenständen, und zu verschiedenen Zeiten bey einerley

Gegenstand zeigen. Diese Bemerkung dienet zwar dazu, daß man die scheinbare Unbeständigkeit in unserer Natur erklären kann, wie sie zu einer Zeit sehr gesellig, und zu einer andern Zeit nicht weniger ungesellig ist; allein sie gibt keine Auflösung der Frage, ob die Menschen überhaupt zur Gesellschaft geschickt sind, und sich darin glücklich machen können. Es ist also zur Entscheidung dieser Frage nöthig, daß wir die natürliche Geschichte des Menschen noch einmahl betrachten.

In einer entstehenden Gesellschaft, wo die Menschen gemeinschaftlich jagen und fischen, wo ein Überfluß an Wildbret ist, und wo die Empfindung vom Eigenthume noch schwach ist, herrschet immer eine gegenseitige Neigung, weil daselbst keine Ursache zur Uneinigkeit ist; und die ungeselligen Leidenschaften finden einen hinlänglichen Ausgang wider die benachbarten Stämme. So ist der Zustand der Nordamerikanischen Wilden, welche bis auf diesen Tag noch Jäger und Fischer sind; und so ist der Zustand aller unvernünftigen Thiere, die in Gesellschaft leben, wie bereits oben erwähnet worden. Die Insel Otaheite ist in viele kleine Cantons eingetheilet, wovon ein jeder sein eigenes Oberhaupt hat. Diese Cantons führen niemahls einen Krieg mit einander, ob sie gleich mit den Einwohnern der benachbarten Inseln in einem beständigen Kriege sind. Die Einwohner der neuen Philippinischen Inseln sind nach dem Zeugnisse des P. Gobien weit besser, als eine jede andere bekannte Nation,

zur Gesellschaft geschickt. Ein sanftmüthiges Temperament, und eine Liebe, Gutes zu thun, machen ihren Charakter aus. Sie üben niemahls Gewaltthätigkeiten aus; sie wissen nichts vom Kriege; und es ist unter ihnen ein Sprichwort, daß ein Mensch niemahls einen Menschen tödtet. Plato setzet den Sitz der Gerechtigkeit und der Glückseligkeit unter die ersten Menschen; und unter ihnen war das goldene Zeitalter, wenn jemahls dergleichen gewesen ist. Aber wenn eine Nation zahlreich wird, und anfängt, Herden von Schafen und anderen Thieren zu haben; wenn sie fortfährt sich die Ländereyen zuzueignen, und ohne den Luxus nicht zufrieden ist: so entstehen Eigennutz und Stolz, und werden herrschende und unbändige Leidenschaften. Die Ursachen der Uneinigkeit vermehren sich, der Geitz und die Rache nehmen überhand; und unter einem Volke, welches noch nicht vollkommen einer Regierung unterwürfig ist, wüthen ungesellige Leidenschaften, und drohen eine gänzliche Vernichtung der Gesellschaft. Es hält nichts den bevorstehenden Schlag auf, als die unermüdete, obgleich stille Wirksamkeit des geselligen Triebes. So war der Zustand der Griechen zu einer gewissen Zeit ihres Wachsthumes, wie bereits oben erwähnet worden; und so war der Zustand von Europa, und besonders von Frankreich, während der Anarchie des Fehde-Systems, da alles Zwietracht, Blut und Raub war. Man kann also überhaupt ganz kühn behaupten, daß die Menschen, wo der Geitz und die unordentlichen Leidenschaften herrschen, sich sehr schlecht zur Gesellschaft schicken.

Die Vorsehung weiß aus der Verwirrung Ordnung hervor zu bringen. Die Menschen lernen in einer so unangenehmen Gesellschaft aus einer traurigen Erfahrung, daß sie entweder der Gesellschaft entsagen, oder sich selbst dazu geschickt machen müssen. — Die Wahl ist leicht, aber die Ausübung ist schwer. Nach unendlichen Bemühungen behielt doch der Trieb zur Gesellschaft die Oberhand; und die Zeit, welche alles erobert, machte endlich die Menschen in der Kunst, ihre Leidenschaften zu unterdrücken, oder sie zu verstellen, ganz vollkommen. So bald wir nun kein anderes Vergnügen als in der Gesellschaft finden, so bemühen wir uns auch um die Zuneigung anderer; und wir halten uns zur Gerechtigkeit und zu den guten Sitten; die unordentlichen Leidenschaften werden unterdrückt, die gütigen Gesinnungen ermuntert, und die Menschen werden zur Gesellschaft weniger ungeschickt als vorher.

Allein muß der Fortgang der Menschen zur Vollkommenheit der Gesellschaft hier stehen bleiben? Muß denn die Begierde zur Macht und Eigenthum immer der regierende Grund seyn? Und sollen Neid, Rache, Verrätherey, und Betrug niemahls aufhören? Wie sehr wäre es zu wünschen, wird man sagen, daß alle Menschen aufrichtig und redlich wären, und daß alle von einer Nation, wie eine einzelne Familie, in Einigkeit und gegenseitiger Liebe mit einander vereiniget wären! Alsdann würde hier in der That ein beständiger Sonnenschein, ein goldenes Zeit-

alter, und ein Zustand seyn, der sich dem Stande der frommen Menschen näherte, die in den himmlischen Wohnungen vollkommen gemacht sind. Allein man hüthe sich, solchen angenehmen Träumen nachzuhangen. Das System der Vorsehung ist von unsern Wünschen weit unterschieden; und darf es der unwissende Mensch wagen, die Vorsehung zu tadeln? Sind wir im Stande das Ganze zu beurtheilen, da uns nur ein kleiner Theil davon sichtbar ist? Es ist unsere Pflicht zu glauben, daß das Ganze, wenn wir es sehen könnten, uns schön erscheinen würde. Jedoch wir sind nicht zu einem bloßen Glauben angewiesen; ein schimmerndes Licht, welches herein bricht, machet es wenigstens zweifelhaft, ob es nicht im Ganzen für uns besser ist so zu seyn, wie wir wirklich sind. Wir wollen daher diesem schimmernden Lichte folgen, um zu sehen, wohin es uns führen wird.

Ich mache mit der Anmerkung den Anfang, daß wir zwar in unserm jetzigen Zustande viele Trübsale und Noth von eigennützigen und ungeselligen Leidenschaften erdulden müssen, aber daß doch die Gewohnheit uns mit unserer Noth bekannter macht, und uns abhärtet, sie nicht allein zu ertragen, sondern derselben auch sogar Trotz zu biethen. Eine genaue Beobachtung der Regeln der Gerechtigkeit würde freylich unsere Personen und unser Eigenthum in Sicherheit setzen. Der Raub und Mord würden verschwinden, und man würde von keinen Waffen hören. Und in so weit würde es vortrefflich seyn, wenn nicht neue Übel

an ihre Stelle kämen. Allein die Lücke müßte ausgefüllet werden, und es würden die Plagen des Gemüths von verschiedener Art herein dringen, besonders solche, die von einer verfeinerten Zärtlichkeit und Empfindung der Ehre herrühren, und wenig geachtet werden, so lange wir größern Gefahren ausgesetzt sind. Eben so scheinet es noch zweifelhaft, ob die Veränderung sehr viel zu unserm Vortheile seyn würde; sowohl der Schmerz als das Vergnügen wird durch Vergleichung abgemessen; und der geringste Schmerz, der z. B. aus einer Unterlassung der Höflichkeit oder guten Lebensart entsteht, wird eine Person, die niemahls einen härtern Schmerz gefühlet hat, gar sehr überwältigen. Die natürlichen Übel werden immer übrig bleiben; und diese außerordentliche Zärtlichkeit und Sanftmuth, die durch den äußerlichen Frieden und die Einigkeit hervor gebracht werden, würden solche Übel unerträglich machen. Die geringsten Unbequemlichkeiten eines rauhen Weges, schlechten Wetters, oder der geringen Kost, würden ernsthafte Übel werden, und dem Wanderer so beschwerlich fallen, daß er es nicht ertragen könnte. Die Franzosen, unter welchen die Gesellschaft eine feinere Gestalt als bey einer jeden andern Nation bekommen hat, sind so sanft und zärtlich geworden, daß sie alle Standhaftigkeit im Unglücke verloren haben. Sie können nicht einmahl eine Vorstellung von harter Noth in einem Trauerspiele ertragen. Englische Zuschauer würden bey den geringen Unglücksfällen, die auf dem Französischen Theater einen tiefen Eindruck machen, bald einschlafen.

Aber gesetzt auch, daß eine gewissenhafte Beobachtung der moralischen Vorschriften eine wirkliche Verbesserung in der Gesellschaft wäre: so scheinet mir es doch gewiß zu seyn, daß die Menschen als einzelne Personen durch diese Verbesserung mehr leiden, wie sie als Mitglieder der Gesellschaft gewinnen würden. Man müßte nothwendig zur Erhaltung der Regeln der Gerechtigkeit, und zur Behauptung einer vollkommenen Einigkeit und Liebe unter den Menschen alle ungeselligen und eigennützigen Leidenschaften ausrotten, oder unter eine völlige Unterwürfigkeit bringen. Nun sehe man auf die Folgen; sie verdienen unsere genaueste Aufmerksamkeit. Die Bewegung ist sowohl für das Gemüth als für den Körper nöthig; ein Mensch, der sich in einem muntern Bestreben nach Geschäften oder Vergnügungen befindet, ist in seinem Elemente, und in einem hohen Muthe; aber wenn kein Gegenstand zu erlangen oder zu vermeiden ist: so wird sein Muth matt, und er sinkt in eine Trägheit und Zaghaftigkeit. Der Mensch ist deßwegen zur Verhüthung eines so erbärmlichen Zustandes mit vielen Leidenschaften versehen, die unaufhörlich zur Thätigkeit antreiben, und sowohl sein Gemüth als auch seinen Körper beleben. Allein nach der gegenwärtigen Meinung würde kaum ein Bewegungsgrund zur Handlung übrig bleiben; und der Mensch würde in eine Schlafsucht verfallen, und mit keinem andern Geschöpfe wetteifern.

Man sollte hierbey auch nicht vergessen, daß ein einförmiges Leben des Friedens, der Ruhe,

und der Sicherheit, nicht lange gefallen würde. Eine beständige Wiederhohlung von einerley Vergnügungen würde sogar ein goldenes Zeitalter abgeschmackt machen, so wie man einen Italienischen blauen Himmel in einem langen Sommer nicht mehr achtet. Die Natur hat daher aus weisen Absichten einen Geschmack an der Veränderung in uns gelegt; und ohne denselben würde das Leben überhaupt verdrüßlich seyn. Paraguai dienet unter der Jesuitischen Regierung zu einer schönen Erläuterung. Es war in gewisse Parochien eingetheilet, so daß in einer jeden derselben ein Jesuit als König, Priester und Prophet, Oberaufseher war. Die Landeseinwohner durften kein Eigenthum haben, sondern arbeiteten unaufhörlich für ihr tägliches Brot, welches ihnen aus einem öffentlichen Magazine gereichet wurde. Die Männer wurden zum Ackerbaue, und die Weiber zum Spinnen gebraucht, und es waren gewisse Stunden zur Arbeit, Speise, Gebeth, und Schlaf bestimmt *). Sie verfielen in einen solchen sorg-

---

*) Außer dem Paraguaischen Thee, den man sehr in Peru suchet, wurden noch Wolle, Tobak und Zuckerrohr in Paraguai angebauet, und die Producte wurden in Magazinen aufbewahret. Kein Indianer durfte in seinem Hause nicht ein Loth von diesen Waaren aufbehalten, bey Strafe von zwölf Streichen zu Ehren der zwölf Apostel, und einem dreytägigen Fasten in dem Zuchthause. Die Patres übten selten eine Todesstrafe aus, weil sie dadurch einen nützlichen Sclaven verloren.

losen Zustand des Gemüths, daß sie sich über das Sterben nicht grämten, wenn sie von einer Krankheit überfallen wurden. Ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was ihnen begegnen konnte, war so groß, daß sie zwar die Jesuiten anbetheten, aber auch keinen Widerstand thaten, da diese Patres im Jahre 1767 von den Spaniern angegriffen, und ihre berühmte Republik zerstöret wurde. Das Mönchsleben widerspricht der Natur des Menschen; daher reitzet ohne Zweifel die Trägheit dieses Standes manchen Mönch und Nonne, sich auf Unkosten der Tugend eine Beschäftigung zu verschaffen. Das Leben der Maltheser-Ritter ist jetzt gar nicht mehr angenehm, da ihre irrende Ritterschaft wider die Türken aufgehöret hat. So lange sie auf der Insel wohnen, so ist ihnen eine strenge Einförmigkeit in ihrer Lebensart erschrecklich beschwerlich. Die Abwesenheit ist ihre einzige Erleichterung, wenn sie Erlaubniß dazu erlangen können. Und zuletzt wird kein Ritter, außer denen, die ihres Amts wegen gebunden sind, auf der Insel bleiben.

Ich gehe nunmehr zu einer andern Betrachtung fort. Die Bekanntschaft mit der Gefahr ist zur Ausrottung unserer natürlichen Furchtsamkeit ganz unentbehrlich; und diese letztere ist so tief eingewurzelt, daß die Bekanntschaft mit der Gefahr von einer Art uns nicht gleich zu einer andern Art abhärtet. Ein Soldat, der im Felde so muthig wie ein Löwe ist, wird zur See so verzagt wie ein Kind; und ein Seemann, der den Winden und Wellen trotzt, erzittert, wenn er

ein muthiges Pferd besteiget. Der Muth ist sogar mitten in den Gefahren und unerwarteten Zufällen nicht überflüssig vorhanden; die Fabrikanten, die viel sitzen, und selten einer Gefahr ausgesetzt sind, haben vorzüglich wenig Muth. Was würden nun die Menschen in dem angenommenen Stande einer allgemeinen Ruhe, Eintracht und Sicherheit seyn? Sie würden mit einem Hasen oder einer Maus in der Furchtsamkeit wetteifern. Alsdann würde der Muth, die Großmuth, der Heldenmuth, und eine jede Leidenschaft, welche die menschliche Natur veredelt, gar bald verschwinden. Es ist möglich, daß Leute, die sich freuen, daß sie wider alle Gefahren in Sicherheit sind, gegen einen so verderbten Zustand nicht abgeneigt seyn würden. Allein wenn es solche Menschen gibt, so bitte ich sie nur zu überlegen, daß alle Nationen in dem Wachsthume von der Kindheit bis zum reifern Alter nicht auf gleiche Weise reif werden. Eine Nation kann zu der vermeinten Vollkommenheit der Gesellschaft gelangen, ehe eine andere sich über den wilden Zustand erhoben hat. Was für Sicherheit hat nun die erstere wider die letztere? Gerade eben dieselbe, welche furchtsame Schafe wider hungrige Wölfe haben.

Ich werde noch mit einer andern Wirkung der vermeinten Vollkommenheit der Gesellschaft beschliessen, die vielleicht mehr als eine andere von den erwähnten erniedrigend ist. Die Übung, wie bereits oben bemerket worden, ist sowohl dem Gemüthe als dem Körper gleich nothwendig. Die

Urtheilskraft z. B. wird ohne eine beständige und abwechselnde Übung Zeitlebens schwach und unbrauchbar bleiben. Auf welche Weise erlangt nun der Mensch Klugheit und Vorsicht anders als durch Übung? Es ist hierbey eben so, wie bey dem Körper; man entziehe einem Kinde die Bewegung, so wird es niemahls eine Stärke in den Gliedern erlangen. Die vielen Schwierigkeiten, welche die Menschen antreffen, und ihre verschiedenen Gegenstände des Bestrebens erwecken den Verstand, und setzen die Urtheilskraft in Thätigkeit, um auf Mittel zur Erlangung ihres Wunsches zu denken. Die Seele gelangt durch eine beständige Übung zu ihrer Vollkommenheit; und wird eben dadurch in ihrer Stärke erhalten. Es würde aber bey der vermeinten Vollkommenheit der Gesellschaft keine solche Übung seyn; denn wo man wenig verlangte und noch weniger befürchtete, da würden unsere Seelenkräfte beständig schlafen; und wir würden niemahls wissen, daß wir solche Kräfte hätten. Die Leute von Paraguai werden als bloße Kinder am Verstande beschrieben. Ist aber dieses wohl zu verwundern, wenn man ihren Zustand unter der Jesuitischen Regierung, ohne Ehrgeitz, ohne Eigenthum, ohne Furcht vor dem Mangel, und ohne Begierden betrachtet? Die Bedürfnisse derer, welche in dem heißen Erdstriche wohnen, werden leicht angeschafft; sie brauchen keine Kleidung, und kaum eine Wohnung; und die Früchte, welche dort vollkommen reif werden, geben ihnen Speise, ohne daß sie darum arbeiten dürfen. Brauchen wir wohl eine andere Ursache ihres geringen Verstan-

des, in Vergleichung mit den Einwohnern von andern Ländern, wo das Gemüth und der Körper beständig beschäftigt sind, sich die Bedürfnisse zu verschaffen *)?

Dieser artige Schriftsteller Mandevil, der al-

*) Die Glückseligkeit der Ruhe und Unthätigkeit wird in folgender Beschreibung ganz poetisch geschildert. „O du glücklicher Lappländer, der du an dem äußersten Rande der bewohnbaren Erde so im Dunkeln ganz ruhig, zufrieden und unschuldig lebest! du fürchtest dich nicht vor der Theurung, noch vor dem Wüthen des Krieges; und diejenigen Drangsale, welche ganze Provinzen und Städte verheeren, können deine Küsten nicht erreichen. Eingehüllt in deine Pelzdecke, kannst du sicher schlafen; du weißt nichts von unruhigen Sorgen; du bist ohne Neid, und wirst nicht beneidet. Du fürchtest keine Gefahr, außer von dem Donner des Himmels. Deine unschädlichen Tage verfließen in Ruhe, und reichen über den Zeitpunct von hundert Jahren. Deine Gesundheit ist stark, und dein abnehmendes Alter ist ruhig. Millionen Krankheiten, welche die übrige Welt verheeren, haben niemahls dein glückliches Land erreichen können. Du lebest wie die Vögel des Holzes; du sorgest nicht zu säen und zuärndten; denn die gütige Vorsehung hat schon für alle deine Bedürfnisse gesorget." — Linnaei Flora Lapponica. — Ein so beredter Lobredner des Lappländischen Lebens würde vielleicht bey einer Auster eine große Figur machen. Kein Geschöpf ist freyer vom Mangel, kein Geschöpf freyer vom Kriege, und vielleicht ist kein Geschöpf freyer von der Furcht; welches, leider! nicht der Fall bey dem Lappländer ist.

lezeit unterhaltend ist, wenn er auch nicht allezeit unterrichtet, freuet sich über seinen dem Ansehen nach paradoxen Satz, daß die Privatlaster öffentliche Wohlthaten wären. Er beweist zwar recht siegreich, daß der Diebstahl die Schlösser und Riegel hervor gebracht, und daß der Krieg Schwerter und Kanonen erzeuget habe. Allein was würde sein Sieg gewesen seyn, wenn er entdeckt hätte, daß eigennützige und ungesellige Laster die erhabensten Tugenden befördern; und daß, im Falle solche Laster ausgerottet würden, der Mensch ein kriechendes und verächtliches Geschöpf seyn würde? Wie übereilt urtheilen doch die Menschen von den Wegen der Vorsehung! Ein goldenes Zeitalter und ein Leben von einem beständigen Sonnenscheine ist der Einbildungskraft so schmeichelhaft, daß es eine Lieblingsmaterie unter den alten und neuen Dichtern gewesen ist. Sind wir nun einmahl von der Glückseligkeit eines solchen Zustandes eingenommen, so ist es nicht leicht, daß wir mit unserm Zustande in diesem Leben zufrieden sind. Sobald eine solche Vermischung von Gutem und Bösem, von Gottlosigkeit und Wohlthätigkeit, von Freundschaft und Betrügerey, und von Frieden und Kriegen in der Welt ist, — können wir wohl vermeiden, den Schluß zu machen, daß in dieser unglücklichen Welt der Zufall mehr herrscht als die Weisheit? Was für eine bessere Ursache können die Freygeister wünschen, wider die Vorsehung zu reden, da Männer, die besser gesinnt sind, in-

---

*) *Buffon* Histoire naturelle. Vol. IX. 8. édit.

nerlich seufzen und stillschweigen müssen *). Aber man sehe nur die Blindheit der Menschen in Absicht auf die Austheilung der Vorsehung! Ein goldenes Zeitalter würde für den Menschen weit giftiger gewesen seyn, als die Büchse der Pandora; es würde eine Gabe seyn, die dem Munde süß, aber in dem Magen bitter wäre. Wir wollen daher aufhören zu murren; denn die vorhabende Materie muß uns überzeugen, daß unser bester Weg ist, sich demüthig allem zu unterwerfen, was uns begegnet, und gewiß versichert zu seyn, daß die Welt durch Weisheit, und nicht durch ein Ungefähr regieret wird. Was kann man von Barbaren anders erwarten, als die größte Unwissenheit von der Vorsehung der göttlichen Regierung? Jedoch da die Menschen in der Kenntniß der Ursachen und Wirkungen immer weiter kommen, so wird auch die Güte und Weisheit eines Alles regierenden Wesens immer mehr und mehr sichtbar. Wie angenehm ist diese Bemerkung! Man hat sowohl in der körperlichen als moralischen Welt unzählige schöne Endursachen in Absicht auf viele besondere Dinge, die ehemahls dunkel und finster waren, entdecket. Viele davon haben auch noch dieses Ansehen; allein ist es in Absicht auf diese wohl zu kühn, wenn man behauptet, daß ein Beweis von der Unwissenheit, welcher auf alle Weise geringe ist, überhaupt in der Beurtheilung der göttlichen Regierung unzureichend sey? Wie heilsam ist es für den Menschen, und wie trostreich ist es, bey dem Glauben zu bleiben, daß alles, was vorhanden ist, das Beste sey.

Zweyter Versuch.

Allgemeine Betrachtung über die Regierung.

Eine genaue Beschreibung des Wachsthums der Regierung würde einen ganzen Band erfordern; in diesem Werke aber können nur einige wenige Anmerkungen Statt finden. Wir haben bereits oben die Mittel erklärt, welche die Menschen zur Gesellschaft geschickt machen; allein die Schriftsteller sind wegen der Mittel, die sie zur Regierung geschickt machen, nicht einig. Alle halten davor, daß die Unterwerfung gegen unsere Beherrscher eine Pflicht sey; allein sie scheinen dabey in Verlegenheit zu seyn, wenn sie sagen sollen, auf welchem Grunde diese Pflicht beruhe; nicht anders als ob es nicht gewiß wäre, daß wir unserer Natur nach sowohl zur Regierung als zur Gesellschaft geschickt sind. Wenn die Gerechtigkeit oder Wahrhaftigkeit zur Gesellschaft nothwendig sind, so ist es die Unterwerfung unter eine Regierung nicht weniger, und eine jede von diesen zeiget sich auf gleiche Weise durch die moralische Empfindung, daß sie unsere Pflicht sey. Allein die Pflicht der Unterwerfung, um den Menschen zur Regierung geschickt zu machen, ist nicht hinreichend; die Verschiedenheit des Temperaments und der Talente sind auch nöthig; und diesen zu Folge ist es von der Vorsehung so geordnet, daß es in einer Ge-

sellschaft weder an Menschen, die zum Regieren geschickt sind, noch auch an Menschen, die zum Folgen geneigt sind, fehlet. Wo eine Anzahl von Leuten um einer gewissen Absicht willen sich vereiniget, da werden natürlicher Weise einige ohne eine förmliche Wahl sich ein Ansehen geben, und die übrigen werden eben so gern gehorchen. Eine regelmäßige Regierung, die auf Gesetze gebauet ist, fand wahrscheinlicher Weise nicht eher Statt, als bis die Leute durch lasterhafte Beherrscher oft gelitten hatten *).

Während der Kindheit der Nationalgesellschaften ist die Regierung ausnehmend einfach; und nicht weniger gelinde als einfach. Kein einzelner Mensch hat von Natur das Recht, eine Herrschaft über seine Nebenmenschen auszuüben; denn kein Mensch ist mit einem Zeichen des Vorzugs gebohren, womit er darthun kann, daß er ein solches Recht habe. Allein die Natur lehret uns Ehrfurcht gegen alte und erfahrne Menschen, die

---

*) Anfänglich war vielleicht, nach Festsetzung einer gewissen Regierung, der Weisheit und Einsicht derer, die regieren sollten, alles überlassen worden, bis man dieses aus der Erfahrung sehr unbequem fand; so daß die zum Mittel vorgeschlagene Sache die Wunde vermehrte, die sie heilen sollte. Sie sahen, „daß, nach eines Menschen Willen zu leben, eben so viel wäre, als das Elend aller Menschen zu befördern." Dieß nöthigte sie zu den Gesetzen zu kommen, worin alle Menschen ihre Pflicht vor sich sehen, und die Strafen ihrer Übertretung wissen möchten. S. Hookers Eules. Pol. l. 1. §. 10.

folglich auch die Anführung bey den Berathschlagungen übernehmen, und die Ausführung den jungen und starken überlassen *). Der Krieg kann zwar nicht ohne einen Befehlshaber geführet werden; aber ursprünglich war seine Macht nur auf den wirklichen Krieg eingeschränkt; und er kam als eine Privatperson zurück, und wenn er auch mit Sieg gekrönet war. Die Bedürfnisse der Menschen waren anfänglich so wenige, und wurden so leicht befriediget, daß sie selten eine Streitigkeit unter den Mitgliedern eben dieses Stammes verursachten. Und die Menschen, die ihre ungeselligen Leidenschaften gegen andere Stämme auslassen konnten, lebten gern in Frieden zu Hause. Die Einführung des Geldes machte eine erstaunliche Veränderung. Der Reichthum, welcher

---

*) Diejenigen, welche keine andern Sitten als die neuern kennen, werden in Verlegenheit seyn, die große Verehrung zu erklären, die man in den frühesten Zeiten gegen das Alter hatte. Vor der Erfindung der Schrift waren die alten Leute die lebendigen Magazine der Kenntnisse, die sie durch Erfahrung erlangten; und die jungen Leute hatten keinen andern Weg etwas zu lernen, als von ihnen. Bey der Belagerung von Troja war Nestor, der drey Menschengeschlechter gesehen hatte, der vornehmste Rathgeber der Griechen. Jetzt aber, da die Bücher der offene Weg zur Kenntniß sind, wozu Alte und Junge einen Zugang haben, so kann man mit Recht bemerken, daß durch die Erfindung der Schrift und der Druckerey die alten Leute viel von ihrer vorigen Wichtigkeit verloren haben.

durch das Glück erlangt oder durch Raub verschafft wurde, machte auf das gemeine Volk einen Eindruck. Man erkannte verschiedene Stände; die Reichen wurden gebietherisch, und die Armen zur Meuterey geneigt. Der Eigennutz, der über die gesellige Neigung herrschte, empörete jedermann wider seinen Nächsten; und die Menschen, welche ihre natürlichen Feinde übersahen, ließen ihre ungeselligen Leidenschaften an ihrem eigenen Stamme aus. Es wurde nothwendig die Hände der Beherrscher zu verstärken, um die durch Reichthum erhitzten Leidenschaften zu unterdrücken, welche auf eine Zerstörung der Gesellschaft abzielen. Diese flüchtige Betrachtung erkläret schon den stufenweisen Fortgang der Regierung von der gelindesten bis zur unumschränktesten Regierungsform. Der zweyte Theil dieses Fortganges ist weit angenehmer. Die Menschen, welche zu der Macht der Regierung lange gewöhnt sind, erlangen eine Fertigkeit, ihre unruhigen Leidenschaften zu unterdrücken; und indem sie nach und nach regelmäßig und ordentlich werden, so lassen sie sich auch vom Unrechte abziehen.

Während der Kindheit einer Gesellschaft müssen die Strafen gelinde seyn; weil die Regierung keine hinlängliche Macht über die Gemüther der Menschen hat, dasjenige zu erzwingen, was zu strenge ist. Allein die Regierung erlangt mit der Zeit ein großes Ansehen; und wenn dieses Ansehen in den Gemüthern des Volks eingewurzelt ist, so können schärfere Strafen wirksamer gemacht werden; und solche Strafen sind auch unter einem

Volke, welches noch nicht gut abgerichtet ist, höchst nothwendig. Sobald aber als die Menschen unter einer beständigen Regierung regelmäßig und ordentlich werden, so werden auch die Strafen immer weniger nothwendig, und die gelindesten sind hinreichend. Die chinesische Regierung ist ausnehmend gelinde, und ihre Strafen sind in eben dem Tone. Eine Lebensstrafe findet niemahls eher Statt, als bis das Urtheil von einem hohen Gerichtshofe untersuchet und vom Kaiser gebilliget ist. Auf diese Weise kommt die Regierung, nach allen unmittelbaren Graden des Fortganges von der äußersten Gelindigkeit bis zur äußersten Schärfe, endlich zu ihrer ursprünglichen Gelindigkeit und Leutseligkeit wieder zurück *).

---

*) Ein scharfsinniger Schriftsteller bemerket, daß jetzt, da unsere amerikanischen Colonien so blühend sind, die Verbannung in jene Länder kaum mehr eine Strafe sey. Er thut daher den Vorschlag, daß man die Verbrecher nach Hudsonsbay, oder in ein anderes unangebauetes Land schicken soll. Mein Zweifel dabey ist, daß die Strenge der Strafe, so wie die Verbesserung der Sitten zunimmt, auch sollte gemildert werden. Vielleicht aber kann die Verschickung in eine von unsern amerikanischen Colonien, ob sie gleich jetzt weniger schrecklich als ehemahls ist, eine hinreichende Strafe für den Diebstahl oder ein anderes großes Verbrechen seyn.

Dritter Versuch.

Vergleichung der verschiedenen Regierungsformen.

Unter allen Regierungen ist die Demokratie die unruhigste; der Despotismus, der die Verstandeskräfte betäubet, und eine jede Triebfeder der Handlung schwächet, ist derselben gerade entgegen gesetzt. Die vermischten Regierungen, entweder monarchische oder republikanische, stehen in der Mitte; sie befördern die Thätigkeit, aber selten eine gefährliche Ausschweifung.

Die bloße Demokratie, wie zu Athen, Argos und Karthago, ist die schlimmste Regierungsform, wenn wir den Despotismus nicht ausnehmen. Die Leute, welche die oberste Gewalt haben, sind übermüthig im Glücke, furchtsam im Unglücke, grausam im Zorne, blind und verschwenderisch in ihrer Gewogenheit, und unfähig eine kluge Maßregel mit Standhaftigkeit zu ergreifen. Thucydides *) erzählet, daß Agis mit einer tapfern Armee Spartaner die Armee von Argos umringte; und ob er gleich seines Sieges gewiß war, so ließ er sie doch nach den feyerlichen Versicherungen des Thrasylus, des Argivischen Generals,

*) B. V.

alle Streitigkeiten in einem Friedenstractate zu endigen, wieder abziehen. Agis wurde vielleicht mit Recht gar sehr getadelt, daß er den Sieg aus seinen Händen gelassen hätte; aber die Archiver, welche vom Siege träumten, da die Gefahr vorüber war, machten ihrem Generale den Proceß, zogen alle seine Güter ein, und würden ihn gesteinigt haben, wenn er nicht in einen Tempel geflohen wäre. Zwey Atheniensische Generale schickten nach einem Siege zur See den Theramenes ab, um ihren Todten die letzte Pflicht zu erweisen, indem sie schon auf einen zweyten Sieg dachten. Ein heftiger Sturm verhinderte den Theramenes, das ihm aufgetragene Geschäft zu vollziehen; aber es hielt das Volk von Athen nicht ab, ihre zwey Generale zu tödten, als ob sie ihre Pflicht verabsäumet hätten. Das Schicksal des Sokrates ist ein betrübtes Beyspiel von der veränderlichen und hitzigen Gesinnung eines demokratischen Staats. Er wurde zum Tode verdammt wegen unternommenen Neuerungen in der festgesetzten Religion: das Urtheil war auf eine grobe Art ungerecht; denn er wagte keine Neuerung; sondern er breitete nur unter seinen Freunden reinere Begriffe von der Gottheit aus, als damahls in Griechenland gewöhnlich waren. Kaum aber war sein Leichenbegängniß vorüber, so wurde das Volk in die heftigste Reue versetzet. Seine Ankläger wurden ohne Verhör getödtet, und ein jeder verbannet, der etwas zu seinem Todesurtheile beygetragen hatte, und seine Statue wurde an dem öffentlichsten Orte der Stadt errichtet. Der große Scipio wurde in seinem Lager von

drey karthaginensischen Armeen umringt, die nur auf den Anbruch des Tages warteten, um ihn anzugreifen. Er verhinderte den bevorstehenden Schlag, indem er sie in der finstern Nacht überfiel, welches ihm einen vollkommenen Sieg verschaffte. Dieses Unglück, denn man kann es kaum eine schlechte Aufführung nennen, brachte die Demokratie von Karthago dergestalt in Zorn, daß sie das Todesurtheil wider den Astrubal, ihren General, aussprachen. Große Handelsstädte können nicht blühen, wenn sie nicht ihren Verbindungen treu und in ihrem Handel redlich sind. Woher rühret sonst fides punica? Eine Demokratie ist ihrer Natur nach voreilig, heftig und wankend; und die Karthaginenser verdienten den Vorwurf, nicht als einzelne Personen, sondern als ein demokratischer Staat.

Eine Republik, die von den besten Bürgern regieret wird, ist sehr verschieden von einer Demokratie, wo der Pöbel regieret. Der feste Grund einer solchen Republik ist die Gleichheit unter den Bürgern. Die Ungleichheit des Reichthums kann in einem handelnden Staate nicht verhindert werden; aber man kann die Ungleichheit der Vorrechte verhindern, indem man keinen Bürger von der bequemen Gelegenheit ausschließt, so wohl zu gehorchen als auch zu befehlen. Der verhaßte Unterschied zwischen den Patriciern und Plebejern war eine schwere Krankheit in der römischen Republik, eine beständige Quelle der Uneinigkeit zwischen zwey Haufen der Menschen, die gleich wohlgeboren, gleich reich, und gleich geschickt zum

Kriege waren. Diese übel abgewogene Regierung würde der Republik ein Ende gemacht haben, wenn nicht die Plebejer die Oberhand behalten hätten, weil sie die zahlreichsten waren. Diese Verbesserung brachte in Rom viele geschickte Männer hervor, welche im Stande waren, im Frieden oder im Kriege zu regieren.

Eine Republik ist die beste Regierungsform für einen kleinen Staat; es findet darin die Ungleichheit des Ranges oder des Eigenthumes wenig Statt, und das Volk kann in einem Haufen handeln. Die Monarchie ist für einen großen Staat vorzüglich, wo das weit ausgebreitete Volk nicht so leicht in einem Haufen kann zusammen gebracht werden. Attica war ein Königreich, weil seine zwölf Cantons von einander entfernt, und nur leicht verbunden waren. Theseus, welcher die Leute von Ansehen in die Stadt Athen zog, und daselbst eine allgemeine Versammlung aller Cantons hielt, machte Attica zu einer Republik.

Sobald eine Nation groß und volkreich wird, so schickt sie sich sehr schlecht zu einer Republik. Der Ehrgeiz pflegt die Gerechtigkeit, und der Eigennutz den Patriotismus zu unterdrücken; und das Publicum wird den Privatabsichten aufgeopfert. Das einzige Mittel zur Verhinderung eines unheilbaren Verderbens ist eine genaue Abwechslung in den Ämtern, die man unter keinem Vorwande unterlassen sollte*). Durch eine solche

*) Eine Republik, worin eine solche Abwechs-

Abwechslung regieret ein jeder Bürger, wenn die Reihe an ihn kommt, und wird hernach wieder regieret; das höchste Amt ist auf die Zeit eingeschränkt, und die größten Männer im Staate müssen sich dem heiligen Gesetzen zu gehorchen und zu befehlen unterwerfen. Ein Mann, der lange an die Macht gewöhnt ist, kann in einem Privatstande nicht glücklich seyn; diese verderbliche Gewohnheit wird durch eine abwechselnde Folge des öffentlichen und Privatlebens verhindert; welches durch diese Abwechslung angenehmer ist, und zur Tugend und Glückseligkeit nicht weniger beyträgt. Dieses war die Regierungsform des alten Roms, die unzählige Bürger hervor brachte, welche wegen ihrer Tugend und großen Talente berühmt waren. Man sehe nur den Cincinnatus an, der unter den Helden wegen seiner uneigennützigen Liebe zum Vaterlande vorzüglich berühmt ist. Wäre er ein Britte gewesen, so würde ein Sitz im Parlamente seinen Ehrgeitz befriediget haben, weil er dadurch die beste Gelegenheit seinem Vaterlande zu dienen erlangt hätte. In dem Parlamente vereiniget er sich mit der Partey, welche die eifrigste für das Publicum zu seyn scheinet. So bald er sich in seinen Freunden,

---

lung und Umlauf ist, kann ganz füglich mit einer Fontäne verglichen werden, wobey immer eine Röhre über der andern in schöner Ordnung aufsteiget, und in eben der Ordnung wieder fällt. Die Form der ganzen Gruppe bleibt unveränderlich, aber die Bildung der Theile verändert sich beständig.

die nur dem Nahmen nach, und nicht wirklich Patrioten sind, betrogen sieht, so geht er zu dem Hofe über; und wenn er viele Jahre für das Ministerium gestritten hat, so wird er nach einem zugesetzten Vermögen genöthiget, einen Posten oder eine Pension anzunehmen. Glücklicher Cincinnatus! der du zu einer Zeit und in einem Lande geboren warest, wo die Tugend allein der Weg zur Macht und zum Ruhme war. So bald als Cincinnatus mit Ehre und Ruhme als die vornehmste obrigkeitliche Person gedienet hatte, so begab er sich, den Gesetzen seines Vaterlandes zu Folge, willig wieder in einen Privat-Stand; und diese Veränderung war einem Manne nicht beschwerlich, der noch nicht durch eine lange Gewohnheit der Macht verdorben war.

Die politischen Schriftsteller beschreiben einen freyen Staat als einen solchen, wo das Volk durch seine eigene Gesetze regieret wird. Diese Erklärung ist sehr fehlerhaft; denn die Gesetze, welche das Volk gemacht hat, sind nicht allezeit gerecht. Es waren viele ungerechte Gesetze in Athen während der demokratischen Regierung gegeben worden; und in Brittanien fehlet es nicht an Beyspielen von Gesetzen, die nicht allein ungerecht, sondern auch unterdrückend sind. Die wahre Erklärung eines freyen Staats ist, wo die gesetzgebende Macht sich genau an die Gesetze der Natur hält; und eine jede von ihren Verordnungen zur Verbesserung der Gesellschaft, und zur Beförderung des Fleißes und der Redlichkeit unter dem Volke abmisset. Ist diese Erklärung rich-

tig, so ist der Despotismus die schlimmste Art der Regierung; indem sie zur Unterstützung des willkührlichen Befehls bey dem Monarchen, ohne Absicht auf die Gesetze der Natur oder auf das Beste der Gesellschaft, eingerichtet ist. Die gesetzlose Grausamkeit eines Königes von Persien wird durch einen einzigen Ausdruck eines Persischen Ministers recht nach dem Leben gemahlt, wenn er saget, „daß er jedesmahl, wenn er das Zimmer des Königes verließe, mit seiner Hand nach seinem Kopfe fühlte, ob er noch auf seinen Schultern wäre." Im Russischen Reiche nähern sich die Menschen dem Throne mit Schrecken; die geringste politische Unternehmung ist ein hinlänglicher Grund zur Verbannung der größten Edelleute nach Siberien, und zur Einziehung ihres Vermögens. Die Gesetze dieses Reichs riechen nicht weniger nach Sclaverey als nach Unterdrückung. Niemand darf mit dem Gelde spielen, welches das Gepräge des gegenwärtigen Monarchen führet; ein Mensch, der auf der Straße gehet, welche dem Zimmer des Kaisers gegen über ist, muß seinen Hut abziehen; und es ist ein schreckliches Verbrechen, einen Brief mit dem Nahmen des Kaisers mit kleinen Buchstaben zu schreiben. Der Despotismus ist überall eben derselbe; es war ein Hochverrath, eine Statue eines Römischen Kaisers zu verkaufen; und es war noch ungewiß, ob es nicht ebenfalls ein Hochverrath wäre, die Statue eines Kaisers mit einem geworfenen Steine von ungefähr zu treffen *). Da Elisabeth, Kai-

*) L. 5. ad legem Juliam Majestatis.

serinn von Rußland, auf ihrem Sterbebette lag, so durfte sich niemand nach ihr erkundigen; und sogar nach ihrem Tode war es nicht sicher davon zu reden. Das tiefe Stillschweigen der Russen in Staatssachen entsteht daher, daß man die Beschuldigungen des Hochverraths zu begünstigen suchet. Die beystehenden Personen müssen sich der angeklagten Person bemächtigen; ein Vater bringt seinen Sohn, und ein Sohn seinen Vater in Verhaft, und die Natur leidet in der Stille. Der Angeklagte wird nebst den Ankläger ins Gefängniß gebracht, wo sie so lange bleiben, bis sie in der geheimen Kanzelley ve[illegible]et werden. Dieser Gerichtshof der aus wenigen von dem Kaiser ernannten Ministern besteht, hat das Leben und Vermögen von allen in seiner Hand. Der Adel, als Sclaven der Krone, ist geneigt, es seinen Untergebenen wieder zu vergelten. Er leget seinen Vasallen nach Belieben Abgaben auf, und macht oft mit allen einen kurzen Proceß *).

---

*) Die folgende Begebenheit ist ein rührendes Beyspiel von der Heftigkeit der Leidenschaft in einer despotischen Regierung, wo die mächtigen Herren keiner Einschränkung unterworfen sind. Thomas Pereyra, ein Portugiesischer General, welcher dem Könige von Pegu in einem gefährlichen Kriege mit seinem Nachbar in Siam beygestanden hatte, war der erste Liebling bey Hofe, der Staats-Elephanten und eine Wache von seinen eigenen Landsleuten hatte. Als er nun eines Tages von Hofe auf einem Elephanten kam, und in einem Hause Musik hörte, wo man eine Hochzeit

Die Knechtschaft und Unterdrückung des Gemüthes, in den Unterthanen einer despotischen Regierung, kann nicht besser als bey den Leichenbegängnissen eines Römischen Kaisers erkannt werden, wie sie Herodian beschreibt. So bald der Körper in Geheim verbrannt worden, so wird ein wächsernes Bild, welches den Kaiser vorstellet, auf ein Parade-Bett gelegt. Auf der einen Seite sitzen die Senatoren, täglich verschiedene Stunden, schwarz gekleidet; und auf der andern Seite sitzen die ehrwürdigsten Matronen, weiß gekleidet. Die Ceremonie dauert sieben Tage, und während dieser Zeit nähern sich die Ärzte von Zeit zu Zeit dem Bette, und bezeigen, daß der Kaiser immer schlimmer werde. So bald der Tag kommt, wo er für todt erklärt wird, so tragen die angesehensten von dem Adel das Bett auf ihren Schultern, und setzen es auf das alte forum, wo die Römischen Magistrats-Personen ehemahls ihr Amt niederlegten. Sodann nehmen die Klaggesänge ihren Anfang, welche, zu seinem Andenken, von

---

zwischen der Tochter der Familie und ihrem Liebhaber feyerte, so ging er in das Haus, und verlangte die Braut zu sehen. Die Ältern hielten diesen Besuch für eine große Ehre, und stellten ihm gern die Braut vor. Er verliebte sich sogleich in ihre Schönheit, ließ sie durch seine Wache wegnehmen, und führte sie in seinen Pallast. Der Bräutigam, der diese Beleidigung zwar nicht ertragen, aber auch nicht rächen konnte, schnitt sich selbst die Kehle ab.

Knaben und Weibern gesungen werden. So bald diese geendiget sind, so wird das Bett auf den Campus Martius getragen, und daselbst auf einer hohen Bühne mit großer Feyerlichkeit verbrannt. Wenn die Flammen in die Höhe steigen, so wird ein Adler los gelassen, von welchem man glaubet, daß er die Seele des Kaisers in den Himmel führet. Ist wohl dieses Nachspiel weniger lächerlich, als ein Puppenspiel? Ist es nicht vielmehr noch lächerlicher? Der Zuschauer muß in der That sehr einfältig gewesen seyn, der die Feyerlichkeit mit ansehen konnte, ohne wenigstens zu lächeln, wo nicht gar in ein lautes Gelächter auszubrechen; allein, die Römer waren durch den Despotismus ganz niedergeschlagen, und es konnte sie nichts zum Lachen bewegen. Diese lächerliche Komödie wurde bis auf die Zeit des Constantins gespielet; und ich weiß nicht, ob sie noch später gedauert hat.

Die schönsten Länder sind durch den Despotismus entvölkert worden; welches Griechenland, Egypten und das kleinere Asien bezeugen können. Der Fluß Menam, in dem Königreiche Siam, läuft jährlich über, wie der Nil, und wirft sehr viel Schlamm aus, der ein sehr fetter Dünger ist. Der Fluß scheint stufenweise zu steigen, wie der Reiß wächst, und er tritt wieder in seine Ufer, wenn der Reiß sich der Reife nähert, und nicht mehr nöthig hat gewässert zu werden. Die Natur hat über dieses jenem reichen Lande eine große Mannigfaltigkeit

an herrlichen Früchten verliehen, welche kaum die geringste Wartung erfordern. Sollte man wohl glauben, daß die Siamiten, in einem solchen Paradiese ein elendes Volk wären? Die Regierung ist despotisch, und die Unterthanen sind Sclaven; sie müssen jährlich für ihren Monarchen sechs Monathe, ohne Lohn und ohne Speise von ihm zu bekommen, arbeiten. Was sie noch elender macht, ist dieses, daß sie weder für ihre Person, noch für ihre Güter einigen Schutz haben; die Großen sind der Raubbegierde des Königes und seiner Hofleute ausgesetzt; und die niedern Stände sind der Raubbegierde der Großen ausgesetzt. Wenn ein Mann das Unglück hat, einen Baum zu besitzen, der vorzüglich gute Früchte trägt, so wird ihm im Nahmen des Königes oder eines Hofmanns angedeutet, die Frucht zu ihrem Gebrauche aufzuheben. Ein jeder Eigenthümer eines Gartens in der Nachbarschaft der Hauptstadt, muß dem Elephanten-Wärter jährlich eine gewisse Summe bezahlen, sonst wird er von diesen Thieren verwüstet; und es ist ein Hochverrath, sie zu beunruhigen. Man reiset aus dem Hafen Marguic bis zur Hauptstadt, zehn oder zwölf Tage, durch große Ebenen des besten Bodens, die schon gewässert sind. Man sieht, daß dieses Land ehemahls bearbeitet worden, aber jetzt ist es ganz entvölkert, und den Tygern und Elephanten überlassen. Ehemahls wurde ein großer Handel mit diesem fruchtbaren Lande getrieben; die Geschichtschreiber bezeugen, daß in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts über tausend fremde Schiffe

seine Häfen jährlich besuchten. Allein der König wurde durch einen so großen Reichthum verleitet, den ganzen Handel seines Landes an sich zu ziehen, wodurch er nach und nach die Bergwerke, Manufacturen, und sogar den Ackerbau vernichtete. Das Land ist entvölkert, und es sind nur wenige Bettler übrig geblieben. Auf der Insel Ceylon ist der König der einzige Eigenthümer des Landes, und das Volk ist faul und träge; ihre Hütten sind schlecht, und ohne allen Hausrath; ihre Speise ist die Frucht, die freywillig wächst; und ihre Bedeckung ist ein Stück schlechtes Tuch, welches sie um die Mitte des Leibes wickeln. Die Pflanzstadt der Holländischen Ostindischen Compagnie, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ist für sie in ihrem Handel mit Ostindien sehr zuträglich, und sie würde noch nützlicher seyn, wenn sie den Besitzern ihrer Ländereyen eine gehörige Ermunterung gäben. Allein diese armen Leute werden mit einem eisernen Scepter regieret; man zwingt ihnen alles, was die Compagnie braucht, zu einem so niedrigen Preise, mit Gewalt ab, daß sie sich kaum die gemeinen Bedürfnisse schaffen können. Der Geitz verhindert, wie viele andere unordentliche Leidenschaften, seine eigene Befriedigung; bemühete man sich, den Fleiß gehörig zu unterstützen, so würden die Producte des Landes in größerem Überflusse seyn, und man könnte die Güter zu einem niedrigeren Preise verschaffen, als man sie gegenwärtig mit Gewalt erlangen kann. Die Peruvianer sind ein trauriges Beyspiel von den Wirkungen der Ty-

ranney; indem sie in einen Stand der gröbsten Unempfindlichkeit gesetzt sind. Kein Bewegungsgrund zur Thätigkeit hat bey ihnen einen Einfluß; sie achten weder Reichthum, noch Schwelgerey, noch Ehrgeitz; ja, sie sind sogar gegen das Leben gleichgültig. Das einzige Vergnügen, welches sie empfinden, besteht darin, daß sie sich betrinken, um ihre Noth zu vergessen. Die Provinzen der Moldau, Wallachey und Bessarabien, welche zwischen dem 43. und 48. Grade der Breite liegen, werden auf drey Seiten durch den Dniester, das Schwarze Meer und die Donau geschützt. Das Klima dieser Gegend, und die Fruchtbarkeit ihres Bodens, macht sie zu einer der schönsten Gegenden in Europa. Ihre Weide ins besondere ist vortrefflich. Sie bringt schöne Pferde hervor, nebst einer unglaublichen Anzahl von Schafen und Hornvieh, und die Früchte des Fleißes, als Getreide, Wein, Öhl, Honig und Wachs wurden ehemahls in großem Überflusse erbauet. Diese Gegend war vor wenigen Jahrhunderten so volkreich, daß der Fürst in der Wallachey allein im Stande war, eine Armee von 70000 Mann zu errichten. Jedoch ungeachtet aller dieser Vortheile, hat die schlechte Staatskunst der Türkischen Regierung diese Provinzen beynahe zu einer Wüsteney gemacht. Eine despotische Regierung erstickt gleichsam in der Geburt alle Wohlthaten der Natur, und macht die schönsten Länder eben so unfruchtbar, wie seine dürren Gebirge. Wenn ein patriotischer König reiset, um seine Staaten zu besehen, so wird er überall mit Freudengeschrey empfangen.

Ein despotischer Fürst darf keine solche Aufnahme hoffen; er wird in sein Serail eingeschlossen, und weiß nicht, was vorgeht; und er läßt sein Volk plündern, ohne daß er von ihrem Elende etwas höret.

Der Despotismus, ob er gleich den Monarchen über die Vorschriften der Gerechtigkeit erheben, und ihn zu der einzigen freyen Person in seinen Staaten machen soll, dienet doch zu gleicher Zeit vornehmlich dazu, ihn ganz unsicher zu machen. Er wird durch Unterdrückung verhaßt, und jedermann würde sich wider ihn empören, wenn ihn nicht die Furcht noch zurück hielt. Eine so bedenkliche Verfassung stellet ihn einem jeden verwegenen Menschen bloß, der entweder durch Rache seinen Untergang zu suchen, oder durch Stolz sich des Thrones zu bemächtigen, angetrieben wird. In diesem Stücke sind Rußland und die Türkey einander vollkommen gleich. Die Verschwörungen wider den Monarchen sind in beyden Reichen gleich häufig und gleich glücklich. In dem Augenblicke, da sich ein Prätendent des Pallastes bemächtiget, verschwinden alle Hindernisse; ein jeder wirft sich vor dem Throne nieder, ohne das Recht des Besitzers zu untersuchen. Auf diese Weise wurde die jetzige Kaiserinn von Rußland, ungeachtet des sehr ungünstigen Umstandes der Absetzung ihres eigenen Gemahles Peters III., auf den Thron erhoben. Kein freyer Geist bedauert solche Begebenheiten in einer despotischen Regierung; das Einzige, was dabey zu bedauern ist,

bestehet darin, daß diese Dinge den Monarchen allein, und nicht die Unterthanen, angehen, welche niedrige Sclaven wie vorher bleiben. Die jetzige Kaiserinn, welche ihre ungewisse Verfassung wohl einsieht, bemühet sich, ihr Volk gesitteter zu machen, und den Despotismus zu mildern. Sie hat deßwegen ein Gesetzbuch bekannt gemacht, welches sich für eine eingeschränkte Monarchie schicket, und eine große Achtung gegen das Leben, die Freyheiten und das Eigenthum ihrer Unterthanen in den Ausdrücken enthält.

Jedoch eine Monarchie kann bey aller Mäßigung, welche der Despotismus nur immer verstattet, mit der Freyheit der Buchdruckerpresse nicht bestehen. Die politischen Schriften und sogar die Zeitungen sind so wohl zur Belohnung des Königs als auch zur Versicherung seiner Unterthanen sehr nützlich. In Frankreich muß das Ministerium diese Mittel zur Einsicht zu gelangen entbehren, und ist genöthiget, einschmeichelnden Menschen zu trauen, die sich in Ansehung ihres eigenen Interesses nur in Gunst zu setzen suchen. Nach dem letzteren Frieden im Jahre 1763 machte jenes Ministerium einen Plan, eine Colonie in Guiana zu errichten; und es waren nicht weniger als 12000 Personen daselbst auf ein Mahl angelandet. Allein sie waren wegen der nöthigen Vorbereitungen zur Errichtung einer Colonie in dem heißen Erdstriche so wenig unterrichtet, daß durch ansteckende Krankheiten, die von ungesunder Speise und Mangel an Be-

quemlichkeit entstanden, nicht ein einziger davon am Leben blieb. Dieses würde nicht in England geschehen seyn; man würde einen jeden Punct der Unternehmung untersucht, und aus allen Gegenden eine genaue Nachricht erlanget haben.

Ich habe mich bey den kläglichen Wirkungen des Despotismus länger aufgehalten, als es vielleicht nöthig ist; allein ich ergreife mit Vergnügen die Gelegenheit, den Geist der Freyheit, der bey den Einwohnern von Brittanien so berühmt ist, zu rechtfertigen, oder vielmehr zu billigen. Ich fahre nunmehr fort, die verschiedenen Regierungsformen in Absicht auf die besonderen Umstände derselben mit einander zu vergleichen; und mache den Anfang mit dem Patriotismus. Eine jede Regierungsform muß gut seyn, welche den Patriotismus einflößet; und die beste Form zur Verstärkung dieser edlen Leidenschaft ist eine Republik, die auf den Umlauf der Macht gegründet ist, wo sich ein jeder in seinem Amte bemühet, Gutes zu thun, um den Beyfall seiner Nebenbürger zu verdienen. In der Schweiz sind die Besoldungen der obrigkeitlichen Personen kaum hinreichend, ihre Ausgaben zu bestreiten; und doch verlangen jene würdigen Personen keine anderen Belohnungen, als Ehre und Hochachtung *). Eine

---

*) Kein menschliches Werk kann immerwährend seyn. Die zwey und siebenzig Vogteyen des großen Canton Berns drohen der Republik den Untergang. Diese einträglichen Ämter, welche der

so eingerichtete Republik flößet die Tugenden von aller Art ein; die Leute in der Schweiz denken selten an einen schriftlichen Auffsatz zur Bestätigung eines Kaufes; ein Proceß ist unter ihnen kaum bekannt; und es gibt viele daselbst, die niemahls etwas von einem Advocaten oder Anwald gehöret haben. Ihre Thüren werden nur im Winter zugeschlossen. Montesquieu meinet den Patriotismus, wenn er den Ausspruch thut, daß die Tugend der herrschende Grund in einer Republik sey. Er hat Recht, es so zu nennen, weil der Patriotismus mit einer jeden geselligen Tugend verbunden ist, und wenn er verschwindet, so sehen die Menschen nur auf sich, und nicht auf ihre Mitbürger. Kein einsichtsvoller Staatsmann wird die Demokratie als eine gute Regierungsform empfehlen; und wenn es auch aus keiner

---

große Rath seinen eigenen Mitgliedern zueignet, verursachen einen beständigen Zufluß des Reichthums in die Hauptstadt. Man bemerket seit den letztern Jahren, daß der Patriotismus unter den Bürgern von Bern abnimmt; und es ist auch nicht zu verwundern, wenn man bedenket, daß der Luxus und der Eigennutz die unfehlbaren Wirkungen des Reichthums sind. Sobald als der Eigennutz die herrschende Leidenschaft des Volks wird, so werden die Mächtigen den öffentlichen Schatz, der sehr groß ist, plündern, und sich mit dem Raube der Republik bereichern. Die Verwirrung und Anarchie müssen darauf erfolgen; und der Staat wird sich zur Monarchie, oder noch wahrscheinlicher zu einer verhaßten Demokratie erheben.

anderen Ursache wäre, als daß der Patriotismus nicht lange bestehen kann, wo der Pöbel regieret. In der Monarchie ist der König über seine Unterthanen so hoch erhaben, daß seine Minister wenig besser als Knechte sind. Ein solcher Zustand ist dem Patriotismus nicht günstig; und er befriediget auch nicht den Ehrgeitz; indem die Minister immer noch Knechte sind, so sehr sie auch über die anderen Unterthanen erhoben sind. Der Reichthum, welcher der einzige noch übrige Endzweck ist, machet den Geiz zu ihrer herrschenden Leidenschaft. Findet man nun keinen Patriotismus in den Ministern, welche noch einige Macht haben, so ist er noch weniger bey solchen anzutreffen, die gar keine Macht besitzen; und auf diese Weise wird in der Monarchie der Reichthum der Tugend vorgezogen, und eine jede lasterhafte Wirkung des Geitzes hat ihren freyen Lauf.

Man kann, ohne auf den Grund hindurch zu dringen, keine richtigen Vorstellungen von den verschiedenen Gestalten haben, welche die Regierung in verschiedenen Staaten annimmt. Die Monarchie ist von sehr vielen verschiedenen Arten, und eben so ist es auch eine Republik. Rom und Karthago, die zwo großen wetteifernden Republiken der alten Zeiten, waren in ihrer ursprünglichen Verfassung sehr weit von einander unterschieden. Die Geschichtschreiber und die politischen Schriftsteller haben sehr viel von diesen Republiken gesaget. Es ist ein Punct der Vergleichung, der den Unterschied ihrer Verfassungen in Absicht auf den Frieden und Krieg in

ein helles Licht setzet. Karthago, welches zum Handel sehr bequem lag, wurde eine große und blühende Handelsstadt. Die Karthaginienser, welche keinen anderen Gegenstand als den Reichthum hatten, ließen niemand an ihren Freyheiten Theil nehmen. Der Krieg war ihrer Neigung ganz zuwider; aber die Eroberung war es nicht, wenn sie Reichthum verschaffte; und daher führten sie Krieg, um ihre neuen Unterthanen mit Abgaben zu belegen. Rom hingegen war zum Handel sehr schlecht gelegen; seine Einwohner wurden gleich anfänglich im Kriege entweder zu ihrer Vertheidigung oder zum Angriffe gebraucht. Ihr großer Gegenstand war daher die Macht; und sie waren deßwegen allezeit geneigt, die besten von denen, die sie überwanden, zu Bürgern aufzunehmen. Auf diese Weise wurde Rom eine Stadt der Krieger, und Karthago eine Stadt der Kaufleute. Die Unterthanen der letztern waren allezeit zu einer Empörung geneigt, indeß daß die Unterthanen der erstern allezeit treu waren. Zwischen zwey solchen Staaten konnte keine Gleichheit im Kriege seyn; und wären die Karthaginienser so einsichtsvoll in der Staatskunst gewesen, als sie es im Handel waren, so würden sie mit der genauesten Behutsamkeit eine jede Gelegenheit vermieden haben, sich mit den Römern in Streit einzulassen. Rom brauchte im Kriege seine eigenen Bürger, Karthago aber hatte keine andern als gemiethete Truppen. In einem angreifenden Kriege war der Gegenstand des letztern der Reichthum; der Gegenstand aber des erstern war Macht und Ruhm;

Bewegungsgründe, die weit höher und belebender sind. In einem Vertheidigungskriege ist der Unterschied unendlich groß zwischen Miethtruppen, die kein anderes Interesse als ihren Sold haben, und zwischen Bürgern, die für ihr Vaterland, für ihre Weiber und Kinder fechten. Was müssen wir nun von dem Hannibal denken, der den Gesetzen der Natur trotzte, den Krieg wider die Römer mit einer Armee von Miethtruppen führte, in jeder Schlacht glücklich war, und sie sogar bis an den Rand des Verderbens brachte? Er war unstreitig der größte General, den jemahls die Welt gesehen hat; wenn man nicht einen ausnehmen will, welches der vorige König von Preußen ist.

Ich vergleiche zunächst die verschiedenen Regierungsformen in Absicht auf den Einfluß des Reichthums. Der Reichthum, der nebst dem Ehrgeitze oft verwegene Versuche zur Erlangung der Macht hervor bringt, ist doch in der Monarchie nicht gefährlich, wo der Monarch so sehr erhaben ist, daß er auch den kühnesten von seinen Unterthanen bis in den Staub demüthigen kann. Allein der Reichthum ist nebst dem Ehrgeitze in einer Republik gefährlich; der Ehrgeitz wird die Möglichkeit an die Hand geben, unter den regierenden Personen Uneinigkeit auszustreuen; der Reichthum wird machen, daß ein solcher Versuch von Statten geht: und dann ist es um die Republik geschehen. Der Reichthum, der in Karthago und Athen durch den Handel zusammen gebracht war, unterdrückte den Patriotismus, und mach-

te ihre Democratie ungerecht, gewaltthätig und tyrannisch. Er hatte noch eine andere schlimme Wirkung, nähmlich, daß er sie zu Eroberungen antrieb. Der kluge Plutarch leget dem Themistokles den Untergang von Athen zur Last. „Dieser große Mann, sagt er, flößte seinen Landsleuten eine Begierde zu einer Seemacht ein. Diese Macht verschaffte einen ausgebreiteten Handel, und folglich auch Reichthum; sodann flößte der Reichthum nebst der Schwelgerey den Atheniensern eine hohe Meinung von ihrer Macht ein, und machte, daß sie sich ganz voreilig in eine jede Streitigkeit zwischen ihren Nachbarn mischten." Man unterdrücke nur die Nahmen, und dann wird man glauben, daß es ein Tadel der Aufführung von Brittanien sey. Der glückliche Handel reitzte die Karthaginienser, wider ihr natürliches Interesse, um des Gewinnstes willen, Krieg zu führen. Wären sie wider die Römer glücklich gewesen, so würden beyde Nationen als ein Opfer des Ehrgeitzes vom Hannibal gefallen seyn; was für ein Karthaginienser hätte sich nach der Eroberung von Italien diesem glorreichen Sieger widersetzen dürfen, der mit einer siegreichen Armee, die seinem Willen ganz ergeben war, zurück kehrte? Hanno und der klügere Theil des Carthaginiensischen Senats hatten diesen Zufall lange befürchtet; und daher rührte ihre schlechte Unterstützung des Hannibals. Allein was hier nur eine Vermuthung von Karthago ist, dieses wurde wirklich das Schicksal von Rom. Die Ungleichheit des Ranges, der Reichthum und der Luxus schwächten einen jeden Grund der Republik, insonder-

heit den Umlauf der Macht, welches ihr Palladium hätte seyn sollen. Die Eroberungen in der Entfernung führten sie unvermerkt in einigen Fällen dahin, daß sie dieses Grundgesetz unterbrachen, welches sich Cäsar im Gallischen Kriege zu Nutze machte, indem er die beste Armee der Republik von ihrer Pflicht abzog; und diese Armee war es, welche unter einem Anführer, der dem Hannibal nicht viel nachgab, das Schicksal von Rom entschied.

Ein Staat mit einem kleinen Gebiethe, wie Hamburg oder Holland, kann lange als eine Republik bestehen, ohne von dem Reichthume einzelner Personen etwas zu befürchten. Allein ein ausgebreitetes Gebieth in den Händen weniger reichen Eigenthümer ist in einer Republik gefährlich, wegen ihres Einflusses über die große Menge, die von ihnen abhangt. Die Insel Brittanien ist zu einer Republik zu groß. Dieses sah ein gründlicher politischer Schriftsteller *) wohl ein, der seinem Vaterlande Ehre macht; und er bringt deßwegen zur Abschaffung dieses Übels ein Agarisches Gesetz in Vorschlag. Allein es ist vergeblich, daran zu denken, daß man die Anhäufung der Ländereyen durch ein solches Gesetz verhindern kann: eine Verschreibung von einem anvertrauten Gute ist ein beständiger Schirm zur Bedeckung einer solchen Anhäufung, die über das Gesetz ist; und auf solche Weise kann man un-

*) Harrington.

zählige Unterhandlungen von dieser Art treiben, die demjenigen gleich sind, was auf die schändlichste Weise von denen geschiehet, die Mitglieder des Parlements wählen, oder gewählet werden. So bald dieses der Zustand des Landeigenthums ist, so ist auch ein solches Gesetz seiner Aufhebung sehr nahe.

In den ältern Zeiten findet man eine größere Mannigfaltigkeit des Charakters als gegenwärtig, besonders unter Monarchen, die nicht gelernt haben, ihre Leidenschaften zu regieren. Man erstaunet bey Lesung der Geschichte von Spanien, besonders über die Mannigfaltigkeit des Charakters bey den Mohrischen Königen. In einigen von ihnen war eine wilde Grausamkeit, in andern eine Sanftmuth und Liebe zu ihrem Volke; in einigen ein unbegränzter Ehrgeitz, der alle Hindernisse der Gerechtigkeit und Menschenliebe überstieg; in andern eine genaue Aufmerksamkeit auf den Handel und auf eine jede moralische Tugend; einige sammelten Schätze; einige verschwendeten alles in einem wollüstigen Leben; einige liebten den Frieden, und andere den Krieg. Während der Kindheit einer Gesellschaft zeigen die Menschen ihre natürlichen Neigungen ohne Zurückhaltung; bey dem Wachsthume der Gesellschaft lernen sie ihre unruhigen Leidenschaften mäßigen: endlich gibt eine gelinde und höfliche Aufführung, die von der Erziehung und Nachahmung herrührt, den Menschen ein Ansehen, als ob sie alle von einem Originale abgezeichnet wären; welches besonders der Fall

in Frankreich ist. Die Sanftmuth der äußerlichen Aufführung muß einen beträchtlichen Einfluß auf den innerlichen Theil haben; indem nichts mehr zur Besänftigung oder Unterdrückung einer Leidenschaft dienet, als wenn man ihr niemahls einen Ausgang verstattet; und deßwegen ist eine unumschränkte Monarchie in Frankreich gegenwärtig weit weniger zu befürchten als ehemahls. Es ist jetzt nicht mehr so gewaltthätig, oder blutdürstig; indem die Sitten des Volks eben den Einfluß daselbst haben, den die Gesetze in einem freyen Lande haben. Der König, der in seiner Aufführung sehr bedenklich ist, und sich für den Tadel der Welt fürchtet, begehet wenig Ausschweifungen; und die Unterthanen, welche zahm und unterwürfig sind, werden leicht in der Ordnung erhalten. Den Leuten von Stande ist die Verbannung vom Hofe, oder die Verweisung auf ihre Güter weit schrecklicher, als eine Todesstrafe.

Wir beschliessen diesen kurzen Versuch mit einer Vergleichung der verschiedenen Regierungen in Absicht auf die Vollziehung der Gesetze. Die Gesetze, welche sich auf das Eigenthum und Geld-Interesse beziehen, werden überall in ihrer Kraft erhalten, weil die Verletzung derselben vielen schadet. Die Gesetze, welche das Publicum angehen, werden in monarchischen Regierungen aufrecht erhalten; weil der König, dem die Vollziehung des Gesetzes anvertrauet ist, selten durch ihre Übertretung etwas gewinnet. Eine Demokratie kann sich zu einer beständigen Voll-

ziehung solcher Gesetze auf nichts anders als auf den Patriotismus verlassen; und wenn dieser nachläßt, so schlafen solche Gesetze ein. Der Grund davon ist, daß sowohl die Gesetzgebung als die Vollziehung sich in dem Volke vereiniget; und eine große Menge, die oft nicht besser, als ein Pöbel ist, wird niemahls die Vollziehung wider sich selbst richten.

Vierter Versuch.

Das Wachsthum der Staaten vom Kleinen zum Großen, und vom Großen zum Kleinen.

So bald als sich ursprünglich kleine Stämme durch die Bevölkerung immer mehr und mehr ausbreiten, bis sie Nachbarn werden, so entzünden die geringsten Streitigkeiten einen gegenseitigen Haß, und erregen Feindseligkeiten, die sich niemahls endigen. Die schwachen Stämme vereinigen sich zu ihrer Vertheidigung wider die mächtigen, und werden unvermerkt ein Volk, und andere Stämme werden durch Eroberungen verschlungen. Auf solche Weise werden die Staaten immer mehr erweitert, bis sie endlich von Seen und Bergen umgränzt werden. Spanien bestand anfänglich aus vielen kleinen Staaten,

die insgesammt unter das Römische Joch gebracht wurden. In spätern Zeiten besaßen es wieder viele Staaten, Christliche und Mahomedanische, die beständig mit einander im Kriege waren, bis es endlich in ein großes Königreich durch Eroberung vereiniget wurde. Portugall behauptet immer noch seine Unabhängigkeit; eine Wohlthat, die es der Schwäche Spaniens und nicht seiner vortheilhaften Lage zu danken hat. Die kleinen Staaten wurden durch die Römer bezwungen; so wie die Staaten von Griechenland durch den Philipp in Macedonien und seinen Sohn Alexander. Schottland entging mit genauer Noth den Klauen Eduards des I. von England, und würde zuletzt durch seinen noch mächtigern Nachbar seyn erobert worden, wenn nicht die Eroberung durch ein vereinigtes Bündniß wäre verhindert worden.

Allein haben wir auf diese Weise nicht die Vereinigung aller Nationen unter einen allgemeinen Monarchen zu befürchten? Es sind verschiedene Ursachen, welche eine so schreckliche Noth verhindern werden. Die natürliche Lage einiger Länder, die durch starke natürliche Gränzen geschützet werden, ist eine von diesen Ursachen. Brittanien wird durch die See geschützet, und eben so auch Spanien, außer wo es durch die Pyrenäischen Gebirge von Frankreich abgesondert ist. Europa überhaupt ist durch viele Gränzen von Seen, Flüssen und Bergen zu Staaten von mäßiger Größe eingerichtet; Asien aber nicht, welches in sehr große Stücke getheilt,

und von der Natur zu ausgebreiteten Monarchien schon zubereitet ist *). Rußland ist die einzige Ausnahme in Europa; es ist seiner Lage nach ein schwaches Reich, ob es gleich durch die außerordentlichen Talente eines Mannes, und mehr, als einer Frau, sich fürchterlich gemacht hat.

Eine andere Ursache ist die Schwäche eines großen Staates. Die Stärke eines Staates wächst eben so wenig mit der Größe desselben, als bey einem Menschen. Ein sehr angewachsenes Reich ist seinen Nachbarn nicht fürchterlich, indem es durch sein eigenes Gewicht und Schwere in Stücken zerfällt. Seine Gränzen können nicht leicht geschützet werden: wovon Frankreich ein Beyspiel ist, welches durch diesen Umstand sehr geschwächt worden: obgleich der größte Theil desselben durch die See umgränzt wird. Der Patriotismus verschwindet in einer großen Monarchie; die Provinzen haben keine gegenseitige Verbindung; und die entfernten Provinzen, welche durch Gouverneurs regieret werden, sind allezeit zur Empörung geneigt. Plinius gab dem Kaiser Trajan den Rath, daß er, um Nicomedien vor Feuersbrünsten zu bewahren, wodurch es oft gelitten hatte, eine Feuergesellschaft von 150 Mann errichten sollte. So schwach war damahls das Römische Reich, daß Trajan diesen Vorschlag aus Furcht vor den Unruhen jenes kleinen Haufens nicht ausführen durfte.

---

*) l'Esprit des Loix liv. 17. ch. 6:

Die vornehmste Ursache ist die Schwelgerey und Weichlichkeit einer großen Monarchie, welche keine große Lust zum Kriege, weder bey dem Monarchen noch bey seinen Unterthanen übrig lassen. Die große Ungleichheit des Ranges in einem weiten Königreiche, die durch einen beständigen Zufluß des Reichthums in der Hauptstadt verursacht wird, führet die Pracht, kostbare Lebensart, Schwelgerey und Wollust ein. Der Reichthum, der einer jeden sinnlichen Begierde ihre Befriedigung verschafft, wird ein Abgott, vor welchem alle Menschen die Knie beugen; und wenn der Reichthum als ein sicherer Weg zur Macht und zum Vergnügen verehret wird: so verdirbt er das Herz, rottet jede Tugend aus, und nähret jedes Laster. Bey so liederlichen Sitten lassen sich auch Widersprüche mit einander vereinigen; der Geitz und die Niederträchtigkeit vereinigen sich mit der Eitelkeit; und die Verstellung und List mit der äußerlichen Pracht. Wo die Unterthanen so verdorben sind, was soll der Fürst seyn, der nicht gelernet hat, seine Leidenschaften zu mäßigen, der die Gerechtigkeit nach seinem Willen abmißt, und der durch körperliche Vergnügungen geschwächt ist? Ein solcher Fürst denket niemahls daran, sich an die Spitze seiner eigenen Truppen zu stellen, oder seine Staaten zu erweitern. Mostazen, der letzte Kaliph von Bagdad, ist ein deutliches Beyspiel von dem beschriebenen Verderbniß. Da sein Königreich im Jahre 1258 von den Tartarn angegriffen wurde, so schloß er sich mit seinen liederlichen Gesellschaftern in sein Serail ein, und war von

Trägheit und Wollust ganz betäubt die einzige Person, welche wegen des Schicksals seines Reichs ganz unbekümmert zu seyn schien. Ein König von Persien, welcher die Nachricht erhielt, daß die Türken seine besten Provinzen eingenommen hätten, antwortete, daß er sich um ihr Glück nicht bekümmerte, wenn sie ihn nur in seiner Stadt Ispahan nicht beunruhigten. Hoatsang, der letzte Chinesische Kaiser von dem Chinesischen Geschlechte, verbarg sich in seinem Pallaste, da ihm die Tartarn seine nördlichen Provinzen, und Listching, ein rebellischer Mandarin, das Übrige wegnahm. Die Kaiserinn erdrosselte sich selbst in ihrem Zimmer; und der Kaiser folgte bald ihrem Beyspiele. Der neunte Chinesische Kaiser von dem Blute des Gengizkan, der den Weibern und Priestern ergeben war, wurde von seinem Volke verachtet. Eine unbekannte Person, die in einem Kloster der Bonzen gedienet hatte, stellte sich an die Spitze einiger Räuber, stieß den Monarchen vom Throne, und rottete die königliche Familie aus.

Die Tunquinesen erlangten nach einer langen Unterwürfigkeit unter dem Kaiser von China ihre Unabhängigkeit wieder, und wurden von Königen aus ihrer eigenen Nation regieret. Diese Fürsten, welche durch einen langen Frieden ganz träge, schwelgerisch und weibisch geworden, überließen die Regierung ihres Königreichs ihren Ministern. Der Gouverneur von Cochinchina, der von der Hauptstadt sehr weit entfernet war, empörte sich zuerst, und dieses Land wurde ein ab-

gesondertes Königreich. Der Gouverneur von Tunquin, in dessen Provinz der König sich aufhielt, maßte sich die Oberherrschaft an; allein aus Hochachtung gegen die königliche Familie schloß er den König nur in seinen Pallast ein, und ließ den königlichen Abkömmlingen den Nahmen Bova, oder König, nebst einem Schatten von königlicher Hoheit. Der unrechtmäßige Regent und seine Nachfolger begnügten sich mit dem Titel Chova oder General-Feldmarschall; womit das Volk zufrieden war, welches ohnedieß nicht weiter nachdenkt, als was es mit seinen Augen unterscheiden kann. Eine Staatsveränderung von eben der Art eräugnete sich zu Japan. Ähnliche Ursachen bringen auch ähnliche Wirkungen hervor. Die schwelgerischen und trägen Nachfolger Chlodovái in dem Königreiche Frankreich, welche ihre Macht und Ansehen den Hausmarschällen anvertrauten, ließen sich niemahls öffentlich sehen, und selten etwas von sich hören. Die große Macht dieser Staatsbedienten erweckte in ihnen eine Begierde nach mehrerm. Pipin und sein Nachfolger waren auf eine lange Zeit Könige de facto, und ließen dem rechtmäßigen Monarchen nichts als den leeren Nahmen. Carl Martel regierte einige Zeit, ohne sich einen König zu nennen; und endlich legte Pipin der jüngere im Jahre 751 die Masque ab, und ließ sich zum Könige von Frankreich ausrufen.

Montesquieu, welcher von dem Luxus der großen Reiche und von der Weichlichkeit der Monarchen redet, beschreibt die Gefahr der Empö-

rungen ehrgeitziger und kriegerischer Männer in folgenden Worten. „Es war in der That natürlich, daß die in den Beschwerlichkeiten des Krieges geübten Kaiser, welche eine wollüstige Familie vom Throne gestoßen hatten, diejenige Tugend beybehielten, welche ihnen so nützlich gewesen war, und sich vor den Wollüsten fürchteten, deren traurige Wirkungen sie gesehen hatten. Allein nach den ersten drey oder vier Fürsten erblickt man das Verderben, den Luxus, den Müßiggang, und die Wollüste aufs neue bey den Nachfolgern; sie schließen sich in den Pallast ein; ihr Verstand ist ganz geschwächt, ihr Leben verkürzt, und ihre Familie geräth in Abnahme; die Großen erheben sich, die Verschnittenen setzen sich in Ansehen, und Kinder werden nur auf den Thron gesetzt; der Pallast wird ein Feind des Reichs; ein müßiges Volk, welches ihn bewohnet, richtet dasjenige zu Grunde, welches arbeitet. Der Kaiser wird getödtet, oder durch einen unrechtmäßigen Eroberer vom Throne gestoßen, der sodann eine Familie errichtet, wovon der dritte oder vierte Nachfolger sich in eben dem Pallaste wiederum einschließt *)."

Wir haben daher wenig Ursache, eine Vereinigung aller Nationen zu einer allgemeinen Monarchie zu befürchten. Wir sehen zwar in der Geschichte des menschlichen Geschlechts häufige Beyspiele von dem Wachsthume der Nationen

---

*) l'Esprit des Loix liv. 7. ch. 7.

vom Kleinen zum Großen; aber wir sehen auch eben so viele Beyspiele großer Monarchien, die in viele kleine Staaten zerfallen sind. So ist der Lauf der menschlichen Dinge beschaffen; die Staaten sind selten in einem Stillstande, sondern sie gehen, wie die Sonne, entweder zu ihrem Mittag fort, oder sie fallen nach und nach herunter, bis sie endlich in eine gänzliche Dunkelheit versinken. Ein Reich, welches weibischen Fürsten unterworfen und vom Patriotismus entblößt ist, kann nicht lange ganz bestehen. Das Schicksal aller Reiche ist mit sehr wenigen Ausnahmen immer einerley gewesen. Die Gouverneurs der Provinzen, die alle Achtung gegen einen wollüstigen und weibischen Monarchen verlieren, bekommen Muth, setzen sich selbst fest, und maßen sich in ihrer Provinz die königliche Herrschaft an. Die mächtige Assyrische Monarchie, eine von den ersten, wovon wir in der Geschichte lesen, wurde durch die Gouverneurs in Medien und Babylon, welche diese großen Provinzen von der Monarchie abrissen, nach und nach wieder getrennet, da sie lange ein Schrecken ihrer Nachbarn gewesen war. Mahomed und seine unmittelbaren Nachfolger stifteten ein großes Reich, wovon Bagdad die Hauptstadt wurde. Die letztern Kaliphen dieses Geschlechts, welche von sinnlichem Vergnügen ganz vergiftet waren, verloren alle Stärke des Gemüths, und fielen in Trägheit und Weichlichkeit. Die Gouverneurs der entfernten Provinzen waren die ersten, welche es wagten, sich für unabhängig zu erklären. Ihr Glück reitzte andere Gouverneurs, welche dem Kaliph seine übrigen

Provinzen entrissen, und ihm nichts als die Stadt Bagdad übrig ließen; und auch diese nahmen ihm die Tartarn, die nunmehr jener berühmten Monarchie ein Ende machten. Eben dieses würde auch das Schicksal des Persischen Reichs gewesen seyn, wenn es nicht Alexander aus Macedonien bezwungen hätte. Allein nach seinem Tode hatte es das gewöhnliche Schicksal: seine Generale maßten sich in den Provinzen, wo sie regierten, die königliche Herrschaft an. Wäre nicht das Römische Reich durch die Barbaren zertheilet worden, so würde es durch die Gouverneurs der Provinzen geschehen seyn. Die Schwäche von den Nachfolgern Carls des großen brachte in Frankreich und Deutschland eine große Anzahl kleiner Fürsten hervor. Gegen die Zeit, da man einen Weg nach Ostindien bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckte, stand die große Halbinsel jenseit des Ganges unter dem mächtigen Reiche Bisnagar. Seine ersten Monarchen hatten sich durch Tapferkeit und kriegerische Einsicht fest gesetzt. Sie führten im Kriege ihre Truppen an; und im Frieden gaben sie ihren Ministern selbst ihre Anweisung, besuchten ihre Staaten, und waren sehr genau in der Verwaltung der Gerechtigkeit gegen Hohe und Niedere. Das Volk trieb einen ausgebreiteten und einträglichen Handel, welcher dem Kaiser ein Einkommen verschaffte, das ihn in Stand setzte, eine stehende Armee von 100000 Mann zu Fuße, 30000 Mann zu Pferde, und 700 Elephanten zu halten. Allein das Glück und der Reichthum verderben alles. Die Kaiser, welche von Stolz und Wollust ganz trunken waren,

begnügten sich nunmehr, anstatt eines wahren Ruhmes, mit übertriebenen Titeln, und die Benennungen König der Könige, und Gemahl von 1000 Gemahlinnen, waren die ersten in dem Verzeichnisse solcher prächtigen aber leeren Beywörter. Sie wurden durch Schmeicheley ganz verdorben, nahmen göttliche Ehre an, und erschienen selten öffentlich, und überließen die Sorge für ihre Staaten den Ministern und den Gouverneurs ihrer Provinzen. Zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts thaten die benachbarten Fürsten von allen Seiten Einfälle in das Reich. Im Jahre 1565 wurde die Hauptstadt Bisnagar von einer Mohrischen Königinn eingenommen und geplündert. Die Gouverneurs der Provinzen erklärten sich für unabhängig; und aus diesem großen Reiche entstanden die Königreiche Golconda, Visapur, und verschiedene andere. Das Reich von Hindostan, welches ehemahls so ausgebreitet war, ist jetzt zu einem sehr kleinen Königreiche unter einem Fürsten herunter gekommen, der nicht mehr das Recht hat, zum großen Mogul ernannt zu werden; indem die Gouverneurs seiner Provinzen sich, wie gewöhnlich, für unabhängig erklärt haben.

Unsere Nordamerikanischen Colonien sind in einem blühenden Zustande, und nehmen schnell an Bevölkerung und Reichthum zu. Die Colonisten haben den Muth eines freyen Volks, und sind vom Patriotismus belebt. Ihre Bevölkerung wird in weniger als einem Jahrhunderte der Bevölkerung von Brittanien und Irrland gleich seyn;

und sie werden alsdann ihrem Vaterlande viel zu schaffen machen, wenn sie unabhängig seyn wollen; ein jeder Vortheil wird auf ihrer Seite seyn, da der Angriff zu Wasser aus einer sehr entfernten Gegend geschehen muß. So bald sie sich auf diese Weise von einem fremden Joche befreyet haben: so wird ihre erste Sorge die Wahl einer schicklichen Regierung seyn, und es ist nicht schwer voraus zu sehen, was für eine Regierung sie wählen werden. Ein Volk, welches von den neuen Wohlthaten der Freyheit und Unabhängigkeit noch ganz belebt ist, wird sich nicht zu einer königlichen Regierung lenken. Die Schweizer Cantons vereinigten sich in einem Bunde zur Beschützung wider das mächtige Haus Östreich; und die Holländer errichteten eine ähnliche Vereinigung zu ihrer Beschützung wider den noch mächtigern König von Spanien. Allein unsere Colonien werden sich niemahls in einen solchen Bund einlassen, weil sie keinen mächtigen Nachbar haben, und weil sie keinen Haß gegen einander hegen. Wir können daher ziemlich gewiß behaupten, daß eine jede Colonie für sich eine republikanische Regierung wählen wird. Und ihre gegenwärtige Verfassung bereitet sie dazu; sie haben einen Senat; und sie haben eine Versammlung, welche das Volk vorstellt. Es wird keine andere Veränderung nöthig seyn, als daß sie den Gouverneur weg lassen, der den König von Brittanien vorstellt. Und auf diese Weise wird ein Theil eines großen Staats in viele kleine Staaten verwandelt werden.

Fünfter Versuch.

Vergleichung großer und kleiner Staaten.

Die Nachbarn müssen nach dem gemeinen Ausspruche entweder süße Freunde oder bittere Feinde seyn. Der Patriotismus ist in kleinen Staaten sehr stark, und der Haß gegen benachbarte Staaten ist es nicht weniger; beyde verschwinden in einer großen Monarchie.

Die Wetteiferung hat in gewissen Gränzen, wie ein maximum in der Mathematik, das schönste Spiel; sie wird matt, wo ihre Gegenstände zu viele oder zu wenige sind; und daher rühret es, daß die meisten Heldenthaten in einem Staate von mäßiger Größe verrichtet werden. Die Begierde nach Beyfall oder Ruhm kann in einer großen Monarchie vorhanden seyn; allein durch diese Begierde werden ohne Hülfe der Wetteiferung selten Heldenthaten verrichtet.

Die kleinen Staaten, so verdorben sie auch seyn mögen, sind dem Despotismus nicht unterworfen; indem das Volk dem Sitze der Regierung nahe und gewohnt ist, ihre Regenten täglich zu sehen, und von ihren Fehlern frey zu sprechen, und sie überall bekannt zu machen. Ein gelehrter Schrift-

steller *) machet deßwegen über Spanien, welches ehemahls aus vielen kleinen Staaten bestand, folgende Anmerkung: „Der kleine Monarch war nur sehr wenig über seinen Adel erhaben; er hatte wenig Macht; und konnte also nicht viel Achtung verlangen; und sein Adel konnte ihn auch nicht mit derjenigen Ehrfurcht ansehen, die man bey dem Anblicke großer Monarchen empfindet." Es ist noch eine andere Sache, die wider den Despotismus in einem kleinen Staate von gleicher Wichtigkeit ist, nähmlich, die Armee kann nicht leicht von dem Volke getrennet werden; und deßwegen ist sie eben nicht gefährlich. Die Römischen prätorischen Truppen wurden in die Städte nahe bey Rom verlegt; und drey Cohorten allein wurden zur Beschützung dieser Stadt gebraucht. Sejanus, der Präfect dieser Truppen unter dem Tiberius, legte die drey Cohorten in weitläufige Casernen in der Stadt, um dadurch mehr Ansehen über sie zu erlangen, und sie von ihrer Vertraulichkeit mit dem Volke abzuziehen. Tacitus *) erzählet die Geschichte auf folgende Weise. „Er erweiterte die Macht der Präfectur dadurch, daß er die prätorischen Cohorten, welche ehemahls in der ganzen Stadt zerstreuet lagen, in ein Lager zusammen zog; damit seine Befehle durch eine solche Vereinigung einen größern Einfluß bey ihnen haben, und damit sie zugleich, da ihr Ver-

*) D. Robertson.

*) Lib. 4. Annal.

trauen auf ihre Macht durch den Anblick ihrer Menge und Stärke zugenommen hätte, andern ein großes Schrecken einjagen möchten."

Was oben bereits gesagt worden, enthält die Ursache einer artigen Begebenheit, die in der alten Geschichte aufgezeichnet ist, nähmlich, daß von vielen Versuchen, die Oberherrschaft verschiedener Griechischer Republiken zu erlangen, nur sehr wenige von Statten gegangen; und daß keine unrechtmäßige Besitzung von dieser Art lange gedauert habe. Ein jeder Umstand ist in einem weitläufigen Staate nnterschieden: das Volk, welches in einer Entfernung von dem Throne ist, und eine tiefe Ehrfurcht für den Monarchen hat, betrachtet sich nicht als Mitglieder eines Staatskörpers, sondern bloß als Unterthanen, die blindlings zu gehorchen verbunden sind; und durch diesen Eindruck werden sie schon im voraus zum Despotismus vorbereitet. Hierzu kommen noch andere Gründe; die Unterthanen eines großen Staats werden durch den Glanz ihrer Monarchen geblendet; und weil ihre Verbindung durch die Entfernung verhindert wird: so kann der Monarch ganz sicher einen Theil seiner Unterthanen wider die übrigen, oder eine stehende Armee wider alle brauchen.

Ein großer Staat hat einen vorzüglichen Vortheil, nähmlich, das Vermögen prächtige Werke auszuführen. Die hängenden Gärten von Babylon, die Pyramiden von Egypten, und der See Möris sind berühmte Beyspiele. Die Stadt He-

liopolis, welche von den Türken Balbeck genannt wird, ist ein starkes Beyspiel von der Macht und dem Reichthume des Römischen Reichs. Sogar unter den Ruinen dieser Stadt sind noch Überreste von großer Pracht und ausnehmendem Geschmacke. Wäre der königliche Pallast oder der Tempel der Sonne das Werk eines jetzt lebenden Europäischen Fürsten, so würde es in den Jahrbüchern seiner Regierung ein großes Aufsehen machen. Und doch machten diese Werke zur Zeit ihrer Ausführung so wenig Aufsehen, daß nicht einmahl eine Nachricht von denselben in einem Geschichtschreiber vorhanden ist. Die Wohlthätigkeit einiger großen Monarchen ist noch lobenswürdiger. An den Hauptstraßen von Japan sind in gehörigen Entfernungen warme Bäder nebst andern Bequemlichkeiten zum Gebrauche der Reisenden angelegt. Die Wohlthätigkeit der Chinesischen Regierung gegen diejenigen, die Schiffbruch leiden, machet noch einen viel vortheilhaftern Eindruck von jener Monarchie, als alles andere, was Dü Halde mit so vieler Mühe gesammelt hat. Ich erwähne mit Vergnügen zur Bestätigung dieser Anmerkung folgenden Zufall. Im Jahre 1728 reisete das Schiff Prinz Georg von Calcouta in Bengalen nach Canton in China mit einer Ladung von 60000 Pfund Sterling am Werthe. Ein heftiger Sturm trieb das Schiff gegen Westen von Canton an einen Ort mit Nahmen Timpau auf den Strand. Nicht die Hälfte des Schiffsvolks konnte vor Müdigkeit und Hunger, und vor Furcht, von den Einwohnern erschlagen zu werden, ans Land kommen. Aben wie erstaunten sie

nicht, da sie mit vorzüglicher Leutseligkeit aufgenommen wurden! Es erschien ein Mandarin, der sie nicht allein mit Lebensmitteln im Überflusse versorgte, sondern auch Taucher verschaffte, die ihnen bey dem Aufsuchen des Versunkenen beystanden. Hier sind noch die eigenen Worte meines Schriftstellers, des Alexander Wedderbourn von St. Germain, eines Herrn von bekanntem Werthe und Redlichkeit, der auf dem Schiffe ein Amt bekleidete. „In wenigen Tagen bekamen wir 5000 Pfund in Stangen, und hernach noch 10000 Pfund wieder. Ehe wir nach Canton abreiseten, so nahm der Mandarin, unser Wohlthäter, ein genaues Verzeichniß von unserm Gelde nebst den Nahmen der Menschen, und gab uns eine Bedeckung, die uns durch sein Gebieth führte, und uns todt oder lebendig einem gewissen Sonqua in Canton, einem den Engländern daselbst wohl bekannten Chinesischen Kaufmanne, überlieferte. In einem jeden von unsern übrigen Plätzen wurden uns von den Bauern Lebensmittel in Menge und mit großer Freundlichkeit gebracht. Auf diese Weise gingen wir von einem Gebiethe zum andern, ohne daß wir einen einzigen Heller zu bezahlen nöthig hatten, bis wir Canton erreichten, welches in neun Tagen geschah, da wir bisweilen zu Lande, und bisweilen zu Wasser reiseten. Man hatte unsern unglücklichen Zufall dem Hofe zu Pekin vorgestellet, und es kam daher Befehl, unter uns eine Summe Geldes auszutheilen; welches auch durch den Chountuck, Hoppo und andere Officiere, die in großem Staat versammelt waren, vollzogen wurde. Nach

einer kurzen Rede, welche das Mitleiden über unsere Noth nebst einer Lobrede auf die großmüthige Gesinnung ihres Herrn ausdrückte, wurde einem jeden von uns des Kaisers Gabe in einem gelben Beutel überreichet, auf welchem die Beschaffenheit des Geschenks beschrieben war. Der erste Oberaufseher empfing 450 Tales in Silber, der zweyte 350, ich selbst 250, der Steuermann 75, und ein jeder gemeiner Matrose 15. Das Ganze belief sich auf 2000 Tales, oder 900 Pfund. Dieses ist ein nachahmungswürdiges Beyspiel, auch da, wo man die Christliche Religion bekennet; ob gleich ihre Lehren oft bey solchen Gelegenheiten auf eine anstößige Art verdrehet werden." Und ich setze hinzu, daß diese Gabe ohne Zweifel durch das Gesetz fest gesetzt war; denn es hat nicht das Ansehen einer zufälligen oder besondern Handlung der Wohlthätigkeit. Und wenn dieses ist, so ist China das einzige Land in der Welt, wo die Freygebigkeit gegen Fremde in der Noth ein Stück der öffentlichen Staatskunst ist.

Ich erwähne noch mit besonderm Vergnügen einen andern Vortheil eines großen Staats, weil alle, die in der Gelehrsamkeit berühmt werden wollen, daran Antheil nehmen. Ein kleines Königreich, wie Dänemark, Schweden und Portugall, können natürlicher Weise nicht viel gute Schriftsteller hervor bringen; weil da, wo wenige Leser sind, auch keine hinlängliche Ermunterung ist, gelehrte Talente zu zeigen: ein classisches Werk, welches man jetzt in der Celtischen Sprache schreiben wollte, würde beynahe ein

Wunder seyn. Frankreich ist vor allen andern Nationen wegen der Ermunterung, die es guten Schriftstellern gibt, besonders berühmt; es ist ein volkreiches Land; es ist der vornehmste Sitz des Geschmacks, der Künste und Wissenschaften; und die Sprache desselben ist in Europa allgemein geworden, weil sie überall die Hofsprache ist: es ist also nicht zu verwundern, daß die Französischen Schriftsteller den Sieg davon tragen. Allein die Britten dürfen nicht verzagen; denn sie haben eine herrliche Aussicht vor sich. Die Nachfrage nach Englischen Büchern in Amerika ist beträchtlich, und nimmt täglich zu. Die Bevölkerung geht gut von Statten; die Anzahl der Britten, die sich bereits an dem Flusse Ohio nieder gelassen haben, beläuft sich auf 10000; und das herrliche Land von diesem Flusse herunter, bis an die Mündung des Missisippi, wird mit Leuten angefüllt, deren Muttersprache die Englische ist. Es ist daher kein Zweifel, daß ein so schönes Klima und ein so fruchtbarer Boden viele Leser hervor bringen wird. Die Aussicht von so vielen Lesern, ob es gleich in entfernten Gegenden der Erde ist, muß unsern Ehrgeitz erregen; und unser Ehrgeitz wird glücklich geleitet werden, wenn wir alle Unterscheidungen des Orts beyseit legen, und uns bemühen, die Französischen Schriftsteller bloß in dem wirklichen Verdienste nachzuahmen.

Allein die vorhergehenden Vortheile eines großen Staats, so ansehnlich sie auch sind, werden auf eine traurige Weise durch mannigfaltige Nachtheile überwogen. Der erste ist das Verder-

hen seiner Könige, welches bereits in einer verschiedenen Absicht in dem vorher gehenden Versuche ist erwähnet worden. Und außer dem Verderben ist noch ein anderer Schaden, dem große Monarchen unterworfen sind, nähmlich, daß sie wegen ihres erhabenen Standes über ihre Unterthanen niemand als ihre Minister kennen. Und die Minister, welche unter einer despotischen Regierung bloß ihrem Herrn unterworfen sind, ziehen gemeiniglich, ohne Absicht auf seine Ehre, ihr eigenes Interesse vor. Soliman, der Türkische Kaiser, der mehr Einsicht als alle seine Vorgänger hatte, konnte doch den listigen Kunstgriffen seiner Gemahlinn Roxolane und seines Veziers Rustan nicht entgehen. Sie erfüllten seine Ohren mit wiederhohlten Verleumdungen wider seinen ältesten Sohn Mustapha, einen jungen Prinzen von großer Hoffnung. Sie waren in keiner Gefahr, entdeckt zu werden; weil niemand, außer durch ihre Vermittelung, einen Zutritt bey dem Kaiser hatte. Und die letzte Scene war ein Befehl von dem Kaiser, seinen Sohn zu tödten*). Ist nun ein großer Monarch den Kunstgriffen seiner Minister bloß gestellt, so wird gewiß sein Ansehen über die Gouverneurs seiner entfernten Provinzen sehr geringe seyn. Ihre Macht ist ungewiß; und sie unterdrücken das Volk ohne Unterlaß, um nur Reichthümer zu sammeln: die Klagen des Volks werden nicht geachtet, weil sie

*) S. D. Robertsons Geschichte Carls des V, wo dieser Zufall mit ausnehmender Lebhaftigkeit erzählt wird.

niemahls vor den Thron kommen. Die Spanischen Gouverneurs auf den Philippinischen Inseln liefern ein beklagenswürdiges Beyspiel von dieser Anmerkung. Die Hitze des Klima befördert die Schwelgerey; und diese reitzt den Geitz, der beständig wüthet, weil die Entfernung der Hauptstadt alle Furcht vor der Entdeckung aus dem Wege räumet. Man leget dem Volke willkührliche Abgaben auf, und die eingebrachten Güter müssen große Zölle bezahlen, die der Gouverneur aufs schärfste einfordert, und zu seinem eigenen Gebrauche verwendet. Man macht eine willkührliche Schätzung dessen, was ein jedes Feld hervor bringen kann; und der Landmann wird hart bestraft, wenn er nicht die bestimmte Summe abträgt, es mag nun sein Land etwas hervor gebracht haben oder nicht. Viele tausend haben ihr Vaterland verlassen; und die wenigen elenden und unglücklichen Einwohner, die noch übrig sind, haben sich in unzugängliche Gebirge begeben.

Das Verderben eines Hofes breitet sich bey einem jeden Mitgliede des Staats aus. In einem weitläufigen Königreiche, welches mächtiger als seine Nachbarn ist, verlieren die Unterthanen, die keine Gelegenheit haben, sich in der Vertheidigung ihres Landes hervorzuthun, alle ihre Tapferkeit, und werden feige Leute. Über dieses erzeuget die große Ungleichheit des Ranges und Vermögens die Schwelgerey, den Eigennutz, und die Wollust *). Die schönen Künste gewinnen zwar

*) Folgende Stelle ist aus einem neuern Russi=

einiges Ansehen, die Manufacturen werden vollkommen gemacht, und höfliche Sitten werden herrschend; aber eine jede männliche Tugend verschwindet, und man findet niemand, der sein Leben zur Rettung seines Vaterlandes wagen will. Diese Krankheit breitet sich in Brittanien aus; und der einzige Umstand, der Frankreich vor einer ähnlichen Furchtsamkeit schützet, ist eine fest gesetzte Mode, daß jeder Edelmann einige Feldzüge thun muß. Ein dritter Schade einer weitläufigen Monarchie ist dieser, daß sie innerlichen Zerrüttungen oder Staatsveränderungen unterworfen ist, die gemeiniglich entweder durch eine stehende Armee, oder durch die Gouverneurs entfernter Provinzen veranlaßt werden. In An-

---

schen Schriftsteller. „Es ist eine in der Erfahrung gegründete Wahrheit, daß der Handel die Sitten verfeinert; aber es ist auch eben so wahr, daß der Handel die Schwelgerey veranlaßt, und die Sitten verdirbt. Mit dem Wachsthume fremder Moden und des fremden Handels in Rußland, hat auch daselbst der fremde Luxus ebenfalls zugenommen; die allgemeine Verschwendung ist vorangegangen, und die lasterhaften Sitten sind ihr gefolget. Die großen Besitzer der Güter drücken ihre Unterthanen, um sich die unaufhörlichen Forderungen des Luxus zu verschaffen; der elende Bauer, welcher mit Abgaben überladen ist, wird oft genöthiget, seine Wohnung zu verlassen, und sein Land ungebauet mit dem Rücken anzusehen." Auf diese Weise nimmt der Ackerbau und die Bevölkerung täglich ab; und dann kann einem Staate nichts Schlimmers begegnen.

sehung des erstern wird die Regierung eines großen Königreichs, welches durch den Luxus entkräftet ist, allezeit militärisch, und folglich despotisch seyn. Ein zahlreiche Armee wird bald lernen, einen verzagten Anführer zu verachten, und ein jedes Band der Unterwürfigkeit zu zerbrechen; der Monarch wird oft nach dem Eigensinne der Armee verändert; aber der Despotismus bleibt unveränderlich. In der Türkey setzen die Janitscharen den Sultan ohne Bedenken ab; da sie aber auf eine abergläubische Art der königlichen Familie ergeben sind, so schränken sie sich selbst auf dieselbe ein, und wählen daraus einen neuen Sultan. Die prätorischen Cohorten waren die Janitscharen des Römischen Reichs, die niemahls Bedenken trugen, den Kaiser bey der geringsten Gelegenheit abzusetzen. Weil aber daselbst keine königliche Familie war, so brachten sie gemeiniglich die Krone zum Verkaufe, und gaben sie demjenigen, der das Meiste darauf both. In Ansehung des letztern werden die Gouverneurs entfernter Provinzen, die ohne Einschränkung zu handeln gewohnt sind, sehr mächtig, und setzen ihrem Ehrgeitze keine Gränzen. So bald als sie nur die Zuneigung des Volks gewinnen, welches sie beherrschen, so wird die Kühnheit schon das Übrige thun. Der Monarch wird abgesetzt, ehe er sich zur Vertheidigung rüsten kann, und der unrechtmäßige Gegner nimmt seinen Platz ohne Widerstand ein. Das Glück begleitet gemeiniglich solche Unternehmungen; indem der Monarch kein Herz, und das Volk keinen Patriotismus hat. In Hindostan ergriff ehemahls ein mißvergnügter

Favorit oder Suba die Waffen zu einer eingebildeten Rache, oder vielleicht wegen einer vorgeblichen Beleidigung: er wagte es aber dennoch nicht, sich unabhängig zu machen, sondern schützte sich damit, daß er eine Person von königlichem Geblüte auf den Thron setzte, und ihn als Monarchen öffentlich ausrufen ließ. Die Wollust und Weichlichkeit der letzten Könige in Persien hat dieses Königreich zu einem Raube eines jeden verwegenen Rebellen gemacht. Es ist vielleicht nie ein Staat gewesen, der so oft, als Persien in den abgewichenen Jahren, seinen Herrn verändert hat.

Zum vierten ist eine durch Schwelgerey und Wollust verdorbene Nation ein leichter Bissen für einen jeden, der sie angreift; und der Versuch einer Eroberung und der glückliche Erfolg sind beynahe einerley. Die mächtige Assyrische Monarchie, welche lange ohne einen einzigen Feind in Frieden bestanden hatte, verfiel in Trägheit und Weichlichkeit, und wurde ein leichter Raub für die Könige in Medien und Babylon. Diese zwey Nationen wurden bey ähnlichen Umständen der Trägheit und Weichlichkeit ebenfalls durch den Cyrus, König in Persien, wieder verschlungen; und das große Reich von Persien, welches eben den Weg ging, wurde von Alexander aus Macedonien mit einer kleinen Armee von 35000 Mann überwunden. *)

*) In Europa sind die benachbarten Nationen in den Sitten oder in der Tapferkeit sehr wenig von einander unterschieden. In Asien hingegen

Dieses führet uns nunmehr zu dem fünften Schaden eines großen Reichs, nähmlich, zu der Schwierigkeit, seine Gränzen zu beschützen. Ein Königreich wird, wie ein Thier, verhältnißmäßig schwach, so bald es über eine gewisse Größe kommt. Frankreich und Spanien würden zu ihrer Vertheidigung weniger geschickt seyn, wenn sie über ihre gegenwärtige Größe erweitert wären. Spanien war besonders ein sehr schwaches Königreich, so lange die Niederlande und die Hälfte von Italien noch dazu gehörten. Hingegen nach der jetzigen Größe kann man leicht zur Beschützung der entferntesten Gränzplätze Truppen zusammen ziehen. Es gehören Monathe dazu, ehe man in einem zu weitläufigen Reiche, wie Persien, Truppen zusammen bringen kann; und so bald eine Armee an der Gränze geschlagen ist, so muß sie sich zerstreuen, indem sie sich selten in Festungen ziehen kann. Der Sieger, der geschwinde fort rücket, belagert die Hauptstadt, ehe die Truppen aus den Provinzen eine ordentliche Armee ausmachen können; die Hauptstadt wird eingenommen, das Reich zertrennet, und dann sucht der Eroberer mit Bequemlichkeit die Provinzen ihren Gouverneurs streitig zu machen.

---

kommen wir sogleich von den wilden Tartarn, die ein kaltes und dürres Land bewohnen, zu dem weibischen Volke eines warmen und fruchtbaren Landes. Daher rühren in Asien die beständigen Eroberungen von Norden gegen Süden, welche die große Mauer von China kaum verhindern kann.

Die Philippinischen Inseln machten ehemahls einen Theil des großen Chinesischen Reichs aus: da sie aber zu entfernt waren, um wohl beschützet oder regieret zu werden; so zeigte es eine vollkommene Weisheit bey ihnen an, daß sie dieselben nebst verschiedenen andern entfernten Provinzen verließen.

Ein kleiner Staat hingegen wird leicht geschützet. Die Griechischen Republiken hielten sich wider den großen König durch ihren Muth, Verbindung und Patriotismus für hinlänglich befestiget. Die Spanischen Christen, welche von den Saracenen aus dem offenen Lande vertrieben wurden, begaben sich in die Gebirge von Asturien, und erwählten den Don Pelajo zu ihrem Könige. Dieser kriegerische Fürst befestigte keine von seinen Städten, und auch keinen einzigen Paß; indem er wohl wußte, daß seine Leute, so lange sie tapfer blieben, unüberwindlich seyn würden, und daß Mauern und Festungen nur zur Verhinderung des Muths dienen. Die Römer dachten niemahls, so lange sie in Italien eingeschränkt waren, auf eine andere Vertheidigung wider ihren Feind, als auf gute Truppen; so bald sie aber ein weites Reich erlangt hatten, so schien sogar der Rhein eine zu schwache Schutzwehre zu seyn; und die unzähligen Festungen und Legionen, welche ihre Gränzen bedeckten, konnten sie kaum bey einer jeden Bewegung der Barbaren wider eine tödtliche Furcht schützen *). Eine Na-

*) Der Gebrauch der Kanonen, welche den

tion, in welcher die gegenseitigen Pflichten des Monarchen und der Unterthanen gewissenhaft vollzogen werden, und worin die Leute ihr Vaterland und ihre Beherrscher lieben, kann für unüberwindlich gehalten werden, wenn man nähmlich für die Miliz auf gehörige Weise Sorge trägt. Ein jeder von diesen besondern Umständen ist in einem großen Reiche ganz umgekehrt; die einzelnen Personen streben nach Gelde, per fas aut nefas, um es im Vergnügen zu verschwenden; die Gouverneurs der entfernten Provinzen verfahren tyrannisch, und unterlassen während der kurzen Zeit ihrer Macht keine Mittel, so unterdrückend sie auch seyn mögen, um Schätze zu sammeln. Auf diese Weise wurden die Römischen Provinzen beherrschet; und die Leute, welche sich keinen größern Tyrannen, als einen Römischen Proconsul vorstellen konnten, waren bereit, eine jede Veränderung anzunehmen. Die Römer merkten daher wohl, daß es in der That einerley wäre, ihre Gränzen anzugreifen, oder ihr Reich zu zertheilen. Zu unsern Zeiten würden die Nationen, deren Gränzen offen liegen, den herzhaftesten Widerstand gegen einen Feind thun; die Deutschen Staaten und die Schweizer Cantons können dieses bezeugen. Italien hat die stärkste natürliche Schutzwehre eines jeden Landes, welches keine Insel ist; und doch

---

Schwachen und Starken auf einen gleichen Fuß setzen, ist die einzige Zuflucht der Schwelgerischen und Reichen wider die Armen und Beherzten.

ist es Jahrhunderte hindurch für einen jeden Feind ein Raub gewesen.

Man hat zur Versicherung der Gränzen eines weitläufigen Reichs zwey Methoden gebraucht: die eine ist, die Gränzen zu verwüsten; die andere aber besteht darin, daß man in den entfernten Provinzen lehnbare Fürsten gesetzt hat. Shach Abbas, König von Persien, verwüstete einen Theil von Armenien, um die Einfälle der Türken zu verhindern, und führte die Einwohner nach Ispahan, und begegnete ihnen mit großer Leutseligkeit. Das Land wird von den großen Monarchen in Asien nicht sehr geachtet; es ist aber in den kleinern Reichen von Europa sehr schätzbar, und die Gränzen werden gemeiniglich durch befestigte Städte beschütze. Die anderen Gränzen von Persien werden durch zinsbare Fürsten geschützet; und eben diese Methode braucht man in China, Hindostan, und in dem Türkischen Reiche. Die Fürsten der kleinen Tartarey, Moldau und Wallachey sind lange Zeit eine Sicherheit des Türkischen Kaisers wider seine mächtigen Nachbarn in Europa gewesen.

Sechster Versuch.

Vergleichung des Kriegs und Friedens.

Es sind keine Klagen häufiger als über das Wetter, wenn es unsern Absichten nicht gemäß ist:

„Eine traurige Jahreszeit! wir werden noch im Wasser umkommen, oder vor Hitze verbrennen.“ Und doch glauben kluge Leute, daß man mehr Ursache zu klagen haben würde, wenn das Wetter unsern eigenen Einrichtungen überlassen wäre. Das Wetter ist nicht das einzige Beyspiel von dem Mißtrauen gegen die Vorsehung; es ist eine eben so gemeine Sache, wider den Krieg zu reden: „Eine Peitsche der Nation, ein Verderber des menschlichen Geschlechts, und ein Gift der Künste und des Fleißes! wird denn die Welt niemahls klug werden! wird der Krieg niemahls ein Ende nehmen!“ Es sind zwar die Wohlthaten des Friedens sehr mannigfaltig; aber bringt denn der Krieg niemahls etwas Gutes hervor? Eine wichtige Vergleichung kann es vielleicht zweifelhaft machen, ob man nicht den Krieg, wie das Wetter, der Regierung der Vorsehung überlassen sollte: wir haben selten Recht, wenn wir uns über ihre Verwaltung beklagen.

Die Wohlthaten des Friedens sind zu wohl bekannt, und bedürfen keiner Erläuterung; der Fleiß, der Handel, die schönen Künste, die Macht, der Reichthum rc. hangen von dem Frieden ab. Was hat nun der Krieg noch übrig, daß er diesen großen Wohlthaten an die Seite gesetzt werden kann? Jedoch wir wollen das Feld noch nicht verlassen, ohne wenigstens noch einen Versuch zu thun.

Es ist wahr, die Menschheit gewinnt nichts von den Kriegen kleiner Staaten, die nahe Nachbarn sind; solche Kriegs sind viehisch und blutig,

weil sie mit einer bittern Feindschaft gegen einzelne Personen geführet werden. Dank sey es der Vorsehung, daß der Krieg gegenwärtig ein weniger wildes Ansehen hat; wir verschonen einzelne Personen, und führen nur Krieg gegen die Nation: die Unmenschlichkeit und Grausamkeit weichen der Großmuth; und die Soldaten werden aus viehischen Menschen in Helden verwandelt. Solche Kriege üben die erhabenen Tugenden des Muthes, der Großmuth und Uneigennützigkeit, welche allezeit mit dem Bewußtseyn von Verdienst und Würde begleitet sind. Die Freundschaft ist im Frieden kaltsinnig und matt; aber in einem Kriege für den Ruhm zeiget sie das ganze Feuer ihrer Begeisterung. Der lange und blutige Krieg, den die Niederländer wider den Tyrannen von Spanien aushielten, machte sogar die Holländer zu Helden; sie verschafften sich während der heißesten Zeit des Krieges mit Gewalt einen Weg nach Indien, und gewannen durch den Handel dasjenige, was sie wider ihren wilden Feind unterstützte. Was haben sie seit dem durch den Frieden gewonnen? ihr weitläufiger Handel hat den Patriotismus, und eine jede andere Begierde, außer nach Reichthume, ausgerottet. Hätten sie ihre verletzten Rechte ohne einen Kampf wieder erlangt, so würden sie eine Nation von Fröschen und Fischern geblieben seyn. Die Schweizer wurden durch die beständigen Kriege für ihre Freyheit wider das mächtige Haus Östreich ein tapferes und munteres Volk, welches von benachbarten Fürsten gefürchtet und geehret wird. Ihr vereinigter Bund hat ihnen Frieden und Ruhe ver-

schafft; welche sie ungeachtet ihrer gebirgigen Lage würde weibisch gemacht haben, wenn sie nicht durch das Ausleihen ihrer Leute zu Soldaten einen Handel forttrieben. Die Mönche sind gemeiniglich sehr verzagt; ihre Lebensart, welche sie von der Gefahr entfernt, schwächet ihre Gemüther, und machet sie muthlos und feige.

Der Fleiß, die Manufacturen und der Reichthum sind zwar die Früchte des Friedens; aber man sehe nur, was darauf folget. Der Luxus, ein unfehlbarer Begleiter des Reichthums, ist ein langsames Gift, welches das Gemüth schwächt, und es zu einer jeden männlichen Übung unfähig macht; die Tapferkeit, Großmuth und der Heldenmuth werden unter die Wunder gerechnet, die nirgends als in der Fabel vorhanden gewesen sind; und die gewöhnlichen Eigenschaften der Wollust, des Geitzes, der List und Verstellung nehmen das ganze Gemüth ein. Kurz, der Mensch wird durch ein beständiges Glück und Frieden ein niederträchtiges, ohnmächtiges und eigennütziges Geschöpf, und verächtlicher, als ein Amerikanischer Wilder, der die Hirnschalen seiner Feinde als Siegeszeichen seiner Tapferkeit einsammelt. So sind die Früchte eines beständigen Friedens in Absicht auf einzelne Personen beschaffen.

Der Staat selbst wird dadurch eben so, wie seine Mitglieder, geschwächt. Man stelle sich einen Menschen vor, der reich ist, und sich nur an sinnlichen Vergnügungen ergetzet, aber sich vor der Ansteckung einer Pest fürchtet, die vor seiner

Thüre wüthet; oder man betrachte ihn, wie er in beständiger Furcht vor einem Feinde ist, der eine jede Gelegenheit zu sengen und zu brennen sucht. Dieser Mensch stellet einen handelnden Staat vor, der lange den Frieden ungestört genossen hat. Ein Staat, der ein reitzender Gegenstand eines Angriffes ist, befindet sich ohne die Mittel der Vertheidigung in einer erbärmlichen Lage. Die Republik Venedig war ehemahls wegen ihrer weisen Verfassung, und weil sie das Christliche Bollwerk wider die Türken war, sehr berühmt; allein sie ist durch einen langen Frieden ganz weibisch geworden. Ihre gegenwärtigen Grundsätze sind ihrem Charakter angemessen. Eine jede Ursache des Streites mit einem Nachbar wird sorgfältig vermieden; und die innerlichen Unruhen werden durch wachsame Spione verhindert. Holland hat seit den Zeiten König Williams nicht einen einzigen Mann hervor gebracht, der ein Regiment commandiren könnte; und die Holländer haben nichts, als die gegenseitige Eifersucht, unter ihren Nachbarn, worauf sie sich wegen ihrer Unabhängigkeit verlassen können. Hannibal erschien zu frühe auf der Bühne; hätten die Römer nach ihrer Eroberung von Italien ihren kriegerischen Geist durch die Schwelgerey und Wollust verloren, so würden sie diesem großen Generale haben weichen müssen. Es war für die Römer eben so glücklich, daß sie spät nach Macedonien kamen. Hätte Alexander seine Eroberung von Griechenland, und die Römer ihre Überwindung von Italien zu einer Zeit geendiget, so würde wahrscheinlicher Weise ein jeder von ihnen in ihren

eigenen Gränzen geblieben seyn. Allein die Asiatische Schwelgerey und Weichlichkeit, welche die Griechen und Macedonier vor dem Römischen Einfalle geschwächt hatten, machten sie zu einem leichten Raube ihrer Feinde. Es war der beständige Ausspruch des Cato, des Censors, „delenda est Carthago." Scipio Nasica war ein geschickterer Staatsmann; seine Meinung war, Karthago einen Frieden zu geben, damit die Furcht vor dieser ehemahls mächtigen Republik die Stärke des kriegerischen Geistes in seinem Vaterlande erhalten möchte. Und die Folge der Zeit hat die Weisheit dieses Rathes in ein helles Licht gesetzt. Die Schlacht bey Actium gab Rom unter dem Kaiser Augustus, nach einer langen Reihe von grausamen bürgerlichen Kriegen, endlich Frieden. Jedoch der Friede hatte noch nicht über dreyßig Jahre gedauert, so wurde eine Römische Armee unter dem Quintilius Varus in Deutschland in Stücken gehauen. Die Bestürzung in Rom war groß, weil keine befestigte Stadt vorhanden war, um die Deutschen von einem Einfalle in Italien abzuhalten. Man gab sogleich Befehle, frische Truppen zu werben; aber die Römer waren schon zu weibisch geworden, daß sich nicht ein einziger Mann freywillig dazu begeben wollte. Und Augustus mußte strenge Maßregeln brauchen, ehe er eine sehr kleine Armee zusammen bringen konnte. Wie verschieden war der kriegerische Geist der Römer während des zweyten Punischen Krieges, da verschiedene Römische Armeen, die größer als die Armee des Varus waren, in Stücken gehauen wurden. Die Bürger, welche Waffen tragen konn-

ten, waren bis auf 137000 Mann geschholzen; und doch suchten die Römer in den letztern Jahren dieses Krieges mit nicht weniger als 23 Legionen im Felde zu erscheinen *). Die Vandalen, welche die Römer aus Afrika vertrieben hatten, genossen über hundert Jahre den Frieden, ohne einen Feind zu sehen. Procopius **) gibt folgende Nachricht von ihnen. Sie ließen sich durch den fruchtbaren Boden und durch das gelinde Klima so sehr einnehmen, daß sie sich der Schwelgerey, prächtigen Kleidung, großen Lebensart, und den häufigen Baden überließen. Sie brachten ihre Zeit in dem Theater und Circus zu, und belustigten sich an Tänzern, Pantomimen, und andern fröhlichen Ergetzlichkeiten; ihre Landhäuser waren prächtig, und ihre Gärten waren mit Wasserwerken, schönen Bäumen und wohl riechenden Blumen gezieret; man achtete keine Keuschheit, noch eine andere männliche Tugend. Bey diesem weibischen Zustande thaten sie dem Belisar kaum einigen Widerstand gegen seine Armee, die weit schwächer als die ihrige war. Die Saracenen in Asien, die durch das Glück und den Reichthum verdorben waren, konnten den Türken nicht die Spitze biethen. Gegen diese Zeit wurden die Spanier, welche auf eben diese Weise weibisch geworden waren, durch die Saracenen aus Afrika überwunden, die, von den verderbten Sitten Asiens entfernt, ihren kriegerischen Geist behalten

*) Tit. Liv. lib. 26. c. 1.

**) Hist. Vandal. lib. 2.

hatten. Der Reichthum des Königreichs Whidah in Guinea brachte durch seinen fruchtbaren Boden, großen Fleiß und ausgebreiteten Handel ebenfalls die Schwelgerey und Weichlichkeit hervor. Der König, der eben so schwelgerisch als sein Volk war, übergab sich dem sinnlichen Vergnügen, und überließ die Regierung den Ministern. In dieser Verfassung war Whidah im Jahre 1727, als der König von Dahomay, ein inländischer Staat, einen Zugang zur See wegen des Handels verlangte, und zur Erkaufung dieses Vorrechts einen jährlichen Tribut anboth. Eine stolze abschlägige Antwort mußte nunmehr zum Vorwande eines Krieges dienen. Der König von Dahomay griff das Gebieth seines Feindes mit einer wohl abgerichteten Armee an, und drang ohne den geringsten Widerstand bis zur Hauptstadt. Der König von Whidah hatte sich mit seinen Weibern auf eine Insel begeben, und sein Volk wurde zerstreuet. Der Eroberer erstaunte darüber, daß eine ganze Nation ohne einen Schwertschlag ihre Weiber, Kinder, Götter, Güter, und alles, was ihnen lieb war, verlassen hatte. Die Japaneser wurden während der langen und blutigen bürgerlichen Kriege, welche sich gegen den Beschluß des sechzehnten Jahrhunderts endigten, sehr kriegerisch, und machten ihren Kaiser despotisch. Von dieser Zeit an haben sie keine Gelegenheit gehabt, ihren kriegerischen Geist auf eine andere Art, als in der Erziehung der Jugend, zu üben; der Heldenmuth wird ihnen nebst der Verachtung des Todes eingeschärfet; und die Historien ihrer Helden sind die ein-

zigen Bücher, die ihre Knaben in den Schulen lesen. Allein die große Ruhe, welche das Reich jetzt unter einer genauen und ordentlichen Regierung genießt, wird dieses kriegerische Volk mit der Zeit auch weibisch und feige machen; die menschliche Natur kann dem Gifte des beständigen Friedens und der Sicherheit nicht widerstehen. In dem letzten Kriege zwischen den Türken und Venetianern im Jahre 1715 setzten die letztern ein großes Vertrauen auf Napoli di Romania, eine wohl befestigte und mit allem Nothwendigen zur Vertheidigung versehene Stadt in Morea. Sie zweifelten im geringsten nicht, daß sie alle ihre Truppen zusammen ziehen würden, ehe die Türken bey der Belagerung einigen Fortgang machen könnten. Allein sie mußten zu ihrer größten Verwunderung sehen, daß die Einnahme dieser Stadt und einer jeden andern Festung in Morea das Werk eines einzigen Feldzuges war. So sehr waren die Venetianer durch den langen Frieden von der Tapferkeit und dem Patriotismus ihrer Vorfahren abgewichen, die dieses Land von den Türken erobert hatten. Nach einigen spätern Nachrichten von China soll der König von Bengal oder Brama bey dem Angriffe von Yunnan, einer reichen Provinz von China, einen vollkommenen Sieg über die kaiserliche Armee unter dem Commando seines Schwiegersohnes erhalten haben, welches die Einwohner dieser Provinz in solches Schrecken setzte, daß viele aus Furcht vor dem Eroberer sich erhängten oder ersäuften. In was für einen trägen Zustand würde jetzt Europa gerathen seyn, wenn der Plan zu einem beständi-

gen Frieden, den Heinrich der IV. in Frankreich entworfen hatte, wäre vollzogen worden? Die Eroberung würde in einer rückgängigen Bewegung ihren Fortgang von Osten gegen Westen genommen haben. Unsere Lage auf einer Insel ist bey verschiedenen Vortheilen in so fern unglücklich, daß sie uns von unserer Beschützung abzieht, und uns gegen unsere Vertheidigung ganz nachlässig machet; man hat uns daher niemahls angegriffen, ohne uns zu überwinden *).

Montesquieu hat in einer warmen Lobrede auf die Englische Verfassung einen besondern Umstand übersehen, worin sie einer jeden andern Monarchie vorzuziehen ist und dieses ist, die häufige Gelegenheit, die sie uns an die Hand gibt, die Kräfte des Verstandes und unsere Talente zu zeigen. Was ist nicht für eine Bewegung unter den Candidaten und ihren Erwählern bey der Annäherung eines neuen Parlements; was für Freyheit der Rede und Beredsamkeit im Parlemen-

---

*) Die Lage des Königs von Sardinien, der von allen Seiten mit mächtigen Monarchen umgeben ist, verbindet ihn, sehr behutsam zu handeln; und dieser Umstand scheinet auch den Charakter der Fürsten dieses Hauses gebildet zu haben. Sie haben mehr Klugheit in der Regierung ihres politischen Laufes, und mehr Geschicklichkeit, sich einen jeden Wind zu Nutze zu machen, gezeigt, als ein jedes anderes Geschlecht von Monarchen, die in der Historie ein Aufsehen machen. S. Robertsons Geschichte Kaisers Carl des V.

te; wie werden nicht die Minister und ihre Maßregeln der Welt öffentlich vorgelegt, und wie wird nicht die Nation lebhaft erhalten, und mit einer Stärke des Gemüthes begeistert, welche auf den Heldenmuth abzielet! diese Regierung erzeuget zwar Parteyen, welche bisweilen Staatsveränderungen hervor bringen; aber die goldene Zeit, die von den Poeten so lieblich beschrieben wird, würde für den Menschen schlimmer, als ein eisernes Zeitalter, seyn. Überhaupt aber ist es besser eine Regierung zu haben, die den Stürmen unterworfen ist, als bey der großen Stille des Despotismus eine Cur zu versuchen *).

Die Processe in einem Staate gewöhnen das Volk, wie der Krieg zwischen verschiedenen Staaten, zum Widerstande, und verhindern eine allzu große Sanftmuth und Leichtigkeit der Sitten. Bey einer freyen Regierung wird ein gewisser Grad von Halsstarrigkeit bey dem Volke erfordert, um sich dadurch den Eingriffen in ihre Freyheiten zu widersetzen. Die zärtliche Liebe der Franzosen gegen ihren Monarchen, und die Leichtigkeit und Höflichkeit ihrer Sitten, haben eine gute Verfassung verdorben. Die Brittische Verfassung ist durch ein Volk, welches eifersüchtig auf seinen Fürsten, und hartnäckig gegen eine jede Vermehrung der königlichen Macht ist, ganz erhalten worden.

Es ist noch ein anderer Vortheil des Krieges,

---

*) Montesquieu, Grandeur des Romains ch. 9.

den man nicht übersehen sollte, ob er gleich nicht der wichtigste ist. Der Krieg dienet auch dazu, das Land von Müßiggängern zu befreyen, von welchen wenige unschuldig, und viele schädlich sind. In den Jahren 1759 und 1760, da wir mit Frankreich im Kriege waren, wurden nur 29 Missethäter verurtheilt. In den Jahren 1770 und 1771, da wir mit der ganzen Welt Frieden hatten, beliefen sich die verurtheilten Missethäter auf 151.

Jedoch ob ich mich gleich wider einen beständigen Frieden erkläre, so wird ein beständiger Krieg immer noch mehr von mir verabscheuet. Der Zustand von Europa war in den finsteren Zeiten beklagenswürdig, da die Vasallen sich das Recht anmaßten, ohne Einwilligung des Monarchen Krieg zu führen. Die schrecklichen Befehdungen, welche allgemein herrschten, droheten die gänzliche Vernichtung aller Regierungen; das menschliche Geschlecht war nie in einem traurigeren Zustande. Allein die Anarchie ermangelt niemahls, wider sich selbst eine Cur zu veranstalten, welches die Weichlichkeit, die durch einen langen Frieden hervor gebracht wird, niemahls thut. Die Rache und Grausamkeit sind zwar die Früchte des Krieges; aber eben so sind es auch die Standhaftigkeit des Gemüthes und die wahre Tapferkeit; welche sich lieber zum Besten der Tugend als der Rache zeigen wollen. Die Kreuzzüge gaben zuerst den wilden Sitten unserer Vorfahren eine andere Wendung. Eine Unternehmung zum Besten der Religion, welche viele,

die vorher im Streite waren, wieder vereinigte, erweiterte den Umfang der geselligen Neigung, und milderte die Sitten der Christen gegen einander. Diese Kreuzzüge erfüllten Europa mit Helden, die zu Hause zu einer jeden neuen Unternehmung, welche Lorber versprach, bereit waren. Sie wurden durch die unterdrückenden und elenden Folgen der schrecklichen Befehdungen gerühret, und vereinigten sich mit Verbindungen der Ritterschaft, um den Unglücklichen beyzustehen, das Unrecht abzuwenden, und die Wittwen und Waisen zu beschützen. Ein solcher Heldenmuth entflammte einen jeden, der den Ruhm und die kriegerischen Vollkommenheiten liebte. Die Ritterschaft fand bey Leuten von hoher Geburt Beyfall: und sogar Könige machten sich eine Ehre daraus, von dem Orden zu seyn. Eine Stiftung, welche den Muth, die Religion und Tapferkeit mit einander vereinigte, war auf eine wundervolle Art einem kriegerischen Volke angemessen, und diente gar sehr zur Verbesserung ihrer Sitten; die Leutseligkeit und Höflichkeit mußten nothwendig in einer Gesellschaft herrschen, deren Bekenntniß es war, einer jeden Person im Unglücke beyzustehen. Und da die Ehre und der Ruhm die einzigen erwünschten Belohnungen waren, so wurde die Ritterschaft als die Schule der Ehre, der Wahrheit und der Treue angesehen. Auf diese Weise wurden die Wahrheit ohne Verstellung, und eine gewissenhafte Haltung der Versprechung die unterscheidenden Tugenden eines Ritters. Der heftige Eifer für die Beschützung der Wittwen und Waisen artete

zwar bisweilen in Ausschweifungen aus; welches die Ritter bezeugen können, die auf Abentheuer ausgingen. Allein es würde unbillig seyn, den ganzen Orden zu verwerfen, weil einige wenige von ihnen Thoren waren. Der wahre Geist der Ritterschaft brachte unstreitig eine merkwürdige Verbesserung der Sitten von Europa hervor. Welcher anderen Ursache können wir wohl mit so vielem Rechte den Punct der Ehre uud die Leutseligkeit im Kriege zuschreiben, welche die neuern Sitten bezeichnen? Sind wohl der Friede, die Schwelgerey und der Eigennutz vermögend, solche Wirkungen hervor zu bringen?

Es kann anfänglich seltsam und unerklärlich scheinen, daß der Mensch das einzige Geschöpf seyn soll, welches gegen sein eigenes Geschlecht Krieg führet. Wollten die Menschen der ruhigen Vernunft Gehör geben, so würden sie niemahls Krieg führen. Wir wollen den berühmten Rousseau über diese Materie hören. „Ein Fürst, der zur Erweiterung seiner Gränzen eben so viele alte Unterthanen verlieret, als er neue erlangt, schwächet sich in der That, indem er sich vergrößert; weil er bey einem weit größeren Raume, den er vertheidigen soll, nicht genug Vertheidiger hat. Man muß wissen, daß durch die Art, wie man heut zu Tage Krieg führet, die geringste Entvölkerung, die der Krieg verursachet, in den Armeen erfolgt; der Verlust ist zwar daselbst sichtbar und merklich; aber der Verlust ist zu gleicher Zeit dem ganzen Staate weit härter und unersetzlicher, als der Verlust der sterbenden

Menschen, welcher erfolget durch diejenigen, die nicht geboren werden, durch die Vermehrung der Auflagen, durch die Unterbrechung des Handels, und durch die Verlassung der Ländereyen und des Ackerbaues; dieses Übel, welches man nicht so gleich wahrnimmt, gibt sich in der Folge auf eine grausame Art zu erkennen; und dann wundert man sich, daß man so schwach ist, da man sich so mächtig gemacht hat. Dasjenige, welches die Eroberung noch weniger wichtig machet, bestehet darin, daß man jetzt weiß, durch welche Mittel man seine Macht verdoppeln kann, ohne sein Gebieth zu erweitern, ja bisweilen sogar durch die Verminderung desselben, wie der Kaiser Hadrian sehr weislich that. Man weiß, daß die Menschen allein die Stärke der Könige sind; und es ist ein gewisser Satz, der aus dem bereits gesagten fließet, daß von zwey Staaten, welche einerley Anzahl von Einwohnern haben, derjenige in der That der mächtigste ist, der das kleinste Gebieth einnimmt. Ein kluger Monarch kann daher durch gute Gesetze, weise Polizey, und große Sparsamkeit seine Stärke vermehren, ohne das Geringste dabey dem Zufalle zu überlassen." Jedoch der Krieg ist für den Menschen nöthig, weil er eine Schule zur Verbesserung einer jeden männlichen Tugend ist; und die Vorsehung machet die Könige in Absicht auf ihr wahres Interesse blind, damit der Krieg bisweilen Statt haben möge. Die wahre Weisheit des Menschen bestehet darin, daß er bey der Regierung dieser Welt sein Vertrauen auf die Vorsehung setzet.

überhaupt genommen ist ein beständiger Krieg sehr schlimm, weil er die Menschen in Raubthiere verwandelt; ein beständiger Friede ist noch schlimmer, weil er die Menschen in Lastthiere verwandelt. Der Krieg und Frieden sind daher zur Verhüthung einer so traurigen Ausartung auf beyden Seiten abwechselnd die einzigen kräftigen Mittel; und die Vorsehung hat diese Mittel gewählet.

Siebenter Versuch.

Der Ursprung und Fall des Patriotismus.

Die Mitglieder eines Stammes sind in ihrem ursprünglichen Jäger- und Fischerstande nur durch eine gemeinschaftliche Sprache mit einander verbunden, und haben keinen Begriff von einem Vaterlande, und kaum einen Begriff von einer Gesellschaft, wofern sie sich nicht in einem Feldzuge wider einen Feind, oder wider wilde Thiere vereinigen. Der Hirtenstand, wo man Herden von Schafen und Rindvieh gemeinschaftlich im Besitze hat, gibt zwar einen deutlichen Begriff von einem gemeinschaftlichen Interesse; aber man weiß noch nichts vom Vaterlande. Das Gefühl von einem Vaterlande fängt sich an zu entwi-

ckeln, wenn ein Volk aufhöret zu wandern, und sich in einem Gebiethe niederläßt, welches es sein eigenes nennet. Der Ackerbau verbindet sie mit einander, und die Regierung noch mehr; sie werden Mitbürger; und das Gebieth wird das Vaterland einer jeden Person genannt, die darin geboren ist. Es ist von der Vorsehung so geordnet, daß eines Menschen Vaterland und seine Landsleute, in der Verbindung mit ihm, ein Gegenstand seiner besonderen Zuneigung sind, welche die Liebe des Vaterlandes, oder der Patriotismus genannt wird; eine Zuneigung, die unter einem Volke, welches durch eine ordentliche Regierung, durch Ackerbau, Handel, und gemeinschaftliches Interesse mit einander verbunden ist, sehr hoch steiget.

Die geselligen Leidenschaften und Zuneigungen, welche angenehmer als eigennützig sind, gehören nur zu denjenigen, welche unsere Hochachtung erzeugen. Der Patriotismus steht an der Spitze der geselligen Neigungen, und wird von uns so hoch geschätzt, daß wir keine Handlungen, als solche, die daraus herrühren, groß oder heldenmüthig nennen. Da diese Zuneigung schon so angenehm in der Vorstellung ist, wie schön und erhaben muß sie bey denjenigen seyn, die sie belebt! Sie schlägt beständig wie die starke Gesundheit mit einem gleichen Pulse; und sie wird wie das Vestalische Feuer niemahls ausgelöscht. Keine Quelle des Vergnügens ist überfließender, als der Patriotismus, wo er die herrschende Leidenschaft ist; er siegt über einen jeden

eigennützigen Bewegungsgrund, und ist eine feste Stütze für jede Tugend. Kurz, die Sitten des Volks sind überall, wo er herrscht, rein und verbessert.

Dieses sind vorzügliche Wirkungen des Patriotismus in Absicht auf die Privat-Glückseligkeit und Tugend; und doch sind seine Wirkungen in Absicht auf das Publicum noch weit herrlicher. Keine Nation ist in einem andern Zeitpuncte ihres Wachsthums so blühend, als wenn der Patriotismus die herrschende Leidenschaft eines jeden Mitglieds ist; zu einer solchen Zeit ist sie unüberwindlich. Athenäus bemerket, daß die Athenienser das einzige Volk in der Welt wären, welche fürchterliche Armeen bey Marothon, Salamin und Platea in die Flucht schlugen. Allein damahls war der Patriotismus ihre herrschende Leidenschaft; und das Glück begleitete sie bey jeder Unternehmung. Wo der Patriotismus herrscht, daselbst thun die Menschen Wunder, sie mögen ein Kleid tragen, welches sie wollen. Der Fall von Sagunt ist eine große Scene; indem ein Volk die äußersten Kräfte der Natur zur Vertheidigung seines Vaterlandes anwendet. Die Stadt wurde zwar zerstöret; aber die Bürger wurden nicht überwunden. Die letzte Bemühung der noch übrigen Helden war, sich selbst nebst ihren Weibern und Kindern auf einem großen Scheiterhaufen zu verbrennen. Numantia liefert eine eben so große Scene. Die Bürger, welche die Waffen tragen konnten, waren an der Zahl nicht über 8000 Mann; und doch wi-

derstanden sie allen Bemühungen von 60000 wohl abgerichteten Soldaten unter dem Commando des Scipio Nasica. Ihr Charakter war wegen der Unerschrockenheit in so großem Ansehen, daß sogar zu der Zeit, da noch wenige von ihnen am Leben waren, die Römer es nicht wagen durften, die Stadt zu stürmen. Und sie standen immer noch so lange fest, bis sie durch Hungersnoth überwunden und ganz entkräftet waren. So lange die Portugiesen noch wegen des Patriotismus berühmt waren, so überfiel Lopez Carasco, einer von den Schiffs-Capitainen, mit einem einzigen Schiffe von vierzig Mann die Flotte des Königs von Achin von zwanzig Galeeren und vielen andern kleinen Schiffen und Fahrzeugen. Er hielt, bey dem festen Entschlusse lieber zu sterben als sich zu ergeben, das Gefecht drey Tage aus, bis sein Schiff durch und durch von Kanonenkugeln durchschossen, und nicht ein einziger Mann unverwundet geblieben war. Und doch fand es die Flotte des Königs für dienlich, davon zu segeln.

Der Patriotismus ist zu gleicher Zeit das große Bollwerk der bürgerlichen Freyheit; indem er auf gleiche Weise so wohl den Despotismus, als die ausgelassene Freyheit verabscheuet. So lange die despotische Regierung der Familie Tudor dauerte, so waren die Engländer zu sehr unterdrückt, als daß sie eine Liebe für ihr Vaterland hätten zeigen können. Allein da die Manufacturen und der Handel unter Elisabeths Regierung anfingen zu blühen, so brach der Nationalgeist her-

vor, und der Patriotismus machte schon einiges Aufsehen. Diese veränderte Neigung war vielleicht die vornehmste, obgleich nicht die sichtbarste Ursache von den National-Streitigkeiten wegen der Freyheit, welche während der Regierung der Familie Stuart sehr häufig waren, und sich unter einer freyen Regierung zur Zeit der Staatsveränderung endigten.

Der Patriotismus ist in einem kleinen Staate zu sehr eingeschlossen, und in einer großen Monarchie zu weit ausgedehnt. Jedoch diese Materie ist bereits in dem ersten Versuche dieses Buchs abgehandelt worden.

Der Patriotismus wird durch einen Kampf für die Freyheit, durch einen bürgerlichen Krieg, durch einen Widerstand gegen einen mächtigen Feind, oder durch einen andern Zufall entzündet, der die Mitglieder eines Staats in eine genaue Verbindung für das allgemeine Interesse ziehet. Der muthige Widerstand der sieben Provinzen gegen Philipp den II. von Spanien in der Sache der Freyheit ist ein berühmtes Beyspiel von dem patriotischen Geiste, der bis zu einem gewissen Grade der Begeisterung sich erhebet. Der Patriotismus, der unter den Corsicanern durch die Unterdrückung der Genueser erreget wurde, zeigte sich bey einem jeden schicklichen Gegenstande. Sogar während der Hitze des Krieges errichteten sie eine Universität für die Künste und Wissenschaften, eine National-Bank, und eine National-Bibliothek; Verbesserun-

gen, an welche sie in ihrem trägen und schläfrigen Zustande nicht würden gedacht haben. Aber leider haben sie als ein Opfer des Durstes nach Macht, und nicht einer höhern Tapferkeit, fallen müssen. Hätte die Vorsehung ihre Unternehmungen beglückt, so würden sie eben so wohl im Frieden, als im Kriege, eine ansehnliche Figur gemacht haben *).

Allein heftige Bewegungen können nicht beständig seyn; die eine Partey behält die Oberhand, und das Glück folget darauf. Was für eine Wirkung kann dieß wohl auf den Patriotismus haben? Ich antworte, daß nichts reitzender ist, als der glückliche Erfolg nach einem heftigen Kampfe. Eine Nation in diesem Zustande ist einem Cometen gleich, der nahe bey der Sonne vorbey geht, sehr erhitzt wird, und immer in Bewegung bleibt. Der Patriotismus war unter den Atheniensern sehr groß, da sie nach der Vertreibung des Tyrannen Pisistratus ein freyes Volk wurden. Jedermann zeigte sich für sein Vaterland; jedermann bemühte sich, diejenigen zu übertreffen, die vor ihm gingen; und daher kam ein Miltiades, Aristides und Demistokles; Nahmen, die in den Jahrbüchern der Zeit stets berühmt seyn werden. So lange die Römische Republik noch in enge Gränzen eingeschlossen war, so machte die Strenge der Sitten und die uneigennützige Liebe für ihr Vaterland den National-Charakter aus. Die Erhebung der Patri-

*) S. Boswells Beschreibung von Corsica.

cier über die Plebejer, eine Quelle von beständiger Zwietracht, wurde zuletzt dadurch verbessert, daß man alle Bürger einander gleich machte. Diese merkwürdige Veränderung erweckte eine lebhafte Wetteiferung unter den Patriciern und Plebejern; indem die erstern durch heldenmüthige Thaten sich bemühten, ihren Vorzug zu behaupten, und die letztern alle Kräfte anwendeten, es ihnen gleich zu thun; so daß die Republik zu keiner andern Zeit so große Männer in der Kriegskunst hervor gebracht hat. Jedoch es ist eine solche Abwechslung in den menschlichen Dingen, daß, obgleich die Menschen wegen ihrer Heldenthaten Nacheiferung verdienen, doch die Handlungen von dieser Art niemahls ermangeln, die Nacheiferung bey denen zu unterdrücken, die ihnen folgen. Wir haben bereits oben bemerkt, daß zu dem Wachsthume einer Kunst nichts nachtheiliger ist, als eine Person von höherm Genie, welche die Nacheiferung bey andern erstickt. Der berühmte Newton kann dieses bezeugen, dem die Abnahme der mathematischen Kenntnisse in Brittanien mit Recht zugeschrieben wird. Diese Anmerkung findet auch bey der Handlung Statt. Man hält diejenigen Handlungen, welche aus dem Patriotismus fließen, allein für groß und heldenmüthig; und solche Handlungen erwecken vor allen andern einen National-Geist. Jedoch es muß hier kein Newton an Heldenmuthe kommen; er wird, anstatt die Nacheiferung zu erwecken, sie vielmehr ersticken; und die Verzweiflung, den großen Männern, welche die Bewunderung aller Men-

schen sind, gleich zu kommen, macht der Nacheiferung ein Ende. Wir hören nach den berühmten Thaten des Miltiades, und nach dem vorzüglichen Patriotismus des Aristides nichts mehr von Nacheiferung oder Patriotismus in Griechenland. Perikles war ein Mann von großer Einsicht, aber er opferte Athen seinem Ehrgeitze auf. Die Athenienser fielen immer tiefer unter den Archonten, die weder Einsicht noch Patriotismus hatten, und wurden endlich zuerst durch die Macedonier, und hernach durch die Römer in die Sclaverey gebracht. Die Römer kamen von dem höchsten Gipfel in der patriotischen Nacheiferung bis auf den niederträchtigsten Eigennutz und Weichlichkeit herunter.

Dieß führet uns zu andern Ursachen, welche den Patriotismus auslöschen, oder ihn schwächen. Die Unordnungen der Parteyen in einem Staate schwächen ihn allezeit; denn der Bürger ist daselbst verloren; eine jede Person wird nur in der eingeschränkten Absicht als ein Freund oder Feind betrachtet. Bey den Streitigkeiten zwischen den Patriciern und Plebejern in Rom wurde das Publicum gar nicht geachtet; die Plebejer konnten keine herzliche Neigung für ein Vaterland haben, wo man sie unterdrückte; und die Patricier hatten vielleicht eine Zuneigung zu ihrem eigenen Orden, aber sie konnten ihr Vaterland doch nicht aufrichtig lieben, da sie gegen die meisten von ihren Landsleuten Feinde waren. Der Patriotismus zeigte sich nicht eher zu Rom in seinem Glanze, als bis alle auf gleiche Weise Bürger wurden.

Es ist zur Unterstützung des Patriotismus nöthig, daß ein Volk in einem anhaltenden Glücke bleibt; so bald als eine Nation zu einem Stillstande kommt, so höret der Patriotismus auf. Die alten Römer errichteten auf einem kleinen Grunde ein großes Reich, welches in der That so groß war, daß es wegen seiner ungeheuern Größe wieder zerfiel. Jedoch die mehresten Nationen sind entweder durch ihre Lage, und durch die Denkungsart ihres Volks, oder durch die Natur ihrer Regierung in engere Gränzen eingeschlossen; über welche ihre äußersten Bemühungen wenig ausrichten, wofern sie nicht außerordentliche Lieblinge des Glücks sind. Wenn eine Nation auf diese Weise zu einem Stillstande kommt, so höret ihr antreibender Geist auf; ihr Plan ist nunmehr bloß zu erhalten, und nicht zu erwerben; die Mitglieder werden auch ohne ein Beyspiel von Heldenmuthe, der die Nacheiferung ersticken könnte, von dem trägen Tone des Staats angesteckt; der Patriotismus läßt nach; und man höret nichts mehr von muthigen oder heldenmäßigen Thaten. Die Venetianer sind ein merkwürdiges Beyspiel von dieser Anmerkung. Ihr Handel mit Aleppo und Alexandrien brachte viele Jahrhunderte hindurch die Waaren aus Syrien, Egypten, Arabien, Persien und Indien nach Europa. Die Städte Nürnberg und Augsburg besonders wurden von Venedig mit diesen Waaren versehen, und wurden durch diesen Handel volkreich und mächtig. Kurz, Venedig war viele Jahrhunderte hindurch die Haupt-Handelsstadt in Europa, und mächtiger

als ihre Nachbarn zu Wasser und zu Lande. Ein Weg nach Ost-Indien bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung war zwar eine reitzende Entdeckung für die Portugiesen; aber er gab ihnen kein Recht, die Venetianer auszuschliessen. Die größere Entfernung Venedigs von dem Vorgebirge, welches an sich eine Kleinigkeit ist, wird durch ihre nahe Lage gegen Griechenland, Deutschland, Ungarn, Pohlen, und dem übrigen Italien, weit überwogen. Allein die Portugiesen waren damahls in dem Frühlinge ihres Glücks; und der Patriotismus ermunterte sie, sich an der Indianischen Küste auf eine dauerhafte Art fest zu setzen, und eine jede Nation, die ihnen Widerstand that, zu überwinden. Die Venetianer hingegen, welche eine Nation von Kaufleuten waren, und schon lange den Handel mit gutem Erfolge getrieben hatten, kamen zu ihrem Stillstande, und wurden zu kühnen Unternehmungen ungeschickt. So bald als sie von ihrem gewöhnlichen Handel nach Indien ausgeschlossen wurden, und nicht Muth genug hatten, den Handel auf einem neuen Wege fortzuführen; so fielen sie bey dem Glücke ihrer Nebenbuhler, und gaben den Handel ganz auf.

Keine bisher erwähnte Ursache hat einen solchen Einfluß auf die Unterdrückung des Patriotismus, als die Ungleichheit des Ranges und des Reichthums in einer mächtigen Monarchie. Ein beständiger Zufluß des Reichthums in der Hauptstadt erzeuget die Pracht, Verschwendung und den Geitz, welche alle eigennützige Laster sind;

und der Eigennutz, der das Gemüth sclavisch macht, rottet einen jeden Nerven des Patriotismus aus *). Die Asiatische Schwelgerey, welche nach Rom in einem starken Strome floß, brachte ein allgemeines Verderben der Sitten hervor, und verwandelte das kriegerische Genie dieser großen Stadt in ein wollüstiges Leben. Die Römischen Staaten waren nunmehr zu einer republikanischen Regierung zu weitläufig, und ihre Generale zu mächtig, um uneigennützig zu seyn. Die Neigung zum Ruhm kam aus der Mode, so wie es ehemahls mit der Strenge der Sitten ergangen war: Macht und Reichthum waren jetzt die einzigen Gegenstände des Ehrgeitzes; die Tugend schien eine Fabel, die Ehre ein leerer Traum, und der Ruhm eine bloße Eitelkeit zu seyn; ein jeder Römer, der sich der Wollust überließ, schmeichelte sich, daß er weiser als seine Vorfahren wäre, und auf dem klugen Wege zur Glückseligkeit wandelte. Die Bestechung wurde allgemein, und behauptete so wohl in den Provinzen als in der Hauptstadt ihr angemaßtes Recht, ohne im geringsten zu weichen. Pyrrhus versuchte es, durch Geschenke die Römischen Senatoren zu gewinnen, aber er machte nicht den geringsten Eindruck. Beklagenswürdig war die

---

*) Frankreich ist keine Ausnahme. Die Franzosen sind stolz auf ihr Vaterland, weil sie auf sich selbst stolz sind. Allein eine solche Eitelkeit muß von dem Patriotismus unterschieden werden, der in der Liebe unsers Vaterlandes ohne Absicht auf uns selbst besteht.

Veränderung der Sitten zu den Zeiten des Jugurtha. „Es ist Schade, sagte er, daß niemand so reich ist, ein Volk zu erkaufen, welches sich so gern verkaufen läßt." Cicero macht bey Erwähnung des Orakelspruchs des Apollo, daß Sparta bloß durch den Geitz würde zerstöret werden, die richtige Anmerkung, daß diese Prophezeihung bey jeder Nation eben so wie bey Sparta Statt finde. Das Griechische Reich, welches ohne den geringsten Funken von Patriotismus in eine wollüstige Lebensart verfiel, konnte den Türken nicht widerstehen, welche von einer neuen Religion ermuntert wurden, die denjenigen das Paradies versprach, welche für ihren Propheten fechtend sterben würden. Wie viele Nationen, die ehemahls wegen ihres Muthes, und Liebe zu ihrem Vaterlande berühmt waren, sind jetzt durch verächtliche Laster eben so sehr unter die Thiere herab gesunken, als sie über dieselben erhaben seyn sollten: die Thiere weichen selten von der Vollkommenheit ihrer Natur ab, aber die Menschen sehr oft.

Ein glücklicher Handel ist durch den Reichthum und die Macht, den er unmittelbar verschafft, nicht vortheilhafter, als er durch Einführung der Schwelgerey und Wollust, welche den Patriotismus ausrotten, am Ende schädlich ist. In der Hauptstadt einer großen Monarchie wirket das Gift des Reichthums schnell; weil daselbst der Reichthum selten durch anständige Mittel erworben wird; das Gift des Reichthums bey dem Handel ist langsam, weil sich der Handel selten ohne Fleiß, Klugheit

und Redlichkeit bereichert. Allein der Reichthum, er mag erlangt werden wie er will, ermangelt niemahls, den Patriotismus unter der Wollust und Eigennutz zu ersticken. Wir sehen aus dem Plutarch und andern Schriftstellern, daß die Athenienser, die lange den Sonnenschein des Handels genossen hatten, in den Tagen Philipps und seines Sohnes Alexanders äußerst verdorben waren. Sogar ihr vornehmster Patriot und Redner, ein bekannter Streiter für die Unabhängigkeit, konnte den Bestechungen nicht widerstehen. Während der Zeit, da Alexander seine Eroberungen in Indien fortsetzte, floh Harpalus, dem sein großer Schatz anvertrauet war, mit dem ganzen Schatze nach Athen. Demosthenes gab seinen Mitbürgern den Rath, ihn zu vertreiben, damit sie nicht den Unwillen des Alexanders sich zuziehen möchten. Unter andern Dingen von Werthe war auch des Königs Becher von Golde, der artig gearbeitet war. Demosthenes, der ihn mit einem gierigen Auge ansah, fragte den Harpalus, wie schwer er wäre. Harpalus sagte mit Lächeln, für euch soll er zwanzig Talente schwer seyn; und sodann schickte er noch an dem Abend heimlich dem Demosthenes zwanzig Talente nebst dem Becher. Demosthenes kam am folgenden Tage in die Versammlung mit einem um seinen Hals gewickelten Tuche; und als man ihn wegen des Harpalus um seine Meinung fragte, so gab er ein Zeichen, daß er seine Stimme verloren hätte. Die Capuaner, Tarentiner und andere Griechische Colonien in dem untern Theile von Italien waren eben so ausgeartet, da sie

von den Römern angegriffen wurden, als ihre Brüder in Griechenland, da sie Philipp von Macedonien angriff; es war daselbst eben das Verderben der Sitten, eben die Schwelgerey, eben die Neigung zu Schmausereyen und Schauspielen, eben die innerlichen Parteyen, eben die Gleichgültigkeit gegen ihr Vaterland, und eben die Verachtung der Gesetze. Die Portugiesen, die durch die Liebe ihres Vaterlandes angetrieben wurden, da sie einen Weg nach Indien bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckten, errichteten große und wichtige Besitzungen in jenem entfernten Theile der Erde; und ihr erstaunlicher Handel daselbst hat seines gleichen nicht in irgend einer Zeit oder einem Lande gehabt. Es wurden jährlich erstaunliche Schätze an Golde, Edelsteinen, Gewürze, Spezereyen und Manufacturen aus ihren Besitzungen an den Küsten von Malabar und Coromandel, aus den Königreichen Camboja, Decan, Malacca, Patan, Siam, China u. s. f. aus den Inseln Ceylon, Sumatra, Java, Borneo, Moluccas und Japan, nach Lissabon gebracht; und alle Europäischen Nationen begaben sich wegen diesen schätzbaren Waaren nach Lissabon. Allein der Fall der Portugiesen war nicht weniger schnell als ihre Erhöhung; indem eine unbegränzte Macht und ungeheurer Reichthum ein gänzliches Verderben der Sitten hervor brachte. Ob nun gleich eine aufrichtige Frömmigkeit, erhabener Muth, und unermüdeter Fleiß die ersten Unternehmer zu mehr als Männern machte; so wurden ihre Nachfolger durch Trägheit, Wol-

lust und Weichlichkeit geringer als Weiber. Sie wurden unglücklicher Weise zu der bedenklichen Zeit von den Holländern angegriffen, die zur Vertheidigung der Freyheit wider die Spanische Tyranney, von der Liebe zu ihrem Vaterlande erst entflammt waren, da die Portugiesen dieselbe bereits verloren hatten *). Die Holländer, welche ihrer Lage nach ein mäßiges und fleißiges Volk waren, wurden in der Sache der Freyheit Helden; und der Patriotismus war ihre herrschende Leidenschaft. Ein glücklicher Handel verbreitete auf allen Seiten einen großen Reichthum; und doch war die angeborne Tugend dieses Volks noch so groß, daß ihr Patriotismus dem Verderben des Reichthums sehr lange widerstand. Da aber die Begierde nach Reichthum mit seiner Größe wuchs, so fiel auch der Patriotismus nach eben diesem Verhältnisse, bis er gänzlich auslöschte; und nun denken die Hol-

*) So lange der Patriotismus die herrschende Leidenschaft der Portugiesen war, so machte ihr berühmter General Don Alphonso d'Albuquerque in Indien die größten Eroberungen. Er blieb bey der alten Mäßigkeit seiner Landsleute, und ließ sich, ungeachtet seiner großen Macht und Reichthums, nicht verderben. Er war zwar in dem Lobe seiner Officiers sehr freygebig, aber er beförderte niemahls einen, der es versuchte, seine Gewogenheit durch Schmeicheley zu gewinnen. In seinem Privat-Leben hielt er sehr genau auf Ehre; aber da die Gerechtigkeit bey den Nationen wenig geachtet wird, so war sie auch bey seinen rühmlichen Absichten, die Staaten von Portugall zu erweitern, ein großes Hinderniß.

länder niemahls an ihr Vaterland, außer wenn es zu ihrem Privat-Interesse dienet. Die Holländische Ostindische Compagnie ins besondere hatte ihr Glück der Treue und Sparsamkeit ihrer Bedienten, und dem Patriotismus von allen zu verdanken. Allein diese Tugenden wurden durch Schwelgerey, welcher die Europäer in einem heißen Klima selten widerstehen, untergraben, und zuletzt ausgerottet. Die Leute gehen aus Europa in den Dienst der Compagnie, und haben schon im voraus die Neigung, ihr Glück per fas aut nefas zu machen; und ihre Entfernung von ihren Herren macht auch eine jede Einschränkung rückgängig. Die Compagnie, welche von ihren Bedienten verzehret wird, ist so schwach geworden, daß sie nicht im Stande ist, ihren Boden wider einen außerordentlichen Anfall zu behaupten. Ein Krieg von einiger Dauer mit den Indianischen Fürsten, oder mit der Englischen Compagnie würde sie zum Bankerott bringen. Sie sind jetzt eben so reif, von einer eifersüchtigen Macht verschlungen zu werden, als es die Portugiesen ehemahls waren, da sie von ihnen verschlungen wurden. Es ist die Frage, ob die Englische Ostindische Compagnie in einem viel bessern Zustande ist? So ist der Ursprung und der Fall des Patriotismus unter den erwähnten Nationen beschaffen; und so wird auch sein Ursprung und Fall unter allen Nationen bey gleichen Umständen seyn.

Ich sehe mit Betrübniß, daß die ansteckenden Krankheiten der Schwelgerey und des Eigennu-

zes sich auch in Brittanien weit ausbreiten. Es ist vergeblich zu läugnen, daß die liederliche Lebensart in Brittanien die Folge eines allzu großen Reichthums seyn muß, wie es in einem jeden andern Theile der Welt gewesen ist. Unsere letztern Zerrüttungen lassen hieran nicht zweifeln. Man höre nur, was ein angesehener Mann sagt, der einen jeden listigen Kunstgriff zu Hofbeförderungen genau kennet. „Man sieht bey den meisten von unsern Leuten sehr wenig Liebe gegen unsere vortrefflichen Verfassungen; es ist keine Ehrfurcht mehr für die Sitten und Meinungen unserer Vorfahren; keine andere Neigung als zum Privat-Interesse, keine andere Neigung als zu eigennützigen Befriedigungen. So lange noch die Unterschiede zwischen Whigs und Torys, zwischen der hohen und niedern Kirche, und zwischen Hof und Vaterlande vorhanden waren: so war zwar die Nation getheilet, aber ein jeder Theil hegte eine Meinung, für welche er alles würde gewagt haben; denn beyde Theile handelten nach Grundsätzen; wenn einige die Verfassung zu ändern suchten, so waren andere, die zu unverletzlicher Erhaltung derselben ihr Blut würden vergossen haben. Wenn das göttliche Erbrecht seine Anhänger hatte, so waren viele, die sich für eine höhere Heiligkeit eines Rechts erklärten, welches auf eine Parlements-Acte und auf die Einwilligung eines freyen Volks gegründet wäre. Allein die Abschaffung der Partey-Nahmen hat alle öffentlichen Grundsätze zerstöret. Die Macht der Krone über die großen Männer der Nation ist zwar niemahls

augenscheinlicher ausgebreitet; aber alsdann haben auch diese Männer ihren Einfluß über die niedern Stände verloren; ja das Parlement selbst hat viel von seinem Ansehen verloren; und die Stimme des Volks hat sich wider den Verstand der gesetzgebenden Macht erhoben; es ist ein verarmtes und schwer beladenes Publicum, ein schwelgerisches und ausschweifendes Volk, welches keine Vorschrift mehr vertragen kann, und alles Ansehen verachtet; eine Regierung, die in allen Stücken geschwächt ist, und ein verderbter eigennütziger Geist, der das Ganze durchdringt *)." Es ist sonst eine gemeine Anmerkung, daß, wenn der Bauch voll ist, auch das Gemüth in Ruhe ist. Man sieht aber, daß diese Anmerkung in London nicht Statt findet; denn das Lärmen und die ausschweifende Freyheit ist an keinem andern Orte, ohne eine Ursache, und sogar ohne einen scheinbaren Vorwand, so hoch gestiegen **).

Es ist zu bedauern, daß der Patriotismus in den Englischen öffentlichen Schulen kein Stück der Erziehung ausmacht; sondern, daß junge Leute bloß zum Eigennutze angeführet werden. „Behaltet, was ihr habt, und suchet zu bekommen, was ihr könnet," ist der vornehmste Unterricht, der zu Westminster, Winchester, und

---

*) Der verehrungswürdige Georg Greenville.

**) Dieses wurde im Jahre 1770 geschrieben.

Eaton eingeschärft wird. Die Schüler stellen sich selbst an den Weg, um von Fremden Trinkgelder zu bekommen; und diese schmutzige Gewohnheit dauert immer noch, ob sie gleich für die Sitten weit giftiger ist, als wenn man geringern Bedienten Trinkgelder gibt, deren sich die Nation gegenwärtig schämet. Die Schüler zu Eaton werden bisweilen auf die Landstraße geschickt, um die Reisenden zu berauben. Die Starken verfahren gegen die Schwachen ganz tyrannisch, und nöthigen sie zu einem jeden knechtischen Dienste, wobey das Schuhputzen nicht ausgenommen ist. Man erlaubt ihnen, sich unter einander zu betrügen; und derjenige ist der Artigste, welcher der Listigste ist. Man unterhält zwar die Freundschaft, aber eine solche, wie man sie unter Räubern findet; ein einziger Knabe würde bald über den Haufen geworfen werden, wenn er keine Kameraden hätte. Kurz, der eigentlichste Eigennutz ist der Hauptunterricht.

Im Falle nun eine Nation, die ehemahls kriegerisch und frey gesinnt war, durch Schwelgerey und Eigennutz unterdrückt wird, hat denn die Natur keine Mittel, sie in ihren vorigen Zustand wieder herzustellen? Der Kaiser Hadrian erklärte die Griechen für ein freyes Volk; und zweifelte nicht, daß eine so ermunternde Veränderung die schönen Künste wieder zu ihrem vorigen Glanze bringen würde. — Ein eitler Versuch; denn das Genie der Griechen war mit ihrem Patriotismus verschwunden; und die Freyheit war für sie keine Wohlthat mehr. Die Por-

tugiesen sind durch die Abnahme ihrer Macht und ihres Handels in einen weit niedrigern Zustand gerathen, als worin sie damahls waren, da sie gleichsam aus einem Nichts sich erhoben. Zu der Zeit waren sie arm, aber unschuldig; jetzt sind sie arm, aber durch viele Laster verdorben. Ihr Stolz besonders erhebt sich so hoch, als wenn sie Herren von Indien wären. Das folgende lächerliche Beyspiel ist ein deutlicher Beweis davon; sie haben ihren Indianischen Unterthanen die Schuhe und Strümpfe verbothen; obgleich viele unter ihnen diesen Vorzug sehr theuer bezahlen würden. Es ist zwar noch eine leichte Maßregel, wodurch der Portugiesische Handel in Indien wieder aufleben könnte; aber sie haben nicht so viel Stärke des Gemüths mehr übrig, daß sie an die Vollziehung dächten. Sie besitzen noch in jenem Lande die Stadt und das Gebieth von Goa, und die Stadt und das Gebieth von Diu, nebst einigen andern Häfen, die alle zum Handel vortrefflich gelegen sind. Was hindert es anders, als bloß die Trägheit, daß sie die erwähnten Plätze nicht für Freyhäfen erklären, und den Handelsleuten von allen Religionen die Gewissensfreyheit erlauben? Freye Kaufleute, die sich unter dem Schutze der Portugiesen dahin wendeten, würden die Holländischen und Englischen Compagnien bald untergraben, als welche mit Privat-Kaufleuten nicht auf gleichem Fuß handeln können; und dadurch könnte der Portugiesische Handel wieder in Flor kommen. Jedoch dieses Volk ist noch nicht so weit herunter gekommen, daß es nicht zu einer Ver-

änderung seiner Sitten könnte gebracht werden, ob es gleich gegenwärtig sogar wegen der gemeinsten Bedürfnisse von seinen Nachbarn abhangt. Das Gold und die Diamanten von Brasilien sind eine Pest, die alle verdirbt. Spanien und Portugall dienen zu einem lehrreichen politischen Unterrichte; das letztere ist durch Reichthum, und das erstere, wie man hernach sehen wird, durch Auflagen, die eben so unterdrückend sind, zu Grunde gerichtet worden. Ich kann keine andern Mittel, als eine dringende Armuth finden, wodurch diese Nationen, oder eine jede andere Nation, die sich in eben dem Zustande befindet, wieder in Stand können gesetzt werden, ihren vorigen Lauf wieder anzufangen. So bald der Handel und die Manufacturen davon eilen, so können sie zwar ein Land in einen sehr traurigen Zustand setzen; allein ein Volk kann in sehr betrübten Umständen, und doch sehr lasterhaft seyn; denn die Laster, welche der Reichthum erzeuget hat, werden nicht so bald ausgerottet. Und obgleich andere Laster zuletzt mit den Reitzungen, die sie befördert haben, verschwinden; so wird doch die Trägheit und Kleinmüthigkeit allezeit übrig bleiben, wofern nicht durch eine mächtige Ursache die entgegen gesetzten Tugenden eingeführet werden. Ein sehr armer Mann, so träge er auch ist, wird doch allezeit um des Brots willen angetrieben werden, einige Thätigkeit zu zeigen; und er kann durch eben diese Mittel nach und nach von wenigerm zu mehrerm gebracht werden. Die Arbeitsamkeit wirket zugleich eine körperliche Stärke, welche den Muth und die

Kühnheit wieder herstellen wird. Auf solche Weise wird sie mit eben den Vortheilen, die sie anfänglich hatte, wieder in Bewegung gesetzt werden; und ihr zweytes Wachsthum kann eben so gut, als das erste, von Statten gehen. Also drehen sich die Nationen in einem Kreise, von der Schwäche zur Stärke, und von der Stärke wieder zur Schwäche. Der erste Theil des Wachsthums wird durch hundert Beyspiele bestätiget; aber die Welt hat noch nicht lange genug gestanden, um ein deutliches Beyspiel von der andern Art zu liefern.

Ich beschliesse diesen Versuch mit zwey berühmten Beyspielen des Patriotismus: einem alten und einem neueren; einem unter den Weißen, und einem unter den Schwarzen. Aristides ist unter den Alten vorzüglich wegen der Liebe zu seinem Vaterlande berühmt. Die Sicherheit und Ehre desselben waren die einzigen Gegenstände, wonach er strebte; und seine merkwürdige Uneigennützigkeit machte, daß es für ihn einerley war, ob diese Endzwecke durch ihn selbst, oder durch andere, durch seine Freunde, oder durch seine Feinde erreichet wurden. Es eräugnete sich eine deutliche Probe davon vor der Schlacht bey Marathon. Er war einer von den zehen Generalen, die man erwählt hatte, um die Atheniensische Armee zu commandiren; da er aber wohl einsah, daß ein getheiltes Commando vielen Unbequemlichkeiten unterworfen seyn würde, so wendete er sein ganzes Ansehen an, die völlige Macht dem Miltiades aufzutragen; und zu glei-

cher Zeit unterstützte er den Vorsatz des Miltiades, den Persern im Felde muthig entgegen zu gehen. Seine Uneigennützigkeit war noch deutlicher an dem Themistokles zu sehen, der sein bitterer Feind war. Er unterbrach alle Feindschaft, und war in allen Kriegsunternehmungen völlig mit ihm einig; er stand ihm mit seinem Rathe und Ansehen bey, und ließ ihm sogar die ganze Ehre des Sieges zukommen. Im Frieden war er eben derselbe, indem er dem Themistokles in der Verwaltung der Regierung nachgab, und sich mit einem untern Platze begnügte, er that in dem Senate und in der Versammlung des Volks viele Vorschläge unter einem andern Nahmen, um dadurch den Neid und Widerstand zu verhindern. Er entzog sich in dem letztern Theile seines Lebens den öffentlichen Geschäften, und brachte seine Zeit damit zu, daß er junge Leute zum Dienste des Staats erzog, sie in den Grundsätzen der Ehre und Tugend unterrichtete, und ihnen die Liebe zu ihrem Vaterlande einflößte. Sein Tod zeigte auf eine merkwürdige Art die große Verachtung, die er gegen den Reichthum hatte: derjenige, welcher während der Verschwendung des Krieges Schatzmeister von Griechenland gewesen war, hinterließ nicht so viel, daß man die Unkosten seines Begräbnisses davon bestreiten konnte; ein Brittischer Commissär erwirbt bey gleichen Umständen die Schätze eines Crösus.

Die Scene des andern Beyspiels ist Fouli, ein Neger-Königreich in Afrika. Man hat daselbst

so viele Achtung für das königliche Blut, daß niemand, der nicht mit dem ersten Monarchen durch eine ununterbrochene Reihe vom weiblichen Geschlechte verbunden ist, ihm auf dem Throne folgen kann: eine Verbindung durch das männliche Geschlecht würde keine Sicherheit geben, da die Weiber in jenem Lande der Galanterie sehr ergeben sind. In dem letzten Jahrhunderte wurde der Fürst von Sambaboa, des Königs Enkel von seiner Schwester, mit der Würde des Kamalingo begleitet, eine Würde, welche nur dem vermuthlichen Erben ertheilt wird. Er war ein freygebiger und großmüthiger Herr, der zugleich großen Muth besaß, wodurch er sich die Zuneigung des Adels und des Volks erwarb. Sie freueten sich schon im voraus, ihn zu ihrem Könige zu bekommen. Allein ihre Hoffnung wurde vereitelt. Der König, der seine Kinder zärtlich liebte, that einen kühnen Schritt, und bekleidete seinen ältesten Sohn mit der Würde des Kamalingo, und erklärte ihn zum Erben der Krone. Ob nun gleich der Fürst von Sambaboa die Gesetze des Königreichs, und die Herzen des Volks für sich hatte; so begab er sich doch in der Stille hinweg, um einen bürgerlichen Krieg zu vermeiden. Er konnte aber dessen ungeachtet nicht verhindern, daß sich nicht viele angesehene Männer zu seiner Partey geschlagen hätten. Der König erklärte dieses für eine Empörung, und errichtete eine Armee, um sie alle aus dem Wege zu räumen. So bald als der König anrückte, so begab sich der Fürst hinweg, und wollte sein Schwert nicht wider einen Vet-

ter aufheben, den er Vater zu nennen pflegte. Da er aber sah, daß das Commando der königlichen Armee seinem Nebenbuhler übergeben wurde, so bereitete er sich zur Schlacht. Der Fürst erhielt einen vollkommenen Sieg: aber sein Herz war nicht übermüthig; das Schrecken eines bürgerlichen Krieges war zu sehr vor seinen Augen: er nahm von seinen Freunden Abschied, begab sich in ein benachbartes Königreich, und verließ sich auf die Zuneigung des Volks, daß es ihn nach dem Tode seines Vetters auf den Thron setzen würde. Während seiner Verbannung, welche 30 Jahre dauerte, wurde er durch viele Versuche wider sein Leben auf eine harte Probe gesetzt; denn so lange er lebte, hatte der König keine Hoffnung, daß sein Sohn im Frieden regieren würde. Er besaß aber den Muth, alle Prüfungen auszuhalten; bis endlich im Jahre 1702, da er anfing, dem Alter und Unglücke nachzugeben, sein Vetter starb. Sein Anverwandter wurde abgesetzt, und er wurde durch die einmüthige Stimme des Adels wieder zurück berufen, um ein Volk zu regieren, das ihn anbethete.

Achter Versuch.

Die Finanzen.

Vorerinnerung.

In dem folgenden geringen Versuche, der nur für Anfänger bestimmt ist, bemühe ich mich bloß gewisse Schriftsteller nachzuahmen, welche die Geschichte in der deutlichen Methode von Frage und Antwort lehren. Es würde unverzeihlich seyn, wenn ich diejenigen von meinen Mitbürgern, die im Parlemente sitzen, unter die Anfänger rechnen wollte; indem viele von ihnen das Erbtheil ihrer Vorfahren aufopfern, um ihren Patriotismus in dieser ansehnlichen Versammlung zu zeigen. Kann ein solches Opfer mir wohl erlauben, daß sie um die Geheimnisse der Regierung und der Auflagen ins besondere wissen müssen? sie sollten wenigstens in diesen Geheimnissen eingeweihet seyn.

Es ist allerdings von großer Wichtigkeit, daß nicht allein die Parlementsglieder, sondern auch ihre Erwähler die Abgaben, und ihre Wirkungen verstehen sollten: und ein Repräsentant wird nicht so gleich seine Stimme zu einer ver-

derblichen Taxe geben, wenn er nicht hoffen kann, seine Aufführung zu verstellen. Die Absicht des gegenwärtigen Versuches ist, die Grundsätze zu entwickeln, nach welchen man die Taxen ermessen sollte, und diejenigen auszuzeichnen, welche nützlich oder schädlich sind. Ich habe mich bemühet, einiges Licht über eine sehr dunkle Materie zu verbreiten, und wenn ich diese Absicht erreiche, so werde ich in dem gewissen Vertrauen sterben, daß ich kein unnützer Diener meines Vaterlandes gewesen bin.

Finanzen.

Diese Materie bestehet aus vielen Theilen, die nicht wenig verwickelt sind. Eine gehörige Eintheilung wird die Deutlichkeit befördern; und ich glaube, man kann alles sehr bequem in folgende Abschnitte eintheilen: 1) Allgemeine Betrachtungen über die Taxen; 2) die Macht, Taxen aufzulegen; 3) verschiedene Arten von Taxen, nebst ihrem Nutzen und Schaden; 4) die Art, Taxen zu erheben; 5) Regeln zur Beobachtung bey Auflegung der Taxen; 6) Untersuchung der brittischen Taxen; 7) Einrichtung zur Beförderung der Industrie und des Handels.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Betrachtungen über die Taxen.

Da der Reichthum gemeiniglich dem Studieren und den Wissenschaften nicht günstig ist; so sind auch die Männer, die sich am besten zu Generalen, Admiralen, Richtern oder Staatsministern schicken, selten reich; und wenn man solche Männer wollte ohne Besoldung dienen lassen, so würde es in der That eben so viel seyn, als wenn man es den Reichen auf Unkosten der Armen erleichtern wollte. Was ins besondere das Militärwesen anbetrifft, so müßten gewiß die meisten von denen, welche eine Armee ausmachen, so bald sie von der täglichen Arbeit abgezogen sind, vor Hunger sterben, wofern ihnen nicht das Publicum, dem sie dienen, den nöthigen Unterhalt verschaffte. Eine republikanische Regierung kann in Friedenszeiten mit einer sehr geringen Auflage unter einem mäßigen und patriotischen Volke unterstützet werden. In einer Monarchie ist sogar während des Friedens ein öffentlicher Fond unentbehrlich; und im Kriege wird er in einer jeden Regierung erfordert werden. Die Spartaner machten in Griechenland große Eroberungen; aber sie mußten alles fahren lassen, weil sie keinen Fond zu einer stehenden Armee hatten; und die andern Griechischen Staaten waren genöthiget, sich mit den Atheniensern zu verbinden, die nach dem Persischen

Kriege Herren zur See geworden waren. Ein solcher Hauptmangel in der Spartanischen Regierung entging gewiß nicht der Einsicht des Lykurgus, als des vernünftigsten von allen Gesetzgebern. Da er vorher sah, daß die Eroberungen für seine Landsleute verderblich seyn würden, so war sein einziger Vorsatz, sie zu schützen, damit sie nicht überwunden würden; und dieses erforderte in Sparta keinen öffentlichen Fond, da alle Bürger einander gleich waren, und auf gleiche Weise eine Verbindlichkeit hatten, sich selbst und ihr Vaterland zu vertheidigen. Ein Staat ist zwar ohne einen öffentlichen Fond nicht im Stande, sich einer stehenden Armee zu widersetzen, die ordentlich abgerichtet ist, und ordentlich bezahlt wird. Allein in politischen Sachen ist die Erfahrung unsere einzige sichere Führerinn, und die Geschichte der Nationen war damahls noch nicht so bearbeitet, daß sie einigen Unterricht geben konnte. Man kann den Lykurgus wohl entschuldigen, wenn man bedenket, wie wenig die politische Kenntniß in einer weit spätern Zeit gewachsen war. Carl der VII. in Frankreich war der erste in den neuern Zeiten, der einen Fond zu einer stehenden Armee errichtete. Die Vasallen der Krone hatten wider diese gefährliche Neuerung kein anderes Hülfsmittel, als daß sie ihren Monarchen nachahmten; und doch ließen sie sich, ohne an ein solches Hülfsmittel zu denken, durch den König als ihren Oberherrn endlich über den Haufen werfen. Eben so kann auch auf der andern Seite eine Nation, die noch so kriegerisch ist, und keinen

öffentlichen Fond hat, gegen eine stehende Armee, die im Kriege abgehärtet ist, nichts ausrichten. Ein ausgebreiteter Handel hingegen setzet eine Nation in den Stand, eine stehende Armee zu unterhalten; allein er führet den Luxus ein, schwächet dadurch die Tapferkeit, und macht eine solche Armee untüchtig, einem jeden armen und kriegerischen Feinde zu widerstehen. Das Schicksal der Nationen scheint sehr hart zu seyn, welche auf diese Weise dem Verderben von allen Seiten bloß gestellet sind. Alles, was man hierbey sagen kann, besteht darin, daß die Gottheit niemahls die Unsterblichkeit auf ein menschliches Werk prägen wollte.

Die Festsetzung des Landes macht es vor allen andern Dingen zu einem öffentlichen Erbgute geschickt. Allein da die Krongüter der Raubbegierde der Favoriten ausgesetzt sind, so wird es nothwendig, nach Verschwendung derselben die Taxen einzuführen, welche folgende Eigenschaften haben: daß sie den Monarchen und seine Unterthanen in ein gemeinschaftliches Interesse vereinigen, und daß sie nach Beschaffenheit der Bedürfnisse können vermehret oder vermindert werden.

Die Kunst, das Geld durch Taxen zu erheben, war im sechzehnten Jahrhunderte so wenig bekannt, daß nach der berühmten Schlacht von Pavia, worin der französische König zum Gefangenen gemacht wurde, Carl der V. genöthiget war, seine siegreiche Armee abzudanken, welche doch

nur aus 24000 Mann bestand, weil er die Kunst nicht verstand, in seinen weitläufigen Staaten die Summe aufzutreiben, die zur Unterhaltung derselben nöthig war. Man hatte zu den Zeiten Eduards des III. in England so wenig Kenntniß von der politischen Rechenkunst, daß L. 1. S. 2. P. 24. auf jede Parochie für hinlänglich gehalten wurde, um 50000 Pfund Hülfsgelder aufzubringen. Da man nun fand, daß nur 8700 Parochien außer Wallis waren, so legte das Parlement zur Erhebung dieser Summe noch L. 5—16 S. auf jede Parochie.

Sollte man nicht bey Auflegung der Taxen den Lebensunterhalt abziehen, und das übrige von eines Mannes Vermögen als die einzige zu schätzende Sache übrig lassen? Diese Methode wurde in dem Staate von Athen angenommen. Ein Einkommen von 500 Maß Getreide legte dem Besitzer eine jährliche Beysteuer von einem Talente auf; ein Einkommen von 300 Maß beschwerte ihn mit einem halben Talente; ein Einkommen von 200 Maß gab den sechsten Theil eines Talents; und das Land, welches unter diesem Ertrage war, gab keine Taxe. Hier war die Taxe nicht nach dem Verhältnisse des Vermögens, sondern nach dem, was man davon ersparen konnte; oder mit andern Worten, nach der Fähigkeit des Eigenthümers. Zu gleicher Zeit muß die Fähigkeit nicht nach demjenigen geschätzt werden, was ein Mensch wirklich ersparet, welches sonst die Verschwender von der Bezahlung der Taxen befreyen würde; sondern nach demjenigen,

was ein Mensch bezahlen kann, der nach seinem Stande wirthschaftlich lebet. Diese Regel ist auf die Natur der Regierung selbst gegründet. Es ist schlimmer, die Speise eines Menschen, oder die Sache, welche ihm die bloßen Bedürfnisse verschaffet, mit Taxen zu belegen, als ihm den Schutz zu versagen; denn es versetzt ihn in die äußerste Hungersnoth. Daher kann man folgenden Satz als den Eckstein des Gebäudes aller Taxen fest setzen, „daß jedermann zu den öffentlichen Einkünften nicht nach seinem Vermögen überhaupt, sondern nach seiner Fähigkeit beysteuern sollte.“ Ich bemerke ungern, daß man bey den Brittischen Taxen diese Regel wenig beobachtet hat; obgleich nichts mehr zur Besänftigung der Gemüther des Volks und zur Beförderung der Zuneigung gegen ihre Regierung beytragen würde, als eine Einrichtung, die mit so vieler Billigkeit gemacht ist.

Die Taxen waren lange schon gewöhnlich, ehe man entdeckte, daß sie auch zu andern Absichten, als zur Unterstützung der Regierung, dienen könnten. Im funfzehnten Jahrhunderte verwarfen die Stände von Burgund mit vielem Unwillen eine Forderung, welche der Herzog von einer Auflage auf das Salz machte, ob sie gleich keinen andern Einwurf hatten, als daß es die armen Leute unterdrücken würde, die meisten Theils von gesalzenem Fleische und Fischen lebten. Es fiel ihnen nicht ein, daß eine solche Taxe ihren Manufacturen schaden könnte, indem sie den Preis der Arbeit erhöhete. Eine Taxe von zwey Schillingen auf jeden Heerd, die unter dem Nahmen

des Heerdgeldes bekannt ist, wurde Carl dem II., seinen Erben und Nachfolgern auf immer verwilliget. Sie wurde durch eine Acte Williams und der Maria im Jahre 1688 mit folgender Vorerinnerung abgeschafft: „daß sie nicht allein eine große Unterdrückung der ärmern Leute, sondern auch ein Zeichen der Sclaverey bey dem ganzen Volke sey, und das Haus eines jeden bloß stelle, daß unbekannte Personen hinein gehen und es nach Belieben aufsuchen könnten." Hätte man damahls den Schaden gekannt, den eine solche Taxe unsern Manufacturen verursacht hatte, so würde man es als die Haupturſache wider die Taxe angeführet haben. Unsere letztern Verbesserungen in der Handelspolitik haben eine wichtige Lehre gezeigt, daß die Taxen selten für das allgemeine Beste gleichgültig sind; daß sie oft für das Volk unterdrückender, als für den Monarchen nützlich sind; und daß sie so eingerichtet werden können, damit sie zur Beförderung der Industrie, der Manufacturen und des Handels wahre Wohlthaten werden. Diese verschiedenen Wirkungen der Taxen haben die Sache nicht wenig verwickelt gemacht.

Es ist bey der Regierung ein wichtiger Artikel, es mit Gewißheit zu bestimmen, was man für jährliche Einkünfte einer Nation durch Taxen von den Unterthanen einziehen könne, ohne sie arm zu machen. Man glaubt, daß der achte Theil zu viel sey; die Landwirthschaft, der Handel und die Bevölkerung würden dabey leiden. Davenant sagt, daß die Holländer dem Publicum

jährlich den vierten Theil von den Einkünften ihres Landes bezahlen; und er setzt hinzu, daß ihre große Sparsamkeit sie in Stand setzt, diese ungeheure Last zu tragen, ohne den Preis der Arbeit so sehr zu erhöhen, daß sie die fremden Märkte nicht besuchen könnten. Es war ohne Zweifel so zur Zeit des Davenant; aber seit Kurzem haben sich die Sachen sehr geändert; die theure Lebensart und Arbeit haben alle Holländische Manufacturen von dem fremden Verkaufe ausgeschlossen. England bezahlte noch bis zu dem Französischen Kriege unter der Regierung König Williams an Taxen nur ungefähr den zwanzigsten Theil von seinen jährlichen Einkünften.

Zweyter Abschnitt.

Die Macht, Taxen aufzulegen.

Es ist unläugbar, daß die Macht, Taxen aufzulegen, dem Monarchen, und ihm allein zukommt. Man hat aber daran gezweifelt, ob sogar der König und das Parlement, welche die höchste Macht in Brittanien besitzen, ohne Einwilligung des Volks gesetzmäßig Taxen auflegen können. Der berühmte Locke in seiner Abhandlung über die Regierung *) setzet folgenden Satz zum Grunde. „Die Regierungen können zwar nicht ohne

*) K. 11. §. 190.

große Unkosten unterstützt werden; und es ist schicklich, daß jedermann, der seinen Antheil des Schutzes genießt, auch aus seinem Vermögen seinen Theil zur Unterhaltung desselben beytrage. Allein es muß doch immer noch mit seiner eigenen Einwilligung, d. i. mit Genehmhaltung der Mehresten, geschehen, die entweder für sich selbst, oder durch ihre dazu erwählten Repräsentanten, bewilligen: denn wofern sich jemand eine Macht anmaßt, nach eigenem Gutdünken Taxen auf das Volk zu legen, und sie einzutreiben; so greift er dadurch das Grundgesetz des Eigenthums an, und wirft die Absicht der Regierung über den Haufen. Denn was habe ich für ein Eigenthum bey demjenigen, was ein andrer mit Recht mir wieder nehmen kann, wenn es ihm beliebt?" Kein Schriftsteller hat seinem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte mehr Ehre gemacht, als Herr Locke. Jedoch es ist kein Nahme über die Wahrheit, und ich muß ungern bemerken, daß in dem vorher gehenden Urtheile das Recht, Taxen aufzulegen, auf einem sehr wankenden Grunde beruhet. Man kann zwar mit einigem Scheine sagen, daß die Freyhalter der Kraft nach ihre Repräsentanten zur Auflegung der Taxen bevollmächtigen. Allein ihre Vasallen und Untergebenen, die keine Stimmen zur Erwählung der Parlements-Glieder haben, bevollmächtigen keinen, ihnen Taxen aufzulegen, und doch werden sie wie andere mit Taxen belegt; und so geschieht es auch bey den Vasallen und Untergebenen der Pairs. Man setze zu diesem noch eine große Anzahl von Künstlern, Fabrikanten, Taglöhnern, Hausge-

nossen, nebst dem ganzen weiblichen Geschlechte hinzu; so wird man bey der Berechnung finden, daß diejenigen, welche ihre Repräsentanten im Parlemente haben, nicht den hundertsten Theil des zu taxirenden Volkes ausmachen. Aber unser Verfasser räumt ferner ein, daß die Mehrheit der Stimmen im Parlemente die geringere Anzahl binden muß. Dieser Umstand allein hätte ihn von seinem Irrthume überzeugen können; denn die geringe Anzahl wird in diesem Falle ohne eigene Einwilligung ja wider Willen gebunden. Es ist über dieses ein voreiliger Satz, der die Regierung gänzlich aufhebet, daß ein Staat seine Unterthanen nicht ohne ihre Einwilligung taxiren kann. Locke selbst hat den festen Grund der Taxen angegeben, ob er gleich unvorsichtiger Weise kein Gewicht darauf legt. Ich entlehne hier seine eigenen Worte: „daß ein jeder, der seinen Antheil des Schutzes genießet, auch aus seinem Vermögen seinen Theil zur Unterhaltung der Regierung beytragen sollte. Die Pflichten des Fürsten und der Unterthanen sind gegenseitig; und die gemeinschaftliche Gerechtigkeit erfordert, daß ein Unterthan, oder eine jede Person, die von einer Regierung geschützt wird, für diesen Schutz bezahlen muß. Es kommen in den Gesetzen einer jeden verfeinerten Nation unzählige ähnliche Beyspiele von solchen gegenseitigen Pflichten vor. Ein Mensch verlangt in einem Wirthshause Essen und Trinken: ist er nicht verbunden die Rechnung zu bezahlen, ob er gleich vorher nicht darein gewilliget hat? Ein Mensch läßt sich in einer Fähre über einen Fluß setzen: muß er nicht

das gewöhnliche Fährgeld bezahlen, ob er gleich nichts versprochen hat? Ja es ist eines jeden sein Nutzen für den Schutz zu bezahlen. Die Regierung kann ohne einen öffentlichen Fond nicht bestehen; und was wird aus einzelnen Personen, oder ihren Gütern werden, wenn sie keinen weitern Schutz haben? Auf solche Weise werden nach der Natur der Regierung selbst Taxen aufgelegt; und die Vermittelung der höchsten Macht ist bloß deßwegen nöthig, um die Taxe selbst und den gehörigen Theil derselben zu bestimmen.

Viele Schriftsteller, die sich durch Lockes Ansehen verführen lassen, behaupten ungescheuet, daß ein Brittisches Parlemente die Amerikanischen Colonien, die keine Repräsentanten im Parlemente haben, nicht rechtmäßig taxiren kann. Dieser Satz, der die Aufmerksamkeit des Publicums seit einigen Jahren auf sich gezogen hat, beweget mich, die Macht, Taxen aufzulegen, ausführlicher, als sonst nöthig seyn würde, zu erklären. Diejenigen, welche die Unabhängigkeit unserer Colonien behaupten, führen an, „daß ein Mensch über dasjenige, was er durch redlichen Fleiß erwirbt, ein unumschränktes Recht haben müsse; und daß daher die Nothwendigkeit eines Parlements zur Auflegung der Taxen fließe, wo jedes einzelne Mitglied entweder persönlich, oder durch einen selbst gewählten Repräsentanten gegenwärtig sey. Die Hülfe, welche man daher einem Brittischen Monarchen ertheile, sey kein Tribut, sondern eine freywillige Gabe.“ Der ganze Streit wird sich nach dem, was bereits

oben gesagt worden, in einen sehr engen Umfang bringen lassen. Sind unsere Colonisten Brittische Unterthanen, welches man bisher noch nicht geläugnet hat; so sind sie auch der Brittischen gesetzgebenden Macht in allen Stücken der Regierung unterworfen; und da sie gleich anfänglich von Brittanien geschützet worden, so müssen sie auch wie andere Unterthanen für diesen Schutz bezahlen. Es war niemahls eine Zeit, welche ihren Ansprüchen auf die Befreyung von Taxen weniger günstig war, als der Schluß des letztern Krieges mit Frankreich. Hätte sich Brittanien nicht zu rechter Zeit darein gemischet, so würde sie Frankreich verschlungen haben, und sie wären Sclaven des Despotismus geworden.

Wenn man die Frage aufwirft, auf welche Weise ein Mensch den Schutz einer Regierung fordern kann? so antworte ich: Wenn er seinen Fuß auf das Gebieth setzet. Wenn ein Fremder bey seiner Anlandung zu Dover beraubet wird, so nimmt sich das Gesetz seiner an. Und wie er nun auf solche Weise geschützet wird, so bezahlet er für den Schutz, wenn er ein Paar Schuhe, oder einen Krug Bier kaufet. Der Fall ist sehr deutlich bey einem Menschen, der den Ort seines Aufenthalts wählen kann. Aber was soll man von Kindern sagen, die keiner Wahl oder Einwilligung fähig sind? Sie werden beschützet; und der Schutz enthält die gegenseitige Pflicht, die Taxen zu bezahlen. So bald als ein junger Mensch fähig ist, für sich selbst zu handeln; so hat er seine Freyheit, sich andere Beschützer zu

wählen, wenn ihm diejenigen, die ihn bisher beschützet haben, nicht gefallen.

Wenn eine gesetzliche Macht, ohne Einwilligung des Volks Taxen aufzulegen, auch nothwendig eine gesetzliche Macht, nach Belieben und ohne Einschränkung Taxen aufzulegen, enthielte; so würde Lockes Beweis wenigstens in einem freyen Lande unüberwindlich seyn. Eine Macht, nach Belieben Taxen aufzulegen, würde in der That ein Eingriff in das Grundgesetz des Eigenthums seyn; weil sie unter dem Vorwande der Taxe das Eigenthum eines jeden der Willkühr des Fürsten unterwerfen würde. Allein der Beweis ist von keinem Gewichte, wo die Macht des Fürsten eingeschränkt ist. Die gegenseitigen Pflichten zwischen den Fürsten und Unterthanen bringen es mit sich, daß der Unterthan die nöthigen Summen zur Unterstützung der Regierung beytragen, und der Fürst nicht mehr verlangen muß. Es ist zwar kein ordentlicher Widerstand gegen ihn vorhanden, wenn er seine Pflicht in diesem Stücke übertritt. Es ist aber ein wirksames Hinderniß in der Natur einer jeden Regierung, die nicht rechtmäßig despotisch ist, nähmlich eine allgemeine Übereinstimmung aller Stände, ihre Freyheit wider die Gewaltthätigkeit und Unterdrückung zu vertheidigen; und wiederhohlte Handlungen dieser Art haben schon mehr als einmahl eine solche Übereinstimmung zu Stande gebracht.

Da ein jedes Mitglied des Staatskörpers unter dem Schutze der Regierung ist; so sollte ein

jedes von ihnen, wie schon oben bemerkt worden, für den erhaltenen Schutz bezahlen; und doch wird dieser Satz von einem angesehenen Schriftsteller *) streitig gemacht, welcher behauptet: „daß die Speise und Kleidung, welche der Landmann und der Fabrikant für die Gesellschaft liefern, alles sind, was diese guten Leute beyzutragen verbunden sind; und im Falle, daß sie mehr beytragen sollen, so kann es nicht eher geschehen, als bis andere eben so viel für das Publicum gethan haben." Auf diese Weise müssen die Advokaten und Ärzte von den Beysteuern auch befreyet seyn; besonders diejenigen, welche die größten Summen einziehen, weil sie das meiste Gute thun sollen. Jedoch dieser Beweis, nähmlich die Äußerung eines wohlthätigen Herzens, ist noch kein Zeichen eines erleuchteten Verstandes. Die Arbeiten des Landmannes, Advokaten und Arztes tragen nicht das Geringste zu dem öffentlichen Fond bey, und haben nicht die Absicht, die Ausgaben der Regierung zu erleichtern. Der schwelgerische Eigenthümer eines großen Vermögens hat noch einen besseren Anspruch, von Abgaben befreyet zu seyn, als der Landmann; weil er ein großer Wohlthäter des Publicums ist, indem er vielen arbeitsamen Leuten das Brot verschaffet. Kurz, jedermann muß für den erhaltenen Schutz etwas beytragen; und wenn ein Landmann beschätzet wird, indem er jährlich 51 Wochen für sich arbeitet, so muß er dankbarlich noch eine

*) L'ami des hommes.

Woche mehr arbeiten, um den Aufwand für den erhaltenen Schutz zu bestreiten.

Dritter Abschnitt.

Verschiedene Arten der Taxen, nebst ihrem Nutzen und Schaden.

Alle Taxen werden auf Personen gelegt; aber in verschiedenen Absichten. Eine Taxe, die einem Menschen persönlich für sich und seine Familie aufgelegt wird, heißt eine Kopfsteuer. Ein Taxe, die ihm wegen seines Eigenthums aufgelegt wird, heißt eine Vermögensteuer. Die letztere ist die einzige vernünftige Taxe, weil sie nach der Fähigkeit des Eigenthümers kann abgemessen werden. Sie hat nur eine Unbequemlichkeit, daß man seine Schulden übersehen muß; weil es in unendliche Verwirrungen führen würde, wenn man diese mit in Rechnung bringen wollte. Allein es ist ein leichtes Mittel wider diese Unbequemlichkeit; der Mensch, der sich beklagt, mag seine Schulden bezahlen, indem er Ländereyen oder bewegliche Güter verkauft; welches ihn in so weit von der Taxe befreyen wird. Man darf diese Maßregeln auch nicht als eine Härte ansehen; es ist selten für einen Landbesitzer zuträglich, in Schulden zu seyn; und in Absicht auf das Publicum, so befördert diese Maßregel nicht allein den Umlauf des Eigenthumes, sondern ist auch für die Gläubiger vortheilhaft, indem sie ihnen

ihre Bezahlung verschafft. Eine Kopfsteuer geht nach einem irrigen Grunde nicht anders, als ob alle Menschen von gleicher Fähigkeit wären. Alles, was sie gewähret, besteht darin, daß man vielen Menschen, die reich an barem Gelde und andern beweglichen Gütern sind, welche sich leicht vor der öffentlichen Einsicht verbergen lassen, auf keine andere Weise, als durch eine Kopfsteuer, beykommen kann. Da aber nach eben dieser Voraussetzung solche Menschen von dem großen Haufen des Volks nicht leicht zu unterscheiden sind; so wird diese Art der Taxe, die erbärmlich ungleich ist, unter erleuchteten Nationen selten aufgelegt. Vor einigen Jahren wurde in Dännemark eine Kopfsteuer angelegt, welche sogar die Tagelöhner nöthigte, für ihre Weiber und Kinder zu bezahlen. Und nach eben diesem abgeschmackten Plane wurde auch eine Taxe auf die Ehen gelegt. Man sollte beynahe glauben, daß man dadurch die Bevölkerung hätte schwächen wollen. Jedoch die Dänische Regierung merkte die Unschicklichkeit solcher Taxen; denn eine Taxe, welche auf diejenigen gelegt wird, die Ehrentitel von der Krone erhalten, soll die Landleute an ihrer Kopfsteuer erleichtern. Allein eine Taxe von dieser Art ist vielen Einwürfen ausgesetzt. Sie muß nothwendig den Preis der Arbeit erhöhen, welches eine schädliche Wirkung in einem fleißigen Lande ist; denn der Arbeitsmann wird sich von der Taxe zu befreyen suchen, indem er seinen Lohn erhöhet; es würde klüger seyn, die Taxe gleich auf denjenigen zu legen, der ihn brauchet, so würde der Vorwand zur Erhöhung

des Lohns gleich wegfallen. Die Taxe auf die Tagelöhner hat außerdem noch eine Wirkung, welche der vermeinten Absicht zuwider ist; denn anstatt, daß die öffentlichen Einkünfte vermehret werden, so vermindert sie dieselben wirklich, indem sie den Sold der Soldaten, Seeleute und aller Arbeitsleute im Dienste der Regierung erhöhet.

Die Taxen auf die Güter sind von zweyerley Art, nähmlich auf verbrauchbare und unverbrauchbare Dinge. Ich mache mit den letztern den Anfang. Die Landtaxe in Brittanien, welche von den Eigenthümern nach einer unveränderlichen Regel bezahlt, und mit sehr wenig Unkosten eingetrieben wird, ist unter allen Taxen die gerechteste und wirksamste. Der Eigenthümer, welcher schon im Voraus die Summe weiß, die er bezahlen muß, bereitet sich dazu; und da jeder Eigenthümer nach Beschaffenheit seines Landgutes beyträgt, so macht die Taxe in ihrem verhältnißmäßigen Reichthume keine Veränderung. Die einzige Verbesserung, deren sie fähig ist, kann die Athenienfische Einrichtung seyn, die kleinen Landgüter von der Taxe zu befreyen, die bloß einem mäßigen Eigenthümer sein Brot verschaffen können. In Frankreich scheinet die Landtaxe auf einem sehr falschen Grunde errichtet zu seyn, nähmlich, daß die Geistlichkeit ihre Pflicht gegen den Staat durch Gebeth und Unterricht verrichtet; daß der Adel für den Staat kämpfet; und folglich, daß die einzige Pflicht, welche dem Landmanne übrig bleibt, darin besteht, daß er

die Kosten der Regierung trägt. Dieser Grund würde Statt finden, wenn die Geistlichkeit nicht für das Bethen, und der Adel für das Fechten bezahlt würde. Eine solche Last auf den ärmsten Mitgliedern des Staats ist in der Staatskunst höchst ungereimt. Und zur Vermehrung dieser Ungereimtheit wird die Taxe auf den Landmann nicht nach einer unveränderlichen Regel gelegt: ein jeder wird nach seinem scheinbaren Vermögen mit der Taxe belegt, welches in der That eben so viel heißt, als die Industrie mit einer Taxe belegen. Und dieses ist noch nicht alles. Oft wird unter dem Vorwande, eine Hungersnoth zu verhindern, die Ausführung des Getreides sogar von einer Provinz zu der andern unterbrochen; wodurch es geschieht, daß das Getreide, wenn es im Überflusse ist, durch die Insecten verdorben wird, und in einem theuern Jahre durch Kaufleute noch mehr im Preise erhöhet wird. Gesetzt nun, man verlangte einen Plan zur Vernachlässigung des Ackerbaues, so würde man finden, daß er hier wirklich vollzogen wird, und die Folge davon unvermeidlich ist. „Erzählte man es in einer fremden Geschichte, sagt ein Französischer Schriftsteller, daß ein sehr fruchtbares Land in einer schönen Gegend wäre, welches schiffbare Flüsse, nebst allen andern Vortheilen zum Getreidehandel hätte; und daß dessen ungeachtet die Landes-Producte für die Einwohner nicht zureichten: würde einer nicht den Schluß machen, daß die Leute einfältig und barbarisch wären? und doch ist dieses der Fall in Frankreich.“ Er setzt die wahre Ursache hinzu, nähmlich die schlechte

Ermunterung, welche der Ackerbau durch die unterdrückenden Abgaben hat. Diodor aus Sicilien erzählet uns, daß der Ackersmann in Hindostan sehr hoch geschätzt worden. „Unter andern Nationen, sagt er, liegt das Land während des Krieges unbesäet; aber in Hindostan sind die Ackersleute unverletzlich, und ein Soldat waget es, die Hand an sie zu legen. Sie werden als Diener des Publicums angesehen, die man nicht entbehren kann.“

Es ist ein grober Irrthum, wenn man behauptet, daß eine Landtaxe einerley sey mit einer Taxe auf die Landes-Producte. Die erstere, welche die Englische Art ist, leget der Industrie und Verbesserung kein Hinderniß in den Weg: sondern je höher der Werth des Landes steiget, desto weniger wird verhältnißmäßig die Taxe seyn. Die letztere, welche die Französische Mode ist, verhindert die Industrie und Verbesserung gar sehr; weil ein jeder, je mehr er sich verbessert, desto höher mit Taxen beleget wird. Der zehnte Theil der Landes-Producte ist die einzige Taxe, die man in China bezahlt. Diese Taxe, welche mit unsern Zehenten, die der Geistlichkeit bezahlt werden, überein kommt, muß der Brittischen Art, das Land selbst, und nicht seine Producte mit Taxen zu belegen, nachstehen; aber sie ist weniger tadelnswürdig, als die Landtaxe in Frankreich, weil sie nicht willkührlich ist. Die Chinesische Taxe, welche mit den Producten selbst bezahlet wird, kommt in Magazine, und wird von Zeit zu Zeit zum Unterhalte der obrigkeitlichen Personen und der

Armee verkauft, und der Überschuß wird in die Schatzkammer geschickt. In dem Falle einer Hungersnoth wird das Getreide den armen Leuten zu einem mäßigen Preise verkauft. In Tunquin ist eine Landtaxe, welche, wie in Frankreich, auf die Bauern gelegt ist, und wovon die Leute von Stande, und besonders die Gelehrten ausgenommen sind. Viele Stücke Landes, welche kein Getreide tragen, liefern Heu für die Elephanten des Königs und für die Cavallerie, welches die armen Bauern sogar aus der größten Entfernung in die Hauptstadt führen müssen; eine Einrichtung, die nicht weniger sclavisch, als unbesonnen ist.

Die Fenstertaxe, Kutschtaxe und Geschirrtaxe gehören hierher, weil es Taxen anf unverbrauchbare Dinge sind. In Holland ist eine Taxe auf das Gesinde, welche nachgeahmt zu werden verdienet. Die Eitelkeit in Brittanien, und die Liebe zur Pracht haben das Gesinde ohne Noth, und sogar wider die Bequemlichkeit vermehret. Eine Anzahl von Müßiggängern, die sich in einer schwelgerischen Familie befinden, werden lasterhaft und liederlich; und dem Ackerbaue und Manufacturen werden dadurch viele nützliche Hände entzogen. Damit nun die Taxe niemand, als den Eiteln und Prächtigen treffen möge, so zahlen diejenigen, welche nur einen Bedienten haben, gar nichts; bey zwey Bedienten muß der Herr fünf Schillinge für einen jeden, bey dreyen zehen Schillinge für einen jeden, bey vieren zwanzig Schillinge, bey fünfen vierzig Schillinge, u. s. w. nach einer geometrischen Progression bezahlen. In

Dännemark wird ein Landmann für jeden Pflug, den er braucht, mit einer Taxe belegt. Wenn diese Taxe die Absicht hat, die weitläufigen Bauerngüter zu schwächen, so ist es eine sehr glückliche Einrichtung, die der gesunden Politik gemäß ist; denn kleine Bauerngüter dienen nicht allein zur Bevölkerung, sondern sie verschaffen auch eine mäßige und starke Gattung von Menschen, die zu aller Art von Arbeit geschickt sind.

Es folgen zunächst die Taxen auf verbrauchbare Dinge. Zu den Taxen, welche am wenigsten unterdrückend scheinen, weil sie verstellt sind, gehören diejenigen, welche auf unsere Manufacturen gelegt sind. Die Taxe wird von den Fabrikanten bezahlet, und von dem Käufer als ein Theil des Preises wieder gezogen. In Rom war eine Taxe auf einen jeden gelegt, der einen Sclaven kaufte. Einige Schriftsteller berichten, daß der Kaiser Nero die Taxe erlassen habe, und doch keine andere Veränderung geschehen sey, als daß der Verkäufer die Taxe bezahlen müssen. Man lese nur, was Tacitus *) über diese Sache sagt. „Die Taxe von fünf und zwanzigen auf die Sclaven wurde mehr dem Scheine nach, als in der That erlassen; weil der Verkäufer, der sie bezahlen mußte, sie dem Käufer wieder bey dem Preise anrechnete." Auf diese Weise denket der Käufer bey unsern Taxen auf Seife, Schuhe, Lichter und andere verbrauchbare Dinge, daß er

---

*) Annal. lib. 13.

nur den Preis bezahlt, und läßt sich nicht einmahl träumen, daß er eine Taxe bezahlt. Zur Unterstützung dieses Blendwerkes muß die Abgabe nur mäßig seyn; hingegen eine Taxe, die zwanzigmahl den Werth der Waare übersteigt, wie in Frankreich bey dem Salze geschieht, erwecket bey dem Volke mehr Unwillen, da es augenscheinlich den Betrug sieht, als wenn die Taxe ohne Verstellung aufgelegt wird. Solche ungeheure Taxen, welche mit dem äußersten Widerwillen bezahlt werden, können nicht anders als durch harte Strafen eingeführet werden, die denjenigen gleich sind, welche man den abscheulichsten Missethätern anthut; dieses aber hat eine schlimme Wirkung auf die Sitten; da es das Schrecken vermindert, welches man natürlicher Weise bey großen Verbrechen empfindet.

Solche Taxen sind mit einem andern wichtigen Vortheile begleitet; sie haben ein genaues Verhältniß zu der Fähigkeit der Beytragenden, indem die Reichen gemeiniglich diejenigen sind, welche den meisten Aufwand machen. Die Taxen auf Kutschen und Geschirre werden von vermögenden Leuten bezahlt, ohne die arbeitsamen Armen zu beschweren; und deßwegen sind sie sehr löblich: jedoch da sie ohne Verstellung aufgeleget sind, so werden sie auch mit mehrerem Widerwillen von den Reichen bezahlet, als die Armen die Taxen auf die Consumtion bezahlen.

Ich will hier noch einen andern Vortheil von den Taxen auf die Consumtion beyfügen. Sie sind

sehr schön eingerichtet, das Interesse des Fürsten mit dem Interesse der Unterthanen zu verbinden, indem sein Nutzen aus ihrer Wohlfahrt entsteht.

So sind zwar die Vortheile der Taxen auf die Consumtion beschaffen; man muß sie aber nicht so erheben, als ob sie mit gar keiner Unbequemlichkeit verbunden wären. Der Krämer erhöhet den Preis der Waaren unter dem Vorwande der Taxe mehr als zu seiner bloßen Schadloshaltung, so daß der Käufer gemeiniglich die Taxe doppelt bezahlen muß. Jedoch die Unbequemlichkeit dauert nur eine Zeitlang. „Eine solche Erpressung, sagt Davenant, kann nicht lange dauern; indem eine jede gangbare Waare auf dem Platze bald ihren wahren Werth von Preise findet."

Es ist noch eine andere weit schlimmere Unbequemlichkeit dabey, die gar keine Abänderung leidet, und den Staat selbst betrifft. Da die Taxen auf die Consumtion gemeiniglich auf Dinge gelegt werden, die man am meisten brauchet, so verschaffen sie dem Publicum ohne Beschwerungen einzelner Personen sehr große Summen; dahin gehöret die Taxe auf Kohlen, Lichter, Leder, Seife, Salz, Malz, und Bier. Allein diese Abgaben führen ein langsames Gift bey sich, indem sie den Preis der Arbeit und der Manufacturen erhöhen. De Wit bemerket, daß die Holländischen Taxen auf die Consumtion den Preis ihrer breiten Tücher um 40 pro Cent erhöhet haben; und unsere Manufacturen sind eben dadurch und wenigstens um 30 pro Cent, gestiegen. Brittanien hat lange

unter dieser Krankheit darnieder gelegen, und es werden dadurch nicht allein seine eigenen Manufacturen zu Grunde gerichtet, sondern auch fremde Waaren eingeführet, da man den Schleichhandel nicht verhindern kann, wo die Waaren viel wohlfeiler als unsere eigenen eingeführet werden.

Man muß hierbey auch wohl bedenken, daß die Taxen auf die Consumtion nicht bey allen Umständen gleich schicklich sind. Sie schicken sich für ein volkreiches Land, wie Holland; weil die Unkosten für die Einsammlung derselben in Vergleichung mit den eingesammelten Summen sehr gering sind. Allein in einem Lande, welches nicht sehr bevölkert ist, sind solche Taxen nicht schicklich; weil die Unkosten der Einsammlung zu viel von den eingesammelten Summen wegnehmen. In den Hochländern von Schottland trägt die Accise auf das Bier und den Branntwein nicht die Unkosten der Einnahme; die Leute werden beschweret, und die Regierung hat davon keinen Nutzen.

Eine Lotterie ist eine Art der Taxe, die von allen bisher erwähnten unterschieden ist. Sie ist eine der angenehmsten Taxen, weil sie ganz freywillig ist. Eine Begierde zu spielen, die sogar den Wilden anhängt, treibt viele Leute an, ihr Geld in Hoffnung des höchsten Gewinns zu wagen; ob sie gleich insgesammt die Ungleichheit des Spiels nicht verbergen können. Allein es ist ein Glück, daß man die eigennützigen Leidenschaften

der Menschen auf diese Weise zum Nutzen des Publicums brauchen kann. Die Lotterien haben nur eine unglückliche Wirkung; sie machen die Schärfe des Fleißes stumpf, indem sie die Aufmerksamkeit auf eine kürzere Methode des Gewinns richten. Über dieses ist das Geld, welches man durch Lotterien erlanget, selten von großem Nutzen; indem dasjenige, was ohne Mühe kommt, gemeiniglich auch ohne Überlegung wieder weggehet.

Vierter Abschnitt.

Die Art, Taxen einzutreiben.

Eine gelinde Regierung wird zur Vermeidung der Raubbegierde der Pächter in den meisten Fällen eine eigene Behandlung vorziehen; das ist, sie wird die Taxen durch dazu gesetzte Einnehmer eintreiben lassen. Montesquieu *) hat diesen Punct mit seiner gewöhnlichen muntern Zierlichkeit schön abgehandelt.

Die Abgaben der Einfuhre werden gemeiniglich auf den Einführer gelegt, ehe noch die Ladung ans Land kommt, und man überläßt es ihm, die Abgabe auf den Preis der Güter zu schlagen; und die Leichtigkeit einer solchen Er-

*) l'Esprit des Loix liv. 13. ch. 19.

hebung der Taxe ist der Grund, warum man diese Methode vorzieht. Allein ist es nicht hart, daß der Einführer eine große Summe unter dem Nahmen der Abgabe voraus bezahlen muß, ehe er noch durch den Verkauf seiner Güter einen Schilling eingenommen hat? Es ist nicht allein hart, sondern auch höchst ungerecht; denn wenn die Güter verderben, ehe sie verkauft werden, so verliert der Einführer die Abgabe; er kann von dem Publicum keine Ersetzung wieder fordern. Dieses hat mehr das Ansehen des Despotismus, als einer freyen Regierung. Würde es nicht weit billiger seyn, das man die Güter unter Verwahrung gewisser Einnehmer in ein öffentliches Magazin legte, und daß der Einführer die Abgabe bezahlte, wenn die Güter verkauft werden? Nach der gegenwärtigen Methode bleibt der Zoll drey Jahre bey dem Einnehmer, damit er ihn dem Einführer wieder bezahlen kann, wenn die Güter während dieser Zeit ausgeführt werden. Allein nach der vorgeschlagenen Methode würde der Zoll alsdenn in die Schatzkammer bezahlt, wenn die Güter verkauft werden, welches nach der Zeit der Einfuhre in einem Monathe, und vielleicht in einer Woche, geschehen könnte; und die Schatzkammer würde eben so wohl als der gute Handelsmann dabey gewinnen. Es sind öffentliche Magazine bey dem Zollhause zu Bourdeaux, wo der Zucker aus den Französischen Colonien so lange nieder gelegt wird, bis der Einführer einen Verkauf findet; und dann bezahlt er den Zoll nach und nach, wie der Verkauf geschieht. Es freuet

mich, daß eben diese Methode auf unsrer Insel bey einigen fremden Artikeln, die zu unserm Handel in Afrika nöthig sind, beobachtet wird; der Zoll wird nicht eher verlangt, als bis die Güter dahin abgeschifft werden. Sie wird auch bey dem fremden Salze und Rum, den man aus unsern Zucker-Colonien einführt, beobachtet.

Es würden auch außer der Billigkeit dessen, was hier vorgeschlagen wird, und welches dem Einführer die Vorausbezahlung des Geldes erleichtert, noch viele andere Vortheile daraus herfließen. Erstlich hätte der Kaufmann nicht nöthig, einen Theil seines Capitals zur Bezahlung des Zolls aufzubehalten, und wäre im Stande, den Handel mit einem kleinen Capital anzufangen, oder seinen Handel bey einem großen Capital zu vermehren: der Handel würde blühen, und die öffentlichen Einkünfte würden ebenfalls zunehmen. Zweytens würde es den Schleichhandel verhindern. Mancher, der den Handel mit der besten Absicht anfängt, wird aus Mangel des Geldes zur Bezahlung des Zolles zum Schleichhandel gereitzet. Drittens würde diese Art den Zoll einzutreiben nicht allein die Anzahl der Einnehmer vermindern, sondern auch einen jeden Vorwand zur Forderung eines Nachlasses wegen des Leckwerdens, oder Eintrocknens der Güter aufheben. Nach der gegenwärtigen Art, den Zoll zu erheben, muß dieser Nachlaß der Redlichkeit des Einnehmers überlassen werden: und auf diese Weise wird ein geheimes Verständniß zwischen ihm und dem Kaufmanne eingefüh-

ret, welches für die Einkünfte schädlich, und für die Sitten verderblich ist. Viertens würde der Kaufmann in den Stand gesetzt, seine Preise herab zu setzen, und er würde sie herab setzen müssen, weil er viele Nebenbuhler hätte; und dieses würde zu gleicher Zeit den Zoll für die Einfuhre vermehren, ohne den Preis der fremden Waaren über dasjenige, was gegenwärtig gegeben wird, zu erhöhen. Allein der Hauptvortheil würde dieser seyn, daß dadurch in der That ein jeder Hafen in Brittanien ein Freyhafen würde, welcher die Englischen Kaufleute, von denen viele große Capitale haben, in den Stand setzte, die Fremden in dem so genannten Speculations-Handel zu übertreffen. Diese Insel ist zu einem solchen Handel sehr wohl gelegen; und wären unsere Häfen frey, so würde man die Producte aus allen Ländern darin anhäufen, so daß man sie gleich ausführen könnte, wenn man Gelegenheit zum Verkaufe hätte; gewiß ein vortrefflicher Plan zur Vermehrung unserer Schiffahrt, und zur Erwerbung eines unermeßlichen Reichthums.

Fünfter Abschnitt.

Regeln zur Beobachtung bey den Abgaben.

Die verschiedenen Gegenstände der Taxen, und die dadurch verursachte Verwirrung erfordern allgemeine Regeln, um nicht nur die gesetzgebende Macht bey der Auflegung derselben auf den rech-

ten Weg zu führen, sondern auch andere in den Stand zu setzen, das Nützliche und Schädliche dabey beurtheilen zu können.

Die erste Regel, die ich geben werde, ist diese, daß die Taxen, wo eine Gelegenheit zum Schleichhandel ist, mäßig seyn müssen; denn der Schleichhandel kann in der That niemahls verhindert werden, wo der wohlfeile Preis der eingeführten Güter in der That eine Versicherung wider das Wagen ist; und in dieser Absicht machet Swift auf eine lustige Art die Anmerkung, daß zwey und zwey nicht allezeit viere machen. Ein Zoll von 15 pr. Cent auf die gedruckte Leinwand, die in Frankreich eingeführt wird, reizet den Schleichhandel: ein niedriger Zoll würde dem Publicum eine größere Summe einbringen, und den Französischen Fabrikanten vortheilhafter seyn. Die Spitzen, welche in Frankreich eingeführt werden, sind mit einem Zoll von 20 pro Cent belegt, um dadurch die Manufactur im Lande zu begünstigen: aber vergebens; denn die Spitzen werden leicht heimlich herein gebracht, und der Preis ist nicht viel höher, als vorher. Der hohe Zoll auf den Succus liquiritiae, der in Brittanien eingeführt wird, und Pf. 7: 2: 6. vom Zentner ist, war ehemahls eine große Ermunterung zum Schleichhandel; und deßwegen ist auch dieser Zoll auf 30 Schillinge vom Zentner herunter gesetzt worden *).

*) 7° Geo. III. cap. 47.

Der Schleichhandel mit dem Thee, der große Summen aus Brittanien zieht, wird durch seinen hohen Preis im Lande veranlasset. Meiner Meinung nach würde es so wohl für das Publicum, als auch für einzelne Personen nützlich seyn, wenn man den Zoll für die Einfuhre abschaffte, und an dessen Stelle einen Zoll auf denjenigen legte, der den Thee verbraucht. Die Freyheit der Einfuhre würde die Ostindische Compagnie in den Stand setzen, so wohlfeil zu verkaufen, daß der Schleichhandel dadurch gänzlich vertrieben würde; und der niedrige Preis des Thees würde den, der ihn verbraucht, in den Stand setzen, einen ziemlich starken Zoll zu bezahlen, ohne seinem Geldbeutel sehr zu schaden. Die folgende Methode wird bloß als ein Beyspiel angeführt: es ist eine Anweisung, die zu Verbesserungen führen kann. Man lasse einen jeden, der Thee braucht, eine mäßige Taxe bezahlen, die seiner Lebensart angemessen ist. Man kann zwar bey Auflegung der Taxe auf Familien keine völlige Genauigkeit erwarten; aber man kann doch eine allzu große Ungleichheit leicht verhindern. Man bestimme z. E. die Lebensart nach der Equipage, die einer hält. Eine Kutsche oder Chaise mit zwey Pferden soll eine Familie zu einer jährlichen Taxe von 10 Pfunden verbinden, und die Taxe soll nach der Anzahl der Pferde und der Fuhrwerke erhöhet werden. Zwey Bedienten in Livree ohne Kutsche veranlassen eine Taxe von 40 Schillingen; da eine jede andere Familie nur 20 Schillinge bezahlt. Eine jede Familie, wo der Thee verbraucht wird, muß in die Bücher

des Einnehmers, nebst ihrer Lebensart unter einer schweren Strafe aufgezeichnet werden; dieses würde die Taxe so wohl auf die Kutschen als auf den Thee bestimmen. Eine solche Taxe, die in der Einnahme wenig Unkosten macht, würde ohne Zweifel von großem Nutzen seyn. Ein Hausvater würde in der That sehr thöricht seyn, wenn er es in die Macht des Verkäufers oder eines boshaften Nachbars und Bedienten legte, ihn einer schweren Strafe zu unterwerfen. Diese Taxe würde zu gleicher Zeit am wenigsten unangenehm seyn, unter allen, die ohne Verstellung erhoben werden; indem sie in der That eine freywillige Taxe ist, so wie die Lebensart freywillig ist. Es würde auch nicht schwer seyn, die Taxe zu mildern, so daß sie dem Publicum eine größere Summe verschaffte, als es gegenwärtig von dem Einfuhrzolle bekommt; und doch würde unsern Leuten der Thee nicht mehr kosten, als sie gegenwärtig bezahlen, da diese Waare in so hohem Preise stehet.

Die hohen Zölle auf die Einfuhre sind so wohl unanständig als auch unbesonnen; und es würde bey der gesetzgebenden Macht unverantwortlich seyn, wenn sie erstlich die Versuchung veranlassen, und sodann die wirkliche Vergehung bestrafen wollte.

Eine zweyte Regel ist: Man muß die Taxen, welche in der Eintreibung viele Unkosten verursachen, zu vermeiden suchen; indem sie die Leute ohne einen verhältnißmäßigen Vortheil für das

Publicum nur beschweren. Unsere Landtaxe ist vortrefflich; sie liefert eine große Summe, die mit wenigen Unkosten erhoben wird. Die Auflagen auf Kutschen und Gold- und Silbergeschirre sind von eben dieser Art; und so würde auch die oben erwähnte Taxe auf den Thee seyn. Die Taxen, welche für den Handel und die Manufacturen die schädlichsten sind, als die Auflage auf Seife, Lichter und Leder, sind in der Erhebung sehr kostbar.

Eine dritte Regel ist: Man muß willkührliche Taxen vermeiden. Sie sind allen unangenehm, sogar denen, die dabey auf eine günstige Art behandelt werden; weil die Parteylichkeit gegen sich selbst einem Menschen selten erlaubt, zu glauben, daß man ihm in solchen Dingen Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen. Eine Taxe, die auf Personen nach Maßgabe ihres Handels oder Vermögens gelegt wird, muß willkührlich seyn, sogar da, wo die strengste Gerechtigkeit zum Grunde liegt; weil sie von der ungewissen Meinung oder Muthmaßung des Einnehmers abhängt; jedermann hält sich für beleidigt; und die erhobene Summe überwiegt nicht das Mißvergnügen, welches sie verursacht. Die Taxe, welche dem Französischen Pachter nach seinem Vermögen aufgelegt wird, ist eine unerträgliche Beschwerde, und eine gute Maschine zur Unterdrückung; wenn der Pachter einige Lebhaftigkeit in der Verbesserung seiner Ländereyen zeigt, so muß er gewiß eine doppelte Taxe geben. Hamburg liefert das einzige Beyspiel von einer Taxe

auf den Handel und das Vermögen, die willig bezahlt, und folglich auch ohne Unterdrückung erhoben wird. Ein jeder Kaufmann legt insgeheim die Summe in die öffentliche Casse, die er seiner eigenen Meinung nach beyzutragen hat; ein besonderes Beyspiel von Redlichkeit in einer großen Handelsstadt; indem bey dieser geheimen Beysteuer kein Verdacht des Unrechts Statt findet. Allein dieser Staat ist noch nicht durch Schwelgerey verdorben.

Da viele Laster, welche eine Nation vergiften, aus der Ungleichheit des Reichthums entstehen; so setze ich es als eine vierte Regel, daß man dieser Ungleichheit so viel möglich abhelfen müsse, indem man die Armen erleichtert, und die Reichen beschweret. Die Eigenthümer allzu großer Güter können ohne Unbequemlichkeit sehr schwere Taxen ertragen; und besonders sollten diejenigen, die viele Ländereyen haben, und den wirklichen Nutzen bloß zu ihrem Vergnügen ziehen, nicht geschont werden. Würde es nicht sehr viel zum öffentlichen Besten beytragen, wenn eine Taxe von 50 Pf. auf ein jedes Haus gelegt wird, welches 50 Fenster hat; ferner 150 Pf. auf Häuser von 100 Feustern; und 400 Pf. auf Häuser von 200 Fenstern? Nach eben diesem Grundsatze sollte ein jeder Thiergarten von 200 Äckern 50 Pf., von 500 Äckern 200 Pf., und von 1000 Äckern 600 Pf. bezahlen; 50 Äcker zu Lustgärten sollen 30 Pf., 100 solche Äcker 80 Pf., 150 solche Äcker 200 Pf., und 200 solche Äcker 300 Pf. bezahlen. Eine solche Taxe würde noch eine

andere gute Wirkung haben; sie würde wahrscheinlicher Weise stolze Leute bewegen, mehr Land zum Unterhalte der Armen übrig zu lassen, als sie gemeiniglich zu thun pflegen.

Eine fünfte höchst wichtige Regel, die das Interesse des Staats überhaupt angeht, ist diese, daß man eine jede Taxe, welche zur Verarmung der Nation abzielet, verwerfen muß. Solche Taxen widersprechen sogar der Natur der Regierung, welche beschützen, und nicht unterdrücken soll. Wenn man nun das Interesse der regierenden Macht allein in Erwägung ziehet; so wird ein Staat nicht nach dem Umfange seines Gebiethes, sondern nach dem, was die Unterthanen jährlich ohne Aufhören bezahlen können, ermessen. Ein Fürst, so wenig er auch seine Pflicht als Vater seines Volks beobachtet, wird doch diese Regel um sein selbst willen beobachten: eine durch unterdrückende Taxen verarmte Nation wird den Fürsten endlich zu eben der Armuth bringen; denn er kann doch nicht etwas erheben, was sie nicht bezahlen kann.

Es verdienet noch die ernsthafteste Betrachtung, ob die auf die allgemeinen Bedürfnisse gelegten Taxen, welche den arbeitsamen Armen zur Last fallen, zu der jetzt erwähnten Art gehören. Wo sie zur Beförderung des Fleißes abzielen, da sind sie sehr heilsam: wo sie uns aber von fremden Märkten ausschliessen, wenn der Preis der Arbeit und Manufacturen erhöhet wird, da sind sie sehr schädlich. In einigen Fällen kann der

Fleiß durch Taxen befördert werden, ohne daß der Preis der Arbeit und der Manufactur erhöhet wird. Tobolski in Siberien ist eine volkreiche Stadt; der Preis der Lebensmittel ist sehr niedrig, und die Leute sind deßwegen ausnehmend faul. So lange sie noch einen Heller haben, so arbeiten sie nicht: wenn sie aber der Hunger plagt, so gewinnen sie in einem Tage so viel, daß sie eine ganze Woche davon leben können; sie denken niemahls auf morgen, und sorgen auch nicht für ihren Mangel. Eine Taxe auf die Nothwendigkeiten würde daselbst einen Grad des Fleißes erwecken. Eine solche Taxe, die von Zeit zu Zeit erneuert, und nach und nach erhöhet würde, könnte den Fleiß immer mehr befördern, so daß man dieses müßige Volk zu drey, vier, oder gar fünf Tagen wöchentlicher Arbeit brächte, ohne ihren Lohn oder den Preis der Arbeit zu erhöhen. Allein man hüthe sich, hieraus eine allgemeine Regel zu machen. Die Wirkung würde in Brittanien sehr verschieden seyn, wo eine mäßige Arbeit und viele Erhohlung zum bequemen Leben erfordert wird. In einem jeden solchen Falle wird eine beständige Taxe auf die Nothwendigkeiten den Preis der Arbeit unfehlbar erhöhen. Es ist zwar in einem einzigen theuren Jahre gemeiniglich mehr Arbeit, und so gar besseres Leben, als in fruchtbaren Jahren. Gesetzt aber, die Theurung dauert viele Jahre nach einander, oder die Taxe auf die Nothwendigkeiten ist beständig; so muß der Lohn so lange steigen, bis der Arbeitsmann ein bequemes Leben findet; wenn nun derjenige, der ihn brauchet, hartnä-

ckig zurück hält, so wird der Arbeitsmann in der Verzweiflung das Arbeiten überhaupt verlassen, und sich aufs Betteln legen, oder sich in ein Land begeben, wo er weniger mit Abgaben beschwert ist. Hieraus folget eine heilsame Lehre, daß mäßige Taxen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden, wo der Lebensunterhalt demjenigen gleich ist, was durch körperliche Arbeit gewonnen wird, den Fleiß befördern werden, ohne den Preis der Arbeit zu erhöhen; daß aber beständige Taxen den Preis der Arbeit und der Manufacturen unvermeidlich erhöhen werden. In Holland hat der hohe Preis der Lebensmittel und der Arbeit, der durch beständige Taxen verursacht wird, eine jede von ihren Manufacturen von den fremden Märkten verdrungen, weil man sie von andern Nationen ziehen kann. Die schweren Taxen haben ihre ehemahls blühenden Manufacturen in Wolle, Seide, Gold und Silber, und in vielen andern Dingen völlig zu Grunde gerichtet. Die Preise der Arbeit und der Manufacturen sind in England auf eben die Weise unmäßig gestiegen.

Verschiedene politische Schriftsteller haben zur Verhinderung eines gänzlichen Falls unsrer Manufacturen dafür gehalten, daß man die arbeitsamen Armen von allen Taxen befreyen müsse. Der königliche Zehent, den man Frankreich anstatt aller andern Taxen vorgeschlagen, und im Nahmen des Marschalls Vauban bekannt gemacht hat, oder eine solche Landtaxe wie in England, hätte anfänglich Wunder thun können.

Allein dieses Mittel würde jetzt, wenigstens in England, zu spät kommen: die Armen-Beysteuern haben unter den niedrigern Ständen ein solches liederliches Wesen eingeführet, daß die Befreyung von Taxen wahrscheinlicher Weise machen würde, daß sie weniger, aber gewiß nicht wohlfeiler arbeiteten. Es ist daher vergeblich, an ein Mittel wider den Müßiggang und den hohen Lohn zu denken, so lange die Armen-Beysteuern in ihrer gegenwärtigen Verfassung bleiben. Davenant behauptet, daß die Englischen Armen-Beysteuern mit der Zeit das Verderben ihrer Manufacturen seyn werden. Er berechnet, daß die Personen, welche in England Allmosen bekommen, über eine Million und 200000 ausmachen, von welchen wenigstens die Hälfte würde fort gearbeitet haben, wenn sie sich nicht auf das Allmosen ihrer Parochie verlassen hätten. Allein wir werden hiervon in einem besondern Versuche weitläufiger handeln.

Schaffte man die Armen-Beysteuern ab, so würde nicht allein eine allgemeine Naturalisations-Acte die Stärke von Brittanien vermehren, sondern die Landeseingebornen würden auch genöthigt seyn, wohlfeiler zu arbeiten, und folglich auch arbeitsamer zu seyn.

Sollten diese Hülfsmittel keinen Beyfall finden; so ist das Einzige, welches zur Erhaltung unserer Manufacturen noch übrig ist, daß man ihre Ausfuhre durch eine solche Prämie ermuntert, die uns in den Stand setzen kann, mit un-

sern Nebenbuhlern auf fremden Märkten um den Vorzug zu streiten. Aber wo ist der Fond zu einer so großen Prämie? Er kann aus den Ländereyen, wie die oben erwähnte Athenienfische Taxe, erhoben werden, indem große Eigenthümer nach einer geometrischen Proportion beschweret, und diejenigen befreyet werden, die nicht über 100 Pf. Landeinkünfte haben. Diese Taxe würde dem Publicum ohne einen wirklichen Verlust bey denen, die damit beschweret sind, eine große Summe einbringen; indem der Reichthum vergleichungsweise eben derselbe, wie vorher, bleiben würde. Ja eine solche Taxe würde mit der Zeit den Landeigenthümern nützlich seyn; indem sie durch die Beförderung des Fleißes und Handels die Einkünfte des Landes weit über die Beysteuer erheben würde. Kann man wohl das Geld nach dem gewöhnlichen Interesse auf eine so vortheilhafte Art anlegen? und ist es nicht hinlänglich, um die Landesbesitzer wegen dieser Taxe zufrieden zu stellen, daß ohne eine Prämie unser fremder Handel zu Grunde gehen, und das Land in seinen ursprünglichen niedrigen Werth zurück fallen werde? Und wird wohl jemand Bedenken tragen, einen Schilling zu zahlen, wenn es ihm die Versicherung verschafft, daß er nicht ein Pfund verlieren werde?

Ich werde mit einer weit wichtigern Regel, als alle angeführten gewesen sind, beschliessen; nähmlich, daß man alle Taxen vermeiden müsse, welche von jeder Partey einen Eid erfordern. Sie sind wider alle guten Sitten, und eine wah=

re Versuchung zum Meineide. Es gibt wenige so gottlose Leute, die andern durch einen Meineid schaden wollen: aber es gibt auch zu gleicher Zeit nicht viele von niederm Range so redliche Leute, die wegen eines Meineids viel Bedenken tragen sollten, wenn er den Schaden gegen sie selbst verhindern könnte. Man erwäge nur die Abgabe auf die Lichter. Diejenigen allein, welche zum Verkaufe brauen, bezahlen die Abgabe auf das Bier; und zur Vermeidung das Brauereides wird die Menge des Bieres von Leuten bestätiget, die bey dem Brauen zugegen sind. Allein die Abgabe auf die Lichter ist unterdrückend, nicht allein weil sie arme Leute mit betrifft, welche keine Lichter zum Verkaufe machen, sondern auch weil sie dieselben zur Ablegung eines Eides wegen der Menge, die sie zu ihrem eigenen Gebrauche machen, nöthiget. Nun stelle man sich eine arme Wittwe vor, die fünf oder sechs Kinder hat: sie darf nicht ein wenig Speise für ihre Kinder bey dem Lichte eines in Fett eingetunkten Lumpens bereiten, ohne dasjenige zu bezahlen, was sie nicht bezahlen kann, oder sich eines Meineids schuldig zu machen. So ehrlich sie auch an sich seyn kann, so wird sie doch die Armuth und die Angst für ihre Kinder antreiben, die Wahrheit zu verhehlen, und bey einem Eide zu läugnen. — Eine traurige Lehre für ihre armen Kinder! Sollte man sie wohl strafen, wenn sie ihre Mutter nachahmen, die sie lieben und ehren? Was sie thut, scheint in ihren Augen recht zu seyn. Die Art, wie man die Salztaxe in Frankreich erhebt, ist zwar willkührlich; aber sie bringt

doch keine bösen Sitten hervor, man vermeidet einen Eid; und jeder Hausvater bezahlt für die Menge, die er wahrscheinlicher Weise verbraucht. Der Französische Wein wird oft in Brittanien als Spanischer eingeführt, welcher weniger Zoll bezahlt. Der Einführer muß zur Verhinderung dieses Betrugs einen Eid ablegen; und wenn man ihn wegen des Meineids im Verdachte hat, so wird er in der Schatzkammer vor einen geschwornen Richter gebracht. Dieses ist schrecklich; der Einführer wird durch einen hohen Zoll auf den Französischen Wein gereitzt, einen Meineid zu begehen; er wird deßwegen vor einen hohen Gerichtshof, der jedermann offen steht, verfolgt; er geräth dadurch in Verzweiflung, und verliert alle Empfindung von Ehre. Auf diese Weise sind die Eide im Zollhause als solche, die keine Achtung verdienen, zum Sprichworte geworden; und das Verderben, welches immer weiter geht, wird endlich allgemein werden. Einige eingeführte Güter zahlen einen Zoll dem Werthe nach; und zur Versicherung des Werthes muß der Einführer einen Eid ablegen. In China trauet man den Büchern der Kaufleute ohne einen Eid. Warum wird eine so löbliche Gewohnheit nicht nachgeahmet? Sind unsere Leute verdorbener; so kann der Meineid vermieden werden, wenn man dem Kaufmanne anbefiehlt, seine Güter demjenigen, der sie verlangt, nach dem in seinen Büchern festgesetzten Preise, mit dem Zusatze von 10 pro Cent, als einen hinlänglichen Profit für ihn zu geben. Die Eide sind seit der Staatsveränderung in Brittanien ohne alle Einschränkung und wider

die gesunde Politik gar sehr vermehret worden. Man hat neue Eide wider diejenigen eingeführet, die der Regierung abgeneigt sind; ferner wider die erdichteten Ansprüche bey der Erwählung der Parlementsglieder; wider den Betrug bey den Einkünften ꝛc. Sie sind so oft gebraucht und so geläufig geworden, daß man sie für eine bloße Formalität hält. Der Meineid ist eine ganz verzeihliche Übertretung, und wird kaum für einen Fehler in eines jeden seinem Charakter gehalten. Die Aufführung unserer gesetzgebenden Macht ist erbärmlich gewesen; denn anstatt der Gesetze zur Verbesserung der Sitten, hat nicht nur die thörichte Vermehrung der Eide das Verderben in allen Ständen ausgebreitet, sondern hat auch den Eid durch Vernichtung der Macht über die Gewissen ganz unbrauchbar gemacht.

Sechster Abschnitt.

Untersuchung der Brittischen Taxen.

Es ist für Brittanien keine politische Materie von größerer Wichtigkeit, als die gegenwärtige; und man könnte ein ganzes Leben und ein weitläufiges Werk mit Nutzen darauf verwenden. Ich kann hier nur kurze Anzeigen geben, welche mir bey der Betrachtung der Taxen in Absicht auf ihre Wirkungen einfallen werden. Sie kön-

nen deßwegen sehr bequem in fünf Arten eingetheilet werden. Erstlich, Taxen, welche die öffentlichen Einkünfte vermehren, ohne eine andere gute oder schlimme Wirkung hervor zu bringen. Zweytens, Taxen, welche die öffentlichen Einkünfte vermehren, und auch für die Manufacturen und den Handel zuträglich sind. Drittens, Taxen, welche zwar die öffentlichen Einkünfte vermehren, aber für die Manufacturen und den Handel schädlich sind. Viertens, Taxen, welche für die Manufacturen und den Handel schädlich sind, ohne die öffentlichen Einkünfte zu vermehren. Fünftens, Taxen, welche für die Manufacturen und den Handel schädlich sind, und auch die öffentlichen Einkünfte vermindern. Ich fahre fort zu Beyspielen von jeder Art.

Die Landtaxe ist ein berühmtes Beyspiel von der erstern Art; sie verschafft dem Publicum Einkünfte, die mit sehr geringen Unkosten erhoben werden, und sie schadet nicht den Sitten, indem man nicht sagen kann, daß ein Landbesitzer, der für den Schutz seiner Person nnd seines Vermögens bezahlt, einigen Schaden habe. Die Abgabe auf die Kutschen ist von eben dieser Art. Beyde Taxen sind zu gleicher Zeit auf gesunde Grundsätze gebauet. Die Menschen müssen zu den öffentlichen Einkünften, nach dem Nutzen, den ihnen der Schutz verschafft, etwas beytragen: ein reicher Mann hat für seine Besitzungen und für seine Person Schutz nöthig, und muß daher reichlich beytragen. Ein armer

Mann braucht den Schutz bloß für seine Person, und muß daher sehr wenig beytragen.

Eine Taxe auf die fremden überflüssigen Waaren ist ein Beyspiel von der zweyten Art. Sie vermehret die öffentlichen Einkünfte, und ist einzelnen Personen sehr nützlich, indem sie nicht allein den Verbrauch fremder überflüssiger Waaren verhindert, sondern auch unsere eigenen Manufacturen befördert. Brittanien genießt ein Monopolium mit den Kohlen, die nach Holland ausgeführet werden, und die Abgabe auf die Ausfuhre ist der gesunden Politik gemäß, indem sie von den Holländern bezahlt wird. Diese Abgabe ist ein Beyspiel von der zweyten Art; sie verschafft dem Publicum beträchtliche Einkünfte, und setzt uns in den Stand, mit den Holländern in jeder Manufactur, welche Kohlen braucht, als Destilliren, Glas- und Eisenwerke, um den Vorzug zu streiten. Und diese Manufacturen in Brittanien sind wegen der theuern Arbeit zu einiger Hülfe berechtiget. Eine Taxe auf die Pferde würde, zur Vermeidung ihrer Vermehrung, eine Taxe von eben der Art seyn. Die unglaubliche Anzahl der Pferde, die bey Kutschen und anderm Fuhrwerke gebraucht werden, hat den Preis der Arbeit erhöhet, indem sie den Preis der Hafergrütze verdoppelt hat, welche die Speise der arbeitsamen Armen in vielen Gegenden von Brittanien ist. Der Preis des Weitzens wird auch dadurch erhöhet; denn die große Menge von Ländereyen, die zum Hafer gebrauchet werden, läßt um so viel weniger

zum Weitzen übrig. Ich würde nicht einmahl die Pflugpferde von der Taxe ausnehmen, weil es in aller Betrachtung vortheilhafter ist, Ochsen zu gebrauchen *). Man achtet diese Betrachtung so wenig, daß eine Kutsche, sie mag von zwey oder sechs Pferden gezogen werden, einerley Taxe bezahlet.

Was die dritte Art anbetrifft, so bemerke ich ungern, daß wir viele Taxen haben, die für einzelne Personen schädlicher, als für die öffentlichen Einkünfte nützlich sind. Die häufigen Taxen auf die Bedürfnisse des Lebens, als Lichter, Seife, Leder, Bier, Salz u. s. w. erhöhen den Preis der Arbeit, und folglich auch der Manu-

---

*) Sie sind in der Landwirthschaft in verschiedener Betrachtung vorzuziehen. Sie sind wohlfeiler als die Pferde; ihr Futter, ihr Geschirr, und die Wartung derselben ist nicht so kostbar; und ihr Mist zum Düngen viel besser. Die Pferde sind Krankheiten mehr unterworfen, und wenn sie krank oder alt werden, so sind sie ganz unbrauchbar: daher muß eine gehörige Anzahl von Pferden zu einem Landgute wenigstens alle zehen Jahre neu angeschafft werden; da hingegen eine Anzahl Ochsen ohne neue Unkosten können erhalten werden, weil sie fett gemacht immer noch ihren Preis behalten. Ein Pferd ist auch nicht gelehriger als ein Ochs; ein Paar Ochsen an einem Pfluge erfordern keinen Treiber mehr als ein Paar Pferde. Die Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung pflügen mit Ochsen, und gewöhnen sie beyzeiten zu einem geschwinden

facturen. Wenn sie die Wirkung haben sollen, uns des fremden Verkaufs zu berauben, welches wir zu befürchten Ursache haben, so muß die Entvölkerung und Armuth darauf erfolgen. Die Salztaxe besonders ist mehr wider die Regel als eine von den andern erwähnten, indem in Ansehung dieser die Reichen die größte Last tragen, weil sie am meisten davon verbrauchen; aber der Antheil, den sie von der Salztaxe bezahlen, ist sehr geringe, weil sie niemahls die gesalzenen Lebensmittel anrühren. Die Salztaxe ist in einer andern Absicht noch abgeschmackter, indem das Salz ein vortrefflicher Dünger für das Land ist. Man würde sich wundern, wenn man von einem Gesetze hörte, welches den Ge-

---

Schritt; so daß sie den Pferden so wohl an dem Pfluge als Wagen gleich kommen. Die Leute in Malabar brauchen weder zum Pfluge, noch zu Lasten ein anderes Thier. Bey Pondichery sind keine andern Lastthiere, als Ochsen zu sehen. Die große Vermehrung der Pferde, die seit Kurzem so wohl zur Pracht als zum Zuge erfolget ist, macht einen großen Aufwand des Hafers. Brauchte man hingegen in der Landwirthschaft nur Ochsen, die keinen Hafer bekommen, so könnte man viele tausend Äcker Landes zu Weitzen und Gerste ersparen. Allein die Vortheile der Ochsen würden sich auch nicht bloß auf den Landmann einschränken. Das Rindfleisch würde für den Fabrikanten durch die große Vermehrung der fett gemachten Ochsen viel wohlfeiler werden, und der Preis des Leders und Talks würde fallen: eine wahre Wohlthat für die Nation, da jedermann Schuhe und Lichter braucht.

brauch des Thons als einer Düngung verbiethen wollte, und er würde noch mehr erstaunen, wenn er von einem Verbothe hörte, welches sich sogar auf das Salz erstreckte, das noch eine bessere Düngung ist; und doch verwundert sich niemand über eine schwere Salztaxe, welche es zu theuer macht, als daß es zu einer Düngung könnte gebraucht werden. Allein das Auge des Verstandes, wenn es ohne Bearbeitung gelassen wird, ist dem leiblichen Auge ähnlich, es wird selten etwas anders gewahr, als was gerade vor ihm ist, die ähnlichen Fälle und Folgen gehen schon zu weit aus dem Gesichte. Viele tausend Scheffel Weitzen sind Brittanien jährlich durch die Salztaxe entzogen worden. Der Gewinn der Schatzkammer beträgt gewiß nicht den funfzigsten Theil des Verlustes. Man hat endlich die Ungereimtheit entdeckt, daß man uns eine so vortheilhafte Düngung entzogen hat, und man hat zum Theile diesem Übel abgeholfen, indem man erlaubt hat, Englisches verdorbenes Salz zur Düngung zu brauchen, und nur vier Pence vom Scheffel zu bezahlen*). Warum erlaubte man denn Schottland nicht ebenfalls, diesen Vortheil zu genießen? Unsere Candidaten bemühen sich mehr, wie man sieht, um einen Sitz im Parlemente, als daß sie ihrem Vaterlande dienen, wenn sie diese Ehre erlangt haben.

Die Fenstertaxe ist für das gemeine Interesse

*) 8° Geo. III. cap. 25.

schädlicher, als für die öffentlichen Einkünfte vortheilhaft. Erstlich befördert sie die großen Pachtereyen, um dadurch die Häuser und Fenster zu ersparen; da hingegen kleine Landgüter zur Vermehrung eines abgehärteten und sparsamen Geschlechtes der Menschen dienen. Ferner werden dadurch die Manufacturen geschwächet, wenn man die Häuser mit Taxen belegt, worin sie getrieben werden. Die Fabrikanten machen auf der ganzen Seite ihres Hauses nur ein einziges Fenster, damit sie sich, so viel möglich, von der Taxe losmachen; und es gibt Häuser, wo in 3 Stockwerken nur 3 Fenster sind. Die Taxe ist zu gleicher Zeit mit keiner Gleichheit aufgelegt: ein Haus in einem geringen Dorfe, welches nicht 5 Pfund jährliche Einkünfte gibt, kann eine größere Anzahl von Fenstern haben, als eines in London, welches 50 gibt. Daher ist es wider alle gesunde Politik, daß man es den Reichen leicht macht, und die Armen beschweret. Eben dieser Einwurf ist auch wider die Taxe des Silbergeschirrs. Sie ist zwar den Manufacturen und Handel nicht schädlich: aber sie ist für das gemeine Interesse nachtheilig, weil das Silbergeschirr, wenn es in Geld verwandelt wird, das Mittel seyn kann, die Nation bey schlechten Umständen zu retten, und daher sollte man es befördern, anstatt mit einer Taxe zu belegen. Man hat auf die Gemählde, welche in Brittanien eingeführt werden, einen Zoll nach der Größe derselben geleget. War denn keine verständige Person vorhanden, die unsere Gesetzgeber belehren konnte, daß das einzige Mittel, ein gutes Genie

zur Mahlerey zu ermuntern, dieses ist, daß man unserer Jugend einen freyen Zugang zu guten Gemählden verschaffen muß? So lange also diese nicht in Brittanien vermehret werden, so werden wir niemahls die Ehre haben, einen guten Mahler zu bilden. Es ist in der That dabey noch ein Glück, daß die schätzbaresten Gemählde nicht mit einer größern Abgabe, als die schlechten beleget sind. Die Fische, sowohl gesalzene, als frische, die nach Paris gebracht werden, bezahlen einen Zoll von 48 pro Cent nach einer willkührlichen Schätzung des Werthes. Diese Taxe ist ein unersetzlicher Schaden für Frankreich, indem dadurch die Vermehrung der Seeleute verhindert wird. Sie ist wohl in einer Betrachtung nützlich, weil sie die zunehmende Bevölkerung dieser großen Stadt einigermaßen unterbricht.

Ich werde zu Beyspielen von der vierten Art, ohne die Brittischen Taxen nach einander durchzugehen, ein fremdes Beyspiel anführen. In den Östreichischen Niederlanden sind unerschöpfliche Kohlengruben, deren Ausführung einen beträchtlichen Handlungsartikel ausmachen würde, wenn es nicht durch eine ungeheure Abgabe völlig verhindert wäre. Dieser abgeschmackte Zoll ist ein großer Schaden für die Eigenthümer der Kohlen, ohne daß sie der Regierung einen Heller einbringt. Die Holländer erbothen sich vor vielen Jahren, daß sie sich wegen der Kohlen auf dieses Land einschränken wollten, wenn man sie von der Abgabe befreyte; und dieses würde den Preis unter das, was die Englischen Kohlen kosten, vermin-

dert haben. Ist es nicht zu verwundern, daß man diesen Vorschlag verworfen hat? Allein die Minister achten selten, was für die Nation zuträglich ist, wenn es nicht einen unmittelbaren Nutzen für ihren Fürsten, oder für sie selbst hervor bringt. Da also die Kohlengruben in den Östreichischen Niederlanden verschüttet sind, und die Kunst, sie zu bearbeiten, verloren gehet, so genießen die Britten das Monopolium, die Kohlen nach Holland auszuführen.

Die Abgabe auf die Kohlen, die zu Wasser gebracht werden, ist ein Beyspiel von der fünften Art. Es ist ein großes Hinderniß für viele nützliche Manufacturen, welche die Kohlen brauchen; und in der That für die Manufacturen überhaupt, wenn man die Unkosten der Kohlen erhöhet, welche in einem kalten Lande ein so nöthiger Artikel sind. Ja man sollte glauben, sie wäre zur Verhinderung der Bevölkerung bestimmet; da arme und elende Personen, die von der Kälte erstarret sind, sehr wenig von einer fleischlichen Begierde empfinden können. Sie hat auch nicht einmahl das Verdienst, daß dadurch die öffentlichen Einkünfte sehr vermehrt werden; denn wenn man London ausnimmt, so ist ihr Betrag nur eine Kleinigkeit. Allein das Besondere bey dieser Taxe, welches sie zu einer vorzüglichen Stelle in der fünften Classe berechtiget, bestehet darin, daß sie nicht weniger für die öffentlichen Einkünfte als für einzelne Personen nachtheilig ist. Keine Kunst noch Beschäftigung, welche sitzend verrichtet wird, kann in einem kalten Klima ohne hinläng-

liche brennbare Materie gut von Statten gehen. Man kann gleich bey dem ersten Anblicke die Kohlenländer von den übrigen Gegenden in England an dem Fleiße der Einwohner, und an der Menge der Städte und Dörfer, in welchen Fabriken sind, unterscheiden. An den Orten, wo die brennbare Materie theuer ist, gehen alle Morgen einige Stunden verloren; weil die Leute nicht eher arbeiten können, als bis der Ort hinlänglich erwärmet ist, welches besonders bey Manufacturen der Fall ist, die einen sanften und zarten Finger erfordern. Nun aber werden in vielen Gegenden in Brittanien, die man zu Wasser mit Kohlen versorgen könnte, die arbeitsamen Armen durch die Taxe davon ausgeschlossen. Hätte eine wohlfeile Feuerung diese Leute ermuntert, die Künste und Manufacturen fortzusetzen, so ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie bis auf diesen Tag durch andere Abgaben den öffentlichen Einkünften weit größere Summen würden beygetragen haben, als man von ihnen durch die Abgabe auf die Kohlen ziehet. Gesetzt aber auch, daß die Kohlen eine Abgabe bezahlen müssen, warum geschieht es denn nicht bey der Grube, wo es am wohlfeilsten ist? Ist es nicht ein großer Fehler, daß man eine hohe Abgabe auf diejenigen leget, die bereits einen hohen Preis für die Kohlen bezahlen, und keinen von denen ziehet, die sie wohlfeil haben können? Wenn also eine Kohlentaxe seyn muß, so lasse man die Kohlen, die zu Wasser gebracht werden, auf alle Weise davon ausgenommen seyn; nicht allein deßwegen, weil sie sogar ohne Abgabe schon sehr theuer

sind, sondern auch vornehmlich zur Unterstützung der Seeleute. Diese Taxe sollte billig zur Ehre von Brittanien aus unserem Gesetzbuche ausgestrichen werden, und niemahls wieder erscheinen. Man hat in der That Recht, wenn man die Abgabe auf die Kohlen, die in London verbraucht werden, fernerhin beybehält; weil man wirklich einen jeden Kunstgriff brauchen muß, um das Wachsthum eines Kopfes zu verhindern, der bereits für den Körper, oder vielmehr für einen jeden Körper zu groß ist. Die Städte sind nach Beschaffenheit ihrer Größe ungesund; und eine große Stadt, wie London, ist ein größerer Feind der Bevölkerung, als Krieg und Hungersnoth.

Siebenter Abschnitt.

Anordnungen zur Beförderung der Industrie und des Handels.

Unter allen Wissenschaften ist die Politik die verworrenste; und daher ist auch ihr Wachsthum zur Vollkommenheit sehr langsam. In dem gegenwärtigen Abschnitte machen die Taxen auf die Ausfuhre der Landeswaaren den Anfang; und nichts zeiget die grobe Unwissenheit der vorigen Zeiten in einem weit stärkern Lichte, als diese allgemein angenommene Regel, daß es das beste Mittel sey, einen Überfluß im Lande zu haben, wenn man die Ausfuhre mit einer Taxe belege,

oder sie wohl gar verbiethe. In Schottland war man noch nicht zufrieden, die Ausfuhre des Getreides, der Fische und Pferde zu verbiethen; sondern das Verboth *) wurde auch sogar auf die Manufacturen, als Leinwand, Lichter, Butter, Käse, Viehhäute und Schuhe, ausgedehnet **).

Die Abgaben auf die Ausfuhre sind deßwegen schon beliebt, weil man sich vorstellt, daß sie von Fremden bezahlet werden. Dieses trifft bisweilen ein, wie in dem oben erwähnten Falle, der nach Holland ausgeführten Kohlen; allein es schlägt in jedem anderen Falle fehl, wo der fremde Verkauf durch andere kann ersetzt werden; denn die Abgabe mag seyn wie sie will, so muß der Kaufmann seinen Preis nach dem Markte einrichten. Und gesetzt auch, der Marktpreis wäre mit einem billigen Profit für den Ausführer zur Bezahlung der Taxe hinreichend; so werden doch alle diejenigen, welche keine Abgaben

*) Act. 59. parl. 1573.

**) Das Öhl war die einzige Waare, welche nach den Gesetzen des Solons aus Attika durfte ausgeführt werden. Die Feigen dieses Landes, welche so lieblich waren, wuchsen daselbst in so großer Menge, daß sie das Land nicht alle verzehren konnte; und doch wurde das Gesetz, welches die Ausfuhre verboth, nicht abgeschafft. Sykophant bedeutet eigentlich eine Person, die wider den Ausführer der Feigen etwas anzeigt; da aber das Verboth abgeschmackt zu seyn schien, so wurde das Wort Sykophant ein Schimpfwort.

haben, sich bemühen, mit uns so lange zu wetteifern, bis sie uns durch niedrige Preise verdringen. Die Abgabe auf den Französischen Wein, der in Frankreich ausgeführt wird, ist gleich dem Erlasse auf die Weine der benachbarten Länder. Über dieses ist auch die Abgabe auf eine unwissende Art aufgelegt, indem sie auf alle ausgeführte Weine ohne Rücksicht auf den Geruch und Stärke eben dieselbe ist, wodurch der Handel mit geringeren Weinen, ob sie gleich häufiger sind, ganz verhindert wird. Eine mäßige Auflage auf die Ausfuhre, welche die geringeren Weine tragen können, würde die Einkünfte sehr vermehren, und auch ein Vortheil für die Handlung seyn. Die Ausfuhre sollte zur Verbesserung des Weinhandels in Frankreich ganz frey seyn, oder höchstens nur mit einer mäßigen Abgabe nach Maßgebung des Werthes beleget werden. In Spanien ist eine sehr hohe Taxe auf die Ausfuhre des Mauerkrautes gelegt, weil man sich einbildet, daß es in keinem andern Lande wachse. Man bedenket aber nicht, daß diese Taxe bey Verminderung der Nachfrage den Anbau desselben schwächet. Eine mäßige Taxe würde dem Publicum mehr Geld einbringen, mehr Hände beschäftigen, und zugleich diese Pflanze zu einem beständigen Handlungsartikel machen. Die hohe Taxe wird es endlich dahin bringen, daß man eine andere Materie anstatt dieser Pflanze zu finden suchet. Und wenn dieses geschehen sollte, so würde das Spanische Ministerium von dieser heilsamen Lehre überzeuget werden, daß es nicht allezeit sicher ist, durch hohe Taxen den

freyen Lauf des Handels zu unterbrechen. Ehemahls war in Brittanien die Ausfuhre des verarbeiteten Kupfers verbothen. Dieser Fehler in der Handelspolitik wurde endlich durch ein Gesetz unter der Regierung des Königs William verbessert, indem man die Ausfuhre dieses Kupfers erlaubte, wenn man eine Taxe von vier Schillingen auf den Zentner bezahlte. Man hätte aber die Ausfuhre für ganz frey erklären sollen, welches auch hernach durch ein Gesetz der Königinn Anna geschah. Allein wie die Leute sich leicht in der Hitze der Verbesserung übernehmen, so geschah es auch hier, indem dieses Gesetz sogar das unverarbeitete Kupfer als eine rohe Materie auszuführen erlaubte. Dieses geschah ohne Zweifel, um die Kupferbergwerke zu begünstigen; aber wurden nicht auch dadurch die fremden Kupfer-Manufacturen befördert? Güter und Kaufmannswaaren von den Producten oder Manufacturen in Brittanien kann man zollfrey ausführen *). Alaun, Bley, und einige andere in der Acte bezeichneten Waaren sind dabey ausgenommen; und eine auf die Ausfuhre ehemahls gelegte Taxe wird zur Beförderung unserer Manufacturen, welche die angezeigten Artikel verbrauchen, immer noch fortgesetzt. In Irrland sind die ausgeführten Güter bis auf den heutigen Tag noch, ohne Unterschied der aus rohen Materialien verfertigten Arbeiten, mit einer hohen Taxe belegt; z. B. Getreide, Fische, Hopfen, Butter, Horn-

*) Georg I. cap. 14. act. 8.

vieh, verarbeitetes Eisen, Leder, und alles, was daraus verfertigt ist, ꝛc. Und damit ja nichts entwischen möge, so zahlen alle ausgeführten Güter, die nicht in den Taxenbüchern enthalten sind, 5 pro Cent nach Maßgabe des Werthes.

Als Sully die Verwaltung der Französischen Finanzen übernahm, so war das Getreide in Frankreich in einem sehr hohen Preise, welches von der Vernachlässigung des Ackerbaues in den bürgerlichen Kriegen herrührte. Dieser scharfsinnige Minister entdeckte das Geheimniß, den Ackerbau wieder herzustellen, und den Preis des Getreides zu vermindern, welches darin bestand, daß er die freye Ausfuhre erlaubte. Der glückliche Erfolg von dieser kühnen aber klugen Maßregel war so schnell, daß Frankreich in wenig Jahren der Kornboden von Europa wurde; und was jetzt noch wunderbar scheinen kann, so finden wir in den Englischen Urkunden im Jahre 1621 noch bittere Klagen, daß die Franzosen auf ihren eigenen Märkten noch wohlfeiler als wir verkauften.

Colbert, der zu unserm Glücke den gemeinen Irrthum eingesogen hatte, erneuerte das alte Verboth von der Ausfuhre des Getreides, und hoffte es gegen seine Manufacturen im Lande wohlfeil zu haben. Allein er irrte sich sehr, denn dieses Verboth ist seit der Zeit die vornehmste Ursache so vieler Theurungen in Frankreich gewesen. Der Kornhandel lag lange in Frankreich darnieder, und das Französische Ministe-

rium blieb gegen das wahre Interesse seines Landes lange Zeit ganz blind. Endlich erschienen Befehle, wodurch der Kornhandel sowohl in dem Königreiche als auch bey der Ausfuhre ganz frey gegeben wurde. Jedoch die meisten blieben immer noch blind. Da im Jahre 1768 die schlechte Ärndte eine Hungersnoth verursacht hatte, so war das Elend des Volks unbeschreiblich, und das Klagen allgemein. Jedoch sie rechneten dabey nicht auf die schlechte Ärndte, sondern schrieben ihre Noth aus einer erstaunlichen Partheylichkeit dem neuen Gesetze zu. Man sagte ihnen vergeblich, daß die Freyheit im Kornhandel den Ackerbau beförderte, sogar die meisten Parlementer nahmen die gemeine Meinung an; so schwer ist es, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten. In der Türkey erlaubte ein Großvezier vor ungefähr dreyßig Jahren eine freyere Ausfuhre als vorher geschehen war, indem man damahls einen Scheffel Weitzen unter siebenzehn Pence verkauft hatte. Eine jede Nation eilete in die Türkey nach Getreide, und besonders nicht weniger als dreyhundert Französische Schiffe, zu zwanzig bis zweyhundert Tonnen, kamen in einem Tage zu Smyrna an. Die Janitscharen und der Pöbel wurden unruhig, indem sie befürchteten, daß man alles Getreide ausführen würde, und daß nothwendig eine Hungersnoth entstehen müßte. In Constantinopel entstanden Meutereyen, und man konnte sie nicht eher besänftigen, als bis der Großvezier strangulirt, und ihnen sein Körper heraus geworfen wurde. Sein Nachfolger, der an eben diesem Felsen

nicht scheitern wollte, ließ die Ausfuhre ganz und gar verbiethen. In jenem Lande wurden die Einkünfte nach Maßgabe der Producte bezahlt, und die Landleute, welche nunmehr keine Nachfrage mehr sahen, vernachlässigten den Ackerbau. In weniger als drey Jahren stieg der Scheffel Weitzen auf sechs Schillinge, und die Noth des Volks wurde unerträglich. Man beklaget noch bis auf den heutigen Tag das Schicksal jenes guten Veziers.

Wir haben uns nach der Entdeckung des Sully durch eine Prämie auf das ausgeführte Getreide gebessert, und unsere sehnlichen Wünsche sind dadurch erfüllt worden. Eine große Vermehrung des Goldes und Silbers, welches auf die besagte Prämie folgte, wodurch der Preis vieler andern Waaren gestiegen war, würde auch den Preis des Getreides erhöhet haben, wenn nicht noch eine größere Vermehrung des Getreides, die durch die Prämie veranlaßt wurde, den Preis desselben sogar unter den ehemahligen Preis herunter gebracht hätte; und auf diese Weise haben unsere Manufacturen von dieser Prämie nicht weniger als der Ackerbau gewonnen. Diese Prämie ist auch noch in einer andern Absicht wichtiger; der Ackerbau in Frankreich liegt so sehr darnieder, daß wir unsern Weitzen auf ihren Märkten eben so wohlfeil als sie ihren eigenen liefern können, und wegen des Verboths der Ausfuhre stehet es während eines Krieges in unserer Macht, alle Französischen Projecte von Eroberungen dadurch zu vereiteln,

wenn wir ihnen das Brot entziehen*). Diese Prämie ist daher unser Palladium, welches wir sorgfältig bewahren sollten, wenn wir nicht eine Provinz von Frankreich seyn wollen. Einige kluge Staatsmänner haben vor Kurzem angefangen, wider diese Prämie zu murren, als ob wir die wetteifernden Fabrikanten wohlfeiler als unsere eigenen ernährten, welches aber ein Irrthum ist, weil die Unkosten der Ausfuhre gemeiniglich der Prämie gleich sind. Aber gesetzt auch, es wäre wahr, wird denn dem Übel durch die Entziehung der Prämie abgeholfen werden? Es wird vielmehr die Manufacturen schwächen, wenn der Preis des Weitzens im Lande erhöhet wird. Über dieses wird es den Französischen Ackerbau so sehr ermuntern, daß der Preis ihres Weitzens aller Wahrscheinlichkeit nach unter den Preis, wofür wir ihn liefern, herunter fallen wird. In Frankreich ist die Arbeit wohlfeiler als in England, die Leute sind sparsamer, und sie haben einen bessern Boden und ein besseres Klima; was können wir diesen Vortheilen anders, als unsere

*) Zwischen den Jahren 1715 und 1755 wurden von Weitzen aus England nach Frankreich ein und zwanzig Millionen Septiers ausgeführet, die man zu zweyhundert Millionen Livres schätzte. Die Prämie für die Ausfuhre des Korns ist bisweilen in einem Jahre auf L. 150000 gestiegen. Allein diese Summe ist für das Publicum nicht ganz verloren; denn oft ist unser Getreide gegen Güter, die bey der Einführung einen hohen Zoll bezahlen, ausgetauschet worden.

Prämie, entgegen setzen? Sollte nun diese Prämie entzogen werden, so würde ich mich nicht wundern, wenn man endlich das Französische Getreide zu einem niedrigern Preise, als wir es im Lande haben können, zu uns brächte. Dieses würde eben das Spiel seyn, welches während der Staatsverwaltung des Sully wider uns gespielt wurde.

Die Ausführung der Brittischen Manufacturen in unsere Amerikanischen Colonien sollte so sehr unterstützt werden, damit sie abgehalten würden, es uns gleich zu thun; es würde ein großer Fehler seyn, wenn man ihre Manufacturen durch Auflegung einer Taxe auf unsere ausgeführten Waaren befördern wollte. Wir sollten vielmehr eine Prämie auf die Ausfuhre setzen, wodurch man bey ihnen einen jeden Versuch, uns gleich zu kommen, ersticken würde, indem man auf ihren eigenen Märkten wohlfeiler verkaufen könnte.

Da der Zoll auf die in Brittanien eingeführte Leinwand bey der Ausführung nach Amerika wieder abgenommen wird; so hat auch die gesetzgebende Macht eine Prämie auf die Ausfuhre unserer schlechten Leinwand in jenes Land festgesetzt, welches uns in den Stand setzet, mit den Deutschen auf den Amerikanischen Märkten um den Vorzug zu streiten. Das Drucken oder Färben der Leinwand ist seit Kurzem ein wichtiger Artikel in den Brittischen Manufacturen geworden, und es ist keine Art von Leinwand schick-

licher dazu, als unsere eigene. Der Zoll auf die fremde Leinwand wird bey ihrer Ausführung nach Amerika wieder abgenommen, sie mag gedruckt seyn oder nicht; und da wir die Prämie auf unsere geringe Leinwand verlieren, wenn sie gedruckt ist, so wird in der Leinwanddruckerey keine andere als fremde gebraucht. Dieses ist ein Versehen unserer Gesetzgeber von der Art, wie sie schon mehrmahls gemacht haben.

Es ist nicht allezeit eine wahre Politik, die Ausfuhre unserer eigenen rohen Materialien zu verhindern. Die Freyheit der Ausfuhre macht, daß man sie im Lande häufiger verschafft, welches folglich den Preis unserer Manufacturen vermindert. Allein wo die Ausfuhre der rohen Materialien die Menge derselben nicht bewirket, da ist ein solches Verbot auch wahre Politik. Z. B. die Ausfuhre der Lumpen zum Papier kann verbothen werden, weil man bey der Freyheit der Ausfuhre keine Elle Leinwand mehr verbrauchen wird.

Lion ist die Stadt in Europa, wo die größte Menge von seidenen Stoffen gemacht wird; sie ist zugleich die größte Niederlage der rohen Seide, indem die Seide aus Italien, Spanien, aus der Levante, und aus dem südlichen Frankreich dahin gebracht wird. Die Ausfuhre der rohen Seide ist in Frankreich in der Absicht verbothen, um ihren Preis zu Hause zu vermindern, und die Seiden-Manufacturen bey den Fremden zu verhindern. Das erste ist ein grober Irrthum, indem das Verboth der Ausfuhre eine Theurung,

aber keinen Überfluß erzeuget, und in Ansehung der andern Absicht scheint man übersehen zu haben, daß der Seidenhandel von Italien, Spanien und der Levante nicht auf Frankreich eingeschränkt ist, sondern allen handelnden Nationen offen stehet. Dieses Verboth ist in der That so unüberlegt, daß es der Stadt Lion, ohne den geringsten Nutzen für Frankreich, einen unersetzlichen Schaden gethan hat: so lange die Kaufleute dieser Stadt noch das Monopolium bey dem rohen Seidenhandel so wohl im Kaufen als Verkaufen hatten, so war es auch in ihrer Macht, den Preis darnach einzurichten; aber da man die Fremden zwinget zur Hauptquelle zu gehen, so erhöhet die Zusammenkunft der Käufer nicht allein den Preis, sondern es beraubt auch Lyon eines einträglichen Monopoliums. Eben dieser Fehler wird auch bey der gesponnenen und gefärbten Seide begangen. In Lyon wird die Seide zum Weben mit mehrerer Kunst als irgendwo zubereitet, und die Ausfuhre der gesponnenen Seide ist zur Versicherung der Seidenfabriken verbothen, welches nothwendig die Fremden antreiben muß, ihre größte Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Spinnens und der Zubereitung der Seide zu richten; und wer weiß, ob nicht wiederhohlte Versuche von einsichtsvollen Leuten, in England z. B., diese Zweige zu einer größern Vollkommenheit, als in Lion selbst, bringen können?

Es ist in der That eine wichtige Frage, die ich noch untersuchen will, ob wir nicht bey dem

Verbothe, der Ausfuhre unserer Wolle einen Fehler von eben der Art begangen haben. Ein gewisser Eifer zum Ackerbaue und zu allen Arten von Verbesserungen wird in Frankreich von Tage zu Tage allgemeiner. In verschiedenen Provinzen sind Gesellschaften, die zur Beförderung des Ackerbaues öffentliche Gelder verwenden können; und diese Gesellschaften sind um keinen Artikel mehr bemühet, als um die Verbesserung ihrer Wolle. Ein vor Kurzem in Schweden erschienenes und ins Französische übersetztes Buch hat ihnen die beste Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge gemacht; indem es eine Nachricht von der schwedischen Wolle enthält, wie sie so wohl an der Güte, als auch an der Menge durch die Einführung der Spanischen Schafe ist verbessert worden. Da nun Frankreich, als ein so weitläufiges Land, zwischen England und Spanien als zwey so vortrefflichen Wolleländern liegt, so würde es sehr zu verwundern seyn, wenn man nicht einen einzigen Winkel in Frankreich finden sollte, wo man die Wolle zu einiger Vollkommenheit bringen könnte. Brittanien muß mit Recht diese Versuche befürchten; denn da Frankreich es uns unter dem Nachtheile, sich unsere Wolle durch den Schleichhandel zu verschaffen, zuvor thun kann, wie viel mehr wird es uns mit ihrer eigenen guten Wolle übertreffen? Man hat das Englische Tuch für unsere Haupt-Manufactur gehalten, und der Patriotismus fordert einen jeden auf, den Verlust dieses schätzbaren Artikels so viel möglich zu verhindern. Ich wage es daher, so lange bis man et-

was Bessers entdeckt, einen Vorschlag zu thun, den man anfänglich für eine seltsame Maßregel halten kann, nähmlich, daß man die Ausfuhre unserer Wolle bey einem mäßigen Zolle, wodurch zwar der Preis bey den Franzosen erhöhet, aber der Schleichhandel nicht befördert wird, erlauben möge. Die bequeme Gelegenheit, die Wolle in der Nachbarschaft zu einem mäßigen Preise zu erlangen, würde bald machen, daß die Franzosen bey verschiedenen mißlungenen Versuchen zur Verbesserung ihrer eigenen Wolle, die Gedanken von einer solchen Besserung überhaupt fahren ließen.

Die Erfahrung hat die Vortheile der Freyheit bey der Ausfuhre des Getreides deutlich gezeigt; sie hat den Ackerbau gar sehr befördert, und durch Vermehrung des Getreides dasselbe im Lande wohlfeiler als vorher gemacht. Haben wir nicht Ursache, eine ähnliche Folge von eben dieser Maßregel bey der Wolle zu erwarten? Ein neuer Ausweg von eben dieser Waare würde die Anzahl unserer Schafe vermehren, das Land durch ihren Dünger verbessern, und wahrscheinlicher Weise den Preis unserer Wolle im Lande herunter bringen. Es ist in der That schicklich, die Ausfuhre der Wolle so wohl als des Getreides zu verbiethen, wenn der Preis über eine gewisse Summe steigt; dieses würde die doppelte Wirkung haben, daß wir uns selbst einen Überfluß verschafften, und unsere Nebenbuhler in schlimmen Zeiten, wenn die Waare selten ist, in Verlegenheit setzten.

Es ist eine Ursache, die unsere Gesetzgeber bewegen sollte, die Ausfuhre der Wolle zu erlauben, wenn auch die vorher gehenden Gründe unzureichend wären. Eine sehr lange Erfahrung hat uns gelehrt, wenn wir es anders aus der Erfahrung wissen können, daß unsere Bemühungen, die Ausfuhre der Wolle zu verhindern, vergeblich gewesen sind: es findet bey allen Verbothen Statt, daß der Schleichhandel daselbst überhand nehmen wird, wo der Gewinnst das Wagen übersteiget. Warum sollte man es denn nicht zu einer Tugend der Nothwendigkeit machen, wenn man die Ausfuhre bey einem gewissen Zolle erlaubte? Eine andere Maßregel würde die Englischen Woll-Manufacturen zu ihrem vorigen Glanze wieder bringen, wenn man nähmlich die aus der Taxe entstehende Summe als eine Prämie für die Ausführung wollener Güter anwendete. Nähme man diese Maßregel an, so würde die freye Ausfuhre der Wolle eine besondere Wohlthat für England seyn.

Ich beschliesse diesen Artikel mit einem Handelsunterricht, dem alle anderen Betrachtungen weichen sollten. Der Handel einer Nation hangt meisten Theils von sehr feinen Umständen ab, und muß sorgfältig gewartet werden. Man muß die Fremden besonders schmeicheln und anlocken, daß sie uns andern vorziehen mögen. Wir müssen uns auch nicht immer auf unsere natürlichen Vortheile ganz verlassen, indem es nicht leicht ist, voraus zu sehen, was zu ihrer Überwiegung sich eräugnen kann. Da diese Betrachtung eben

so deutlich als wichtig ist, so werden die Begebenheiten mehr wirken, als die Gründe, um einen tiefen Eindruck zu machen. Die Schweizer führten vor einigen Jahren alle ihre Weine aus den Staaten des Königs von Sardinien ein. Der König legte einen hohen Zoll auf diese Weine, indem er wußte, daß die Schweizer nicht gleich zu einem andern Weinlande einen freyen Zugang hätten. Er sah nicht vorher, daß dieser hohe Zoll einer Prämie zum Weinbaue im Lande gleich war. Es gelung ihnen, und nun sind sie mit ihrem eigenen Weine versehen. Die Stadt Lyon, welche den Silberfaden in der größten Vollkommenheit macht, hatte ein Monopolium von diesem Artikel gegen Fremde so wohl, als Einheimische erlangt. Allein ein hoher Zoll auf die Ausführung derselben wird wahrscheinlicher Weise die Fremden ermuntern, ihren eigenen Silberfaden und Silberspitzen zu verbessern, und Frankreich wird beyde Monopolien durch eben die Mittel, wodurch es beyde erhalten wollte, wieder verlieren. Die Englischen Güter, welche die Spanier für den Amerikanischen Markt kaufen, bezahlen dem Könige in Spanien bey der Ausfuhre einen Zoll, der ihrem Werthe gleich ist. Diese unüberlegten Maßregeln öffnet dem Schleichhandel eine weite Thür, da man die Englischen Güter 50 pro Cent wohlfeiler von Jamaika hohlen kann. Der Spanische Gouverneur williget unter her Hand in diesen Schleichhandel, der gemeiniglich auf folgende Art getrieben wird. Der Gouverneur, dem man bey Zeiten Nachricht gibt, macht eine Verord-

nung bekannt, daß ein fremdes Schiff mit Englischen Gütern, wovon ein jeder Artikel angegeben wird, an der Küste sich befinde, und zu gleicher Zeit wird einem jeden bey schwerer Strafe verbothen, etwas zu kaufen. Diese öffentliche Verordnung, welche wirklich eine öffentliche Anzeige ist, hat die verlangte Wirkung. Es kommt jedermann an das Ufer, und kauft in vollkommener Ruhe.

Außer den schweren Abgaben ist der Handel mit den Fremden durch viele unbesonnene Verordnungen verdorben worden. Die Heringsfischerey, welche jetzt ein erstaunlicher Handelsartikel ist, wurde anfänglich von den Schottländern allein getrieben. Da sie aber alle Vortheile an sich rissen, so verbothen die königlichen Städte in Schottland unter der Regierung Jacobs des II. ihren Fischern, die Heringe zur See an Fremde zu verkaufen, und befahlen, daß man die Heringe zuerst ans Land bringen sollte, damit sie sich derselben zuerst bedienen könnten. So war die Polizey zu jener Zeit beschaffen. Aber man sehe nur die Folgen. Da die Niederländer, und die Leute in den Hanseestädten nicht mehr wie ehemahls kaufen konnten, so wurden sie selbst Fischer, und entzogen den Schottländern diesen nützlichen Handlungsartikel. Die Theer-Compagnie in Schweden, welche glaubte, daß die Engländer auf keine andere Weise mit Theer könnten versorgt werden, wollte ihnen kein Pech oder Theer nicht einmahl für bares Geld zukommen lassen, wenn sie nicht erlaubten, daß

es in Schwedischen Schiffen, und folglich nur so viel, als die Gesellschaft liefern wollte, in England eingeführt würde. Diese große Härte bewegte das Parlement, eine Prämie für das Pech und Theer zu geben, welches in unsern eigenen Colonien gemacht würde. Wir werden nun bald, wenn es nicht bereits geschehen ist, in diesem Stücke von Schweden ganz unabhängig seyn. Die Holländer, welche durch den einträglichen Handel Portugalls mit Ost-Indien ermuntert wurden, versuchten einen nordöstlichen Weg nach China; und da dieses Vorhaben fehl schlug, so errichteten sie einen Handel mit Lissabon wegen den Ostindischen Waaren. Portugall war damahls dem Könige von Spanien unterworfen, und die Holländer, ob sie gleich mit Spanien Krieg führten, zweifelten doch nicht, daß man sie in Portugall wohl aufnehmen würde, weil sie mit diesem Königreiche keine Ursache zum Streite hatten. Allein der König von Spanien, der nicht allein das Völkerrecht, sondern auch sein eigenes Interesse als König von Portugall aus den Augen setzte, ließ ohne alle Umstände die Holländischen Schiffe und ihre Ladungen in dem Hafen von Lissabon einziehen. Diese ungerechte und unüberlegte Behandlung reitzte die Holländer, einen Ostindischen Handel zu versuchen, woran sie wahrscheinlicher Weise sonst nicht würden gedacht haben, und sie waren darin so glücklich, daß sie die Portugiesen in allen Gegenden verdrangen. Auf diese Weise erhöhete der König von Spanien durch einen großen Fehler der Staatskunst seine Feinde, so,

daß sie ein mächtiger Seestaat wurden. Hätte er die Holländer ermuntert, mit Lissabon zu handeln, so würden andere Nationen sich ebenfalls zu diesem großen Markte begeben haben. Portugall würde dadurch zu einer solchen Höhe einer Seemacht gestiegen seyn, daß es sich vor keinem Nebenbuhler hätte fürchten dürfen. Die Holländer würden eben so wenig als andere Nationen daran gedacht haben, ihnen den Vorzug streitig zu machen.

Wir gehen nunmehr zu den fremden Waaren, und den Maßregeln fort, welche man zur Einrichtung ihrer Einfuhre nach verschiedenen Absichten fest gesetzt hat. Eine Absicht ist, eine wetteifernde Macht, so viel möglich, zu unterdrücken, und in dieser Absicht ist es klug, die Einfuhre aus einem Lande zu verbiethen, und sie aus einem andern zu unterstützen. Die Brittische gesetzgebende Macht handelt deßwegen sehr vernünftig, daß sie die Französischen Weine mit einem höhern Zolle als die Portugiesischen belegt; und in Frankreich würde es eine schickliche Maßregel seyn, wenn man das Hollsteinische oder Russische Rindfleisch dem Irrländischen vorzöge, und den Tobak aus der Ukraine, oder der Pfalz anstatt des Virginischen kommen ließe. Allein solche Maßregeln der Regierung müssen aus Furcht einer Wiedervergeltung nur sparsam gebraucht werden.

Es ist keine dringendere Ursache zur Einrichtung der Einfuhre, als eine nachtheilige Bilanz. Da

man die Französischen Güter zollfrey einführen ließ, so fand man, daß die Bilanz wider England jährlich eine Million Pf. Sterling waren. Im Jahre 1678 wurde diese Einfuhr eingerichtet; welche nebst einem Verbothe, die Ostindischen Manufacturen zu tragen, in zwanzig Jahren den Handelsbilanz zum Vortheile für England brachte.

Die meisten Brittischen Einrichtungen in Absicht auf die eingeführten Güter sind zur Beförderung unserer eigenen Fabriken, oder der Manufacturen unserer Colonien gemacht. Ein gewisses Gesetz *) enthält ein großes Verzeichniß von solchen Waaren; welches deutlich zeiget, daß die Engländer schon sehr frühzeitig auf die Beförderung ihrer eigenen Fabriken bedacht gewesen sind. Es ist allerdings zur Ermunterung einer neuen Fabrik im Lande sehr schicklich, daß man einen Zoll auf die eingeführten Waren einer ähnlichen Fabrike leget. Man hat zur Beförderung der Kunst die Seide zu drehen, den Zoll auf die eingeführte rohe Seide vermindert, und den Zoll auf die eingeführte gedrehete Seide erhöhet. Allein man muß eine solche Maßregel mit großer Behutsamkeit ergreifen, damit sie nicht wider uns selbst wirke. Die Schweden, welche auf die Einrichtung ihrer eigenen Fabriken bedacht sind, verbothen vor einigen Jahren ohne gehöriger Zubereitung die fremden Manufacturen auf einmahl. Es erfolgte

*) 3° Eduard IV. c. 4.

der Schleichhandel, indem die Leute einführen mußten, was sie nicht zu Hause finden konnten; und die inländischen Manufacturen wurden nicht unterstützet. Allein die Folgen waren noch härter. Die fremden Manufacturen wurden ehemahls mit ihrem Kupfer, Eisen, Zimmerholz, Pech, Theer u. dgl. erkauft: aber nunmehr gehen die Fremden, da sie die Waaren mit barem Gelde bezahlen sollen, nach Rußland und Norwegen, wo sie die Waaren von eben dieser Art gegen Tausch bekommen können. Die Schwedische Regierung, die ihren Irrthum eingesehen hat, läßt gegenwärtig verschiedene fremde Manufacturen, wie ehemahls, wieder einführen. Allein es ist jetzt zu spät; denn der Handel ist schon in einem andern Canal; und die Schwedischen Kupfer- und Eisenwerke sind gegenwärtig nicht mehr so blühend, wie sie ehemahls waren. Im Jahre 1768 gab der Spanische Hof eine Verordnung, worin die Einfuhre der gedruckten Leinwand und des Kattuns verbothen wurde; dieses sollte zur Beförderung einer Kattundruckerey dienen, die man in Catalonien und Arragonien errichten wollte. Das Spanische Ministerium ist in seinen Handelseinrichtungen sehr unglücklich gewesen. Es ist leicht voraus zu sehen, daß ein solches Verboth nichts anders, als die Erhöhung des Preises bey den Spanischen Unterthanen, bewirken wird; denn man wird die verbothenen Güter heimlich einführen, und dadurch die vorhabende Fabrik, so viel als möglich, zu schwächen suchen. Es würde eine kluge Maßregel gewesen seyn, wenn man auf die ein-

geführten gedruckten Kattune und Leinwanden einen so geringen Zoll geleget hätte, daß der Schleichhandel nicht ermuntert worden wäre, und wenn man diesen Zoll zur Unterstützung der neuen Fabrik angewendet hätte. Eine fremde Manufactur muß niemahls eher ganz verbothen werden, als bis die inländische einen solchen Vorrath hat, daß sie die Bedürfnisse der Landeseinwohner beynahe befriedigen kann. Zur Zeit, da man in den politischen Grundsätzen noch sehr unwissend war, wurde gemeiniglich eine neue Fabrik durch ein ausschliessendes Privilegium auf eine gewisse Anzahl von Jahren unterstützet. Auf diese Weise erhielten einige Privat-Gesellschaften in Schottland ein ausschliessendes Privilegium *) zur Ausführung der wollenen und leinenen Manufacturen. Ein solches Monopolium ist für eine Nation, und oft auch für die Manufactur selbst, sehr verderblich **). Ich kenne kein Monopolium, welches nach einer gesunden Politik kann gerechtfertiget werden, als dasjenige, welches den Verfassern von Büchern durch eine Acte der Königinn Anna auf vierzehen Jahre gegeben worden ***). Die Be-

*) Act. 24. parl. 1661.

**) S. Elémens de Commerce Tom. I. p. 334.

***) Diese Acte ist nicht allein zum Vortheile der Schriftsteller, sondern auch zum Besten der Gelehrsamkeit überhaupt mit vielem Verstande abgefaßt. Sie ermuntert die Männer von Genie zu schreiben, und vermehret die Bücher zum Unterricht und Belustigung, welche durch den Beytritt vieler Verleger nach Verkauf des Monopo-

freyung vom Zolle, die Prämien für die besten Arbeiter, und ein Prämium auf die Ausfuhre, nebst einem Zolle auf die eingeführten Güter von eben der Art, und endlich ein völliges Verboth, sind die schicklichsten Mittel zur Unterstützung einer neuen Fabrik.

---

liums, auf die wohlfeilste Weise verkauft werden. Viele wohlgesinnte Personen klagen, daß das ausschliessende Privilegium, welches durch diese Acte den Verfassern gegeben wird, zu kurz sey, und daß es beständig dauern solle. Ja man behauptet, daß die Verfasser nach dem gemeinen Gesetze ein beständiges Privilegium haben; und es wurde vor Kurzem in dem Gerichtshofe der königlichen Bank entschieden, daß ein solches Privilegium nach dem gemeinen Gesetze von England beständig sey. Es geschieht nichts häufiger, als daß man durch Ergreifung des Schattens die Sache selbst verliert; denn ich behaupte ohne Bedenken, daß ein beständiges Monopolium der Bücher für die Gelehrsamkeit und für die Verfasser selbst verderblicher seyn würde, als ein zweyter Einbruch der Gothen und Vandalen. Es ist der Natur eines Monopoliums gemäß, den Preis der Waaren zu erhöhen, und durch ein beständiges Monopolium bey dem Buchhandel würde der Preis der Bücher so hoch steigen, daß sie die meisten Leser nicht anschaffen könnten; sie würden als ein Gemählde von großen Meistern verkauft werden. Die Werke des Shakespears und Miltons z. B. würden in sehr wenige Bibliotheken kommen. Kurz, der Verkauf guter Bücher würde auf einige wenige gelehrte Männer, die Geld genug haben, und auf einige reiche Leute, die aus Eitelkeit kaufen, eingeschränkt seyn. Die Moden sind zu gleicher Zeit sehr veränderlich;

Die Einführung der rohen Materialien muß in einem jeden Lande, wo Fabriken sind, erleichtert werden, und man muß nur einen mäßigen Zoll gestatten, um dadurch unsere eigenen rohen Materialien von eben der Art in Aufnahme zu bringen. Nach einem Französischen Edicte vom Jahre 1654 bezahlt das eingeführte Bauholz zur Beförderung des Schiffbaues keinen Zoll; allein vielleicht würde ein mäßiger Zoll eine bessere Maßregel gewesen seyn, um dadurch solches Zimmerholz auf Französischem Grund und Boden zu erlangen. Diesem zu Folge bezahlet

---

und auch die prächtigsten Bücher werden bey den Reichen aus der Mode kommen, und als alte Meubeln verachtet werden. Und was die Leute von Geschmack anbetrifft, so ist ihre Anzahl so geringe, daß sie auch nicht einmahl die wohlfeilste Ausgabe befördern können. Auf diese Weise würden die Buchhändler, indem sie zu viel übernähmen, ihren Handel überhaupt aufgeben müssen, und Leute von Genie würden nicht schreiben, wenn man ihnen für ihre Werke keinen Preis verschaffen könnte. Über dieses werden unsere jetzigen Schriftsteller und Buchhändler bey einem solchen Monopolium nicht viel gewinnen. Nicht viele Bücher sind vierzehn Jahre gangbar; und das Glück eines Buchs ist bey der ersten Ausgabe so ungewiß, daß ein Buchhändler wenig mehr für eine beständige Dauer, als für ein auf gewisse Zeit gesetztes Privilegium geben wird. Dieses sahen die Gesetzgeber voraus, und deßwegen wurde das Privilegium weislich auf vierzehn Jahre eingeschränkt; eine Zeit, die so wohl dem Publikum als den Schriftstellern zum Vortheile gereicht.

das Zimmerholz in Brittanien, welches aus allen Gegenden von Europa, außer Irrland, kommt, nur einen mäßigen Zoll; und das eingeführte Eichenholz bezahlet keinen Zoll, um dadurch die Fortpflanzung der Eichen im Lande zu befördern. Die Einführung des magern Viehes aus Irrland, welches in der That nichts anderes, als eine rohe Materie ist, wird nach einem Gesetze von Carl dem II. für einen öffentlichen Schaden erkläret. Was für ein grober Irrthum! Ist es nicht augenscheinlich, daß es mehrern Nutzen bringt, das Vieh zu füttern, als zu erzeugen? Der vornehmste Beförderer dieses merkwürdigen Gesetzes war Sir John Knight, der wegen einer übermüthigen Rede wider die Naturalisation der Protestanten unter der Regierung Königs William, und wegen seines Vorschlages, die bereits wohnhaften Protestanten aus dem Königreiche zu stoßen, sehr berüchtigt ist. Die Erfahrung hat den Nutzen von der Einführung des magern Viehes in England deutlich gewiesen; welches die große Anzahl, die jährlich aus Schottland eingeführt wird, bezeugen kann. Die Diamanten, Perlen und Juwelen von aller Art bezahlten ehemahls bey ihrer Einführung einen Zoll von 10 pro Cent nach Maßgabe des Werths; allein dieser Zoll wurde durch eine Acte aufgehoben, wobey man folgenden Eingang brauchte: „daß London nunmehr ein großer Markt für Diamanten und andere Edelgesteine geworden sey, und die meisten fremden Länder dieselben daher bekommen; daß sehr viele rohe Diamanten hierher geschicket werden, um geschnitten und

polirt zu werden; und daß eine freye Einfuhre den Handel vermehren werde."

Ich bemerke ungern, daß verschiedene von unsern Zöllen auf die Einfuhre der vorher gehenden Regel gar nicht gemäß sind; indem viele rohen Materialien, die wir zu unseren Manufacturen brauchen, mit einer Abgabe auf die Einfuhre, und einige mit einem schweren Zolle belegt sind. Das Mauerkraut ist eine rohe Materie, die in der Glasfabrik gebraucht wird: die Ausfuhre davon aus Spanien ist mit einem sehr hohen Zolle belegt, und wir erhöhen den Preis desselben noch mehr, indem wir einen andern Zoll auf die Einfuhre hinzu setzen; ohne daß wir einen Vorwand haben, eines von unseren eigenen rohen Materialien in Aufnahme zu bringen, weil dieses Kraut auf unserer Insel nicht wächst. Das Haar ist eine rohe Materie, die in verschiedenen Fabriken gebraucht wird; und doch bezahlet eine jede Art desselben, als Menschenhaar, Pferdehaar, Ziegenhaar u. s. f. einen Zoll bey der Einfuhre; wodurch folglich der Preis unseres eigenen Haares und des eingeführten erhöhet wird. Dieser Zoll hat auch eben so wenig als der vorher gehende den Vorwand einer Beförderung unseres eigenen Productes; weil gewiß deßwegen nicht ein Kind, oder Füllen, oder Ziege mehr wird erzeuget werden. Eben dieser Einwurf gilt auch wider den Zoll auf das fremde Meergrassalz, der sehr hoch ist. Das verdorbene Olivenöhl, welches sich zur Seife und Wollen-Manufacturen schicket, bezahlet bey der Einfuhre einen hohen Zoll; wäre es

zollfrey, so könnten wir uns Castilischer Seife von unserer eigenen Fabrik bedienen; und unsere Colonien, die zum Theile durch die Franzosen damit versorget werden, könnten sie ebenfalls von uns bekommen. Ein jedes von den folgenden rohen Materialien muß nach einer gesunden Politik bey der Einfuhre zollfrey seyn, und doch sind sie mit einem Zolle, und einige davon mit einem hohen Zolle beleget; als Potasche, Elephantenzähne, rohe Seide aus Ostindien, Lampenruß, Borsten und Rindshörner. Die rohen Häute bezahlen bey der Einfuhre einen Zoll, und die Französischen Bocksfelle sind vor andern mit einem hohen Zolle beehret. Es zeiget aber mehr mürrisches Wesen als Klugheit an, daß wir lieber einen großen Vortheil entbehren, als einen kleinen Nutzen einer wetteifernden Nation gewähren wollen.

Der Kaffe, der aus den Plantagen unserer Colonien eingeführet wird, ist zollfrey, da der andere Kaffe sechs Pence auf das Pfund bezahlet. Der schwere Zoll auf das eingeführte Fischbein und den Fischtrahn, der zur Ermunterung unseres eigenen Wallfischfangs aufgeleget wurde, ist jetzt bey der Einfuhre aus unseren Amerikanischen Colonien wieder aufgehoben worden.*) Dieß kann unserm eigenen Wallfischfange ein Ende machen; aber es wird die Amerikaner in den Stand setzen, mit den Holländern zu wettei-

*) 4° Georg. III. cap. 29.

fern; und wer weiß, ob sie nicht endlich den Vorzug behalten? Man gibt zur Ermunterung des Hanf- und Flachsbaues in Amerika eine Prämie für dasjenige, was davon in Brittanien eingeführet wird. Man sollte denken, daß unsere Gesetzgeber die Colonien in den Stand setzen wollten, mit uns in einer Haupt-Manufactur zu wetteifern, welches ganz wider das Grundgesetz bey Anlegung einer Colonie ist. Allein wir sahen nicht so weit; wir sahen nur einen Nutzen für Brittanien voraus, wenn wir lieber aus unseren Colonien als aus Rußland und den Niederlanden uns mit Hanf und Flachs versehen könnten. Allein war es nicht leicht einzusehen, daß eine Prämie zur Ermunterung unsers einheimischen Hanf- und Flachsbaues viel besser seyn würde, als den Hanfbau in Amerika zu befördern, wo der Preis der Arbeit außerordentlich hoch ist, und die Fracht so viel kostet *)?

---

*) Zwischen dem Vaterlande und den Colonien muß folgende Regel unverletzlich seyn, daß in Ansehung der nöthigen Waaren ein jedes von ihnen das andere allen andern Nationen vorziehen soll. Brittanien sollte von seinen Colonien alles nehmen, was sie zu seinem Gebrauche liefern können, und sie sollten dagegen alles wieder von Brittanien nehmen, was es zu ihrem Gebrauche liefern kann. Es ist aber eine wahre Unterdrückung, wenn man eine Colonie verhindert, wegen solchen Waaren zu der Hauptquelle zu gehen, die ihnen das Vaterland nur aus der zweyten Hand liefern kann; man erniedriget dadurch

Die Ermunterung, welche man der fremden Leinwand gibt, indem man den Zoll auf die Einfuhre davon abnimmt, ist eine Maßregel, welche Brittanien gar sehr angeht; und wir werden nach Festsetzung einiger vorläufigen Bemerkungen genau untersuchen, in wie fern es für uns zuträglich sey. Die erste Bemerkung ist, daß,

---

die Colonisten so sehr, daß sie aus freyen Leuten Sclaven werden. Was für ein Recht hat Brittanien z. B. seinen Colonien zu verbiethen, daß sie den Thee oder das Porzellan nicht aus Canton hohlen sollen, wenn sie es dort wohlfeiler als in London bekommen können? Es kann keine Verbindung zwischen zwey Nationen so genau seyn, daß man einen solchen Zwang zu einer gerechten Handlung machet. Jedoch unsere gesetzgebende Macht hat gegen ihre Amerikanischen Colonien wie eine Stiefmutter gehandelt, indem sie ihnen verbothen hat, keinen andern Handel als mit Brittanien zu treiben. Sie müssen zuerst alle ihre Waaren, und sogar diejenigen, welche hier nicht sollen verkauft werden, zuerst nach Brittanien bringen; und sie müssen dagegen von Brittanien nicht allein seine eigenen Producte, sondern auch alle fremden Waaren, die sie brauchen, kommen lassen. Diese Einrichtung ist nicht allein unbillig, sondern auch unüberlegt; da das Interesse der Colonien überhaupt den Vortheilen einiger Londoner Kaufleute aufgeopfert wird. Unsere Gesetzgeber haben endlich in so fern ihre Augen darauf gerichtet, daß sie ihnen zum Theil eine Erleichterung verschafft haben. Sie dürfen nunmehr einige Artikel geradesweges an den Ort ihrer Bestimmung abschicken, ohne sie vorher nach Brittanien zu bringen, als Weitzen, Reiß u. s. w.

da der Preis unserer eigenen Waaren niemahls über den Preis der fremden Waaren steigen kann, die hier verkauft werden, der Preis der eingeführten Leinwand den Preis der einheimischen bestimmen muß. Die nächste Bemerkung ist, daß, obgleich der Zoll auf die Einfuhre von dem Kaufmanne in dem ersten Falle bezahlet wird, er sich davon befreyet, indem er den Preis bey dem Käufer erhöhet; wodurch in der Folge der Preis eben dieser einheimischen Güter erhöhet wird; und daher ist ein Zoll auf die Einfuhre in der That eine Prämie für unsere eigenen Manufacturen. Eine dritte Bemerkung ist, daß der Preis unserer Leinwand zwischen dem Spinner und Weber so muß getheilet werden, daß beyde Brot dabey bekommen. Ist das Garn zu hoch im Preise, so geht der Weber zu Grunde; und ist es im Preise zu niedrig, so verdirbt der Spinner. Dieses wurde nicht geachtet, da man zur Unterstützung unserer Spinner einen Zoll von drey Pence auf jedes Pfund des eingeführten Garns legte; welches so viel wirkte, daß der Preis unseres eigenen Garns höher stieg, als der Weber geben konnte. So bald als man dieses Geheimniß einsah, so wurde der Zoll anfänglich auf zwey Pence, hernach auf einen Penny herunter gesetzt; unsere Spinner hatten noch dabey ein erträgliches Brot, und unsere Weber wurden nicht durch die Bezahlung eines zu hohen Preises für das Garn unterdrückt.

Einige patriotische Herren, welche mehr Eifer als Einsicht hatten, und sahen, daß die Lein-

wand-Fabriken durch die verschiedenen Erniedrigungen des Zolles einigen Vortheil hatten, machten in der Übereilung den Schluß, daß die Leinwand-Fabrik durch eine gänzliche Abschaffung des Zolles einen noch größern Nutzen haben würde. Diesem zu Folge wurde sogar der Zoll von einem Penny *) aufgehoben, und das Garn durfte nunmehr zollfrey eingeführet werden; welches, wenn die Sachen so geblieben wären, uns nicht einen einzigen Spinner mehr würde übrig gelassen haben; weil dadurch der Preis unseres Garns so sehr gefallen wäre, daß sich der Spinner kein Brot hätte verschaffen können. Es war ein Glück für unsere Leinwand-Fabrik, daß der Deutsche Krieg, welcher bald darauf folgte, alle ihre Manufacturen, und besonders das Spinnen unterbrach; dieses war eine günstige Gelegenheit, daß sich die Kunst zu spinnen weit ausbreitete, und unsere Spinner immer geschickter wurden. Und doch ist es jetzt, da der Krieg zu Ende ist, noch gar nicht gewiß, daß wir unser Garn so wohlfeil als das eingeführte Schlesische Garn liefern können. Wir haben einen guten Grund zu behaupten, daß die Englischen Spinner durch dieses Gesetz gelitten haben. Man sieht aus den Büchern vieler Parochien, daß bald nach dem Gesetze eine große Anzahl von Weibern, die vom Spinnen gelebt hatten, den Parochien zur Last wurden. So viel ist gewiß, daß, da das Spinnen eine Beschäftigung der Weibspersonen ist, die man sonst auf keine andere Weise nützlich brau-

*) 29° Georg. II.

chen kann, und da das Spinnen mehr Hände als das Weben erfordert, das erstere ein weit schätzbarerer Zweig von Manufacturen ist. Es sollte daher das besondere Augenmerk unserer Gesetzgeber seyn, diesen Zweig nicht durch unüberlegate Einrichtungen zu verderben. Und doch scheint es, daß man wenig Aufmerksamkeit auf das öffentliche Interesse gewandt habe, da man die erwähnte Acte gegeben hat. Warum erkundigte man sich nicht vorher, ob die vorhabende Erniedrigung des Garnpreises dem Brittischen Spinner auch Brot übrig lassen würde? der Erfolg dieser Untersuchung würde gewiß für die vorhabende Acte nicht günstig gewesen seyn; denn man würde deutlich gesehen haben, daß die Schottische Spinnerinn eben so wenig als die Englische bey ihrer Arbeit Brot haben könnte. Außerdem hätten die Gesetzgeber auch noch bedenken sollen, daß sich das Flachsspinnen unter allen Beschäftigungen am besten für Weibspersonen von einer gewissen Classe schickt, die in kleinen Händen eingeschränkt sind; daß ein Flachsrad weniger Raum erfordert als ein Wollrad; und daß die Härte den Brittischen Flachs vorzüglich zu Segeltuch, Zelttuch und Bettzeug brauchbar machet. Die Brittische Spinnerinn hätte bey einem Brittischen Gesetze den Vorzug erwarten können, wenn es nur bey der Einfuhre ein halber Penny auf das Pfund gewesen wäre.

Über dieses, warum sollten wir denn in unsern Handels-Einrichtungen nicht einig werden, da die weisesten Köpfe der Nation damit beschäfti-

get sind? der rohe Flachs wird zollfrey eingeführet, aber der gehechelte Flachs bezahlet einen hohen Zoll; und man hält beydes zur Beförderung unserer Manufacturen für zuträglich. Hier sieht man, wie wenig dieses mit einander bestehen kann; denn obgleich der gehechelte Flachs um der gegebenen Ursache willen einen hohen Zoll bezahlet, so ist er doch, so bald er durch eine hinzu gesetzte Arbeit in Garn verwandelt wird, ganz zollfrey. Wie abgeschmackt ist dieses! Ferner ist das fremde Garn nicht allein zollfrey gemacht, sondern es bekommt sogar eine Prämie, wenn es in Leinwand verwandelt und in unsere Plantagen ausgeführet wird. Haben wir denn nicht Ursache zu befürchten, daß eine solche Nachsicht gegen das fremde Garn uns des fremden rohen Flachses berauben werde? der Unterschied der Schwere und der Fracht wird die Deutschen dahin bringen, daß sie uns nichts als ihr Garn schicken, und eben so werden unsere Einführer auch nur diese Waare verschreiben.

Die eingeführten Güter, die einen Zoll bezahlen, sind gemeiniglich von der besten Art; weil der Zoll bey diesen weniger beträgt, als bey geringern Waaren. Die besten Französischen Weine werden in Brittanien eingeführet, wo der Zoll höher als in jedem anderen Lande ist. Und eben deßwegen wurde auch das beste Garn eingeführet, so lange noch der Zoll darauf lag; aber jetzt wird das Deutsche Garn in verschiedene Arten abgetheilet, wovon das schlechteste für den Englischen Markt aufbehalten wird.

Nun folgen zunächst die Einrichtungen wegen der Ausfuhre der ehemals eingeführten Waaren. Die Methode, welche man dabey zur Beförderung einer solchen Ausfuhre mit gutem Erfolge beobachtet, besteht darin, daß man dem Kaufmanne das Ganze oder einen Theil des bey der Einfuhre bezahlten Zolles wieder gibt; welches ein Rückzoll genannt wird. Dieses geschieht insbesondere bey dem Tobak, den man deßwegen den Fremden um zwey Pence auf das Pfund wohlfeiler geben kann, wenn der Preis im Lande acht Pence ist. Allein durch ein Versehen in der Parlementsacte wird nur ein Rückzoll für den rohen Tobak gegeben; welches die Ausfuhre des Schnupftobaks oder fabricirten Tobaks verhindert, den die Fremden um 35 pro Cent wohlfeiler als wir verkaufen können. Da der Tobak ein Artikel des Luxus ist, so hielten unsere Gesetzgeber dafür, daß man einen schwerern Zoll auf dasjenige legen müsse, was im Lande verzehret wird, als was man ausführet. Aus eben diesem Grunde wird der Zoll, den man bey der Einfuhre des Kaffe und Cacao aus unseren Amerikanischen Plantagen bezahlet, bey der Ausfuhre gänzlich wieder abgenommen *). Das Chinesische Porzellan, welches von uns keine Ermunterung verdienet, und ebenfalls ein Artikel des Luxus ist, bekommt keinen Rückzoll, und wenn es auch nach Amerika ausgeführet wird **). Der Ausführer des Reißes

*) 7° George III. cap. 46.

**) 7° George III. cap. 46.

aus Brittanien, welcher zuerst aus Amerika eingeführet worden, bekommt nur den halben Zoll zurück, den er bey der Einfuhre bezahlt hat, der eingeführte zollfreye Reiß möchte sonst mit unserm Weitzen wetteifern. Aber man sollte bey der Ausfuhre den ganzen Zoll zurück geben; und man sollte ihn unsern Nachbarn zu dem niedrigsten Preise liefern, theils um mit ihrer Weitzenärndte zu wetteifern, und theils auch um unsere Reißplantagen zu befördern.

Der Tobak ist ein Artikel des Luxus: und es ist deßwegen wohl verordnet, daß er uns mehr kostet, als den Fremden. Allein eine jede weise Regierung wird die entgegen gesetzte Seite bey den Artikeln nehmen, die unsere Manufacturen betreffen. Das Quecksilber zahlet bey der Einfuhre einen Zoll von 8 Pence auf das Pfund; wovon 7 Pence bey der Ausfuhre wieder zurück gegeben werden. Die Absicht des Zolls war, den Handel mit dem Quecksilber zu befördern; aber man bemerkte nicht, daß es ein grober Fehler in der Handels-Politik ist, daß man das Quecksilber den fremden Fabrikanten wohlfeiler als unsern eigenen liefert. Ferner, wenn das Quecksilber zum Zinnober oder einem Sublimat gemacht wird, so wird kein Rückzoll gegeben; welches in der That die Ausfuhre davon verhindert: wir sollten uns einer solchen Ungereimtheit schämen. Unter der Regierung der Königinn Elisabeth war den Färbern verbothen, das Färbholz zu brauchen, welches öffentlich verbrannt wurde. Da aber die Englischen Färber die Kunst erlangten, die aus

Färbeholz zubereiteten Farben stehend zu machen, so wurde die Einfuhre davon erlaubt *), indem eine jede Tonne bey der Einfuhre Pf. 5. bezahlte, wovon bey der Ausfuhre Pf. 4. zurück gegeben wurden. Dieses Gesetz, welches in den Zeiten der Unwissenheit gemacht war, sollte zur Beförderung des Handels mit dem Färbeholz dienen; und es hatte auch diese Wirkung; aber man übersah dabey den Fehler, daß man unsere eigenen Manufacturen schwächte, wenn man das Färbeholz unsern Nebenbuhlern überließe. Beyde Artikel wurden auf einen bessern Fuß gesetzt **), und der Handel mit dem Färbeholze mehr befördert, da man es zollfrey einführen ließ, und unseren eigenen Manufacturen dadurch einen Vortheil verschaffte, daß man einen Zoll von Schl. 40. auf jeden ausgeführten Zentner legte. Endlich ist der Zoll zu noch mehrerer Beförderung des Handels mit Färbeholz bey der Ausfuhre ganz aufgehoben worden ***). Dieses wird die vermeinte Wirkung haben. Aber wird nicht dieser Vortheil durch die Ermunterung, welche man dadurch den fremden Manufacturen gibt, noch weit mehr vermindert werden? wir haben durch den letzteren Frieden das Monopolium von dem Gummi Senegal erhalten; und man hat auch wirklich dienliche Maßregeln ergriffen, den besten

*) Act. 13 und 14. Carl. II. cap. 11. §. 26. 27.

**) Act. 8° George I. cap. 14.

***) 7° George III. cap. 47.

Gebrauch davon zu machen: die Ausfuhre aus Afrika ist auf Groß-Brittanien eingeschränkt; und der Zoll auf die Einfuhre ist nur 8 Pence vom Zentner; aber der Zoll auf die Ausfuhre aus Brittanien ist 30 Schillinge vom Zentner *); welches nebst der Fracht, Commission und Asseeuranz verursachet, daß es den Fremden theuer zu stehen kommt. Ehemahls bezahlte ein jedes Biberfell bey der Einfuhre 7 Pence an Zolle; und der Ausführer bekam einen Rückzoll von 4 Pence: nicht anders als ob die Gesetzgeber den Vorsatz gehabt hätten, daß unsere eigenen Leute für diese nützliche Waare mehr als die Fremden bezahlen sollten. Da wir aber durch den letztern Frieden das Monopolium mit den Biberfellen bekommen haben, so ist diese abgeschmackte Einrichtung geändert worden: man hat einen Penny Zoll auf jedes Fell bey der Einfuhre gelegt **). Auf diese Weise sind hier die Biberfelle wohlfeiler, als in einem jeden andern Lande in Europa. Eine ähnliche Einrichtung ist auch bey dem Arabischen Gummi getroffen worden. Ein Zentner bezahlt bey der Einfuhre 6 Pence, und bey der Ausfuhre ein jedes Pfund 10 Schillinge ***). Da die vorhergehenden Artikeln in verschiedenen Fabriken gebraucht werden, so wird wahrscheinlicher Weise

---

*) 5° George III. c. 37.

**) 4° George III. cap. 9.

***) 5° George III. cap. 37.

ihr wohlfeiler Kauf in Brittanien durch diese Einrichtung den hohen Prei der Arbeit so übersteigen, daß wir den fremden Verkauf davon behalten.

Jacob der I. in England ließ eine Verordnung ausgehen, worin die Ausfuhre des Goldes und Silbers sowohl in Münze oder Geschirre, als auch in Goldschmidtsarbeit oder in Stangen verbothen wurde. Allein dieß war auch ohne Rücksicht auf den unerlaubten Schritt eines Englischen Königs, der sich die gesetzgebende Macht anmaßte, eine deutliche Ungereimheit, die verarbeiteten Waaren von der Ausfuhre auszuschliessen. Das Gold und Silber, es mag gemünzt oder ungemünzt seyn, dürfen noch heutiges Tages aus Frankreich nicht ausgeführt werden; ein sehr abgeschmacktes Verboth, indem ein Kaufmann niemahls gern Gold und Silber ausführen wird; wenn aber die Bilanz wider ihn ist, so ist auch die Ausführung unvermeidlich. Die einzige Wirkung des Verbothes ist diese, daß es die Schulden des Kaufmanns vermehret; denn er muß seine Zuflucht zu einem Schleichhändler nehmen, den er zur Unternehmung der Ausfuhre mit vielem Gelde bestechen muß.

Ein Französischer Schriftsteller bemerket, daß die Handelseinrichtungen in keinem Lande besser als in Brittanien sind; und er führet davon folgende besondere Stücke an. 1) Fremde Waaren, die mit ihren eigenen wetteifern können, sind verbothen, oder mit schweren Abgaben beleget.

2) Ihre Manufacturen werden durch eine freye Ausfuhre in Aufnahme gebracht. 3) Die rohen Materialien, welche man im Lande nicht erzeugen kann, als Concheniille, Indigo u. s. w. werden zollfrey eingeführet. 4) Die rohen Materialien, die sie selbst erzeugen, als Wolle, Walkererde u. s. w. dürfen nicht ausgeführet werden. 5) Eine jede Waare hat ohne Zoll einen freyen Lauf durch das Königreich. Und endlich die bey der Einfuhre bezahlten Zölle werden bey der Ausfuhre wieder bezahlet. Diese Anmerkung ist meistenTheils wohl gegründet: und doch erlauben die oben angeführten Beyspiele nicht zu sagen, daß die Englischen Handelsgesetze gegenwärtig zur Vollkommenheit gelanget wären.

Da ich nunmehr die verschiedenen Artikel, welche zu diesem Versuche gehören, untersuchet habe, so werde ich jetzt noch mit einigen allgemeinen Betrachtungen beschliessen. Die Verwaltung der Finanzen ist ein sehr wichtiges Stück der Regierung; und nicht weniger bedenklich, als wichtig. Die Taxen können so eingerichtet werden, daß sie die Wohlfahrt eines Staats in einem hohen Grade befördern; und auch ohne viele Mühe großen Schaden thun können. Die letztern, welche den Fürsten verhaßt, und das Volk elend machen, rotten in der That den Patriotismus aus. Es ist keine andere Ursache fruchtbarer an Empörungen, und keine andere Ursache bringt ein Land dahin, daß es einem Feinde ein leichterer Raub wäre. Die Mahomedaner hatten ihre Überwindung des Griechischen Reichs

vornehmlich dieser Ursache zu danken. Die Leute waren froh, ihren Herrn zu verändern, weil sie anstatt der vielfältigen, verwirrten und drückenden Abgaben bloß einem Tribute unterworfen waren, der leicht eingesammelt und leicht bezahlet wurde. Hätten die Römer die Kunst der unterdrückenden Taxen gekannt, da sie wider die Karthaginienser die größte Treulosigkeit und Grausamkeit ausübten, daß sie ihre Stadt verlassen mußten; so würden sie wahrscheinlicher Weise die sanftere Methode erwählet haben, auf die Aus- und Einfuhre hohe Zölle zu legen, die ihren Geitz befriediget, und zu gleicher Zeit Karthago ausgesogen und an den Bettelstab gebracht hätten.

Allein solche Taxen erfordern nicht die Hülfe der äußerlichen Macht, um eine Nation zu unterdrücken: sie allein werden dieselbe zu der verächtlichsten Schwäche bringen. Nach der Vereinigung der verschiedenen Spanischen Königreiche unter einem Monarchen hatte man Ursache zu erwarten, daß sie sich eben so, wie die Römer, zeigen würden, da der Friede unter dem August wieder hergestellet war. Spanien war damahls das mächtigste Königreich in Europa, oder vielleicht in der ganzen Welt; und doch wurde es, anstatt bey diesem vortheilhaften Zustande zu blühen, durch schädliche Taxen zur Armuth und Entvölkerung herunter gebracht. Die politische Geschichte dieses Königreichs in Absicht auf seine Finanzen kann zur Erinnerung dienen, daß Könige und ihre Minister den verderblichen

Felsen, an welchen Spanien gescheitert, fliehen mögen. Die Gerichtshöfe von Spanien hatten ehemahls eine eben so ausgebreitete Macht, als ein Englisches Parlement jemahls gehabt hat; allein zur Zeit der Vereinigung wurde ihre Macht nur ein Schatten, und der König nebst seinen Ministern regierte ganz unumschränkt. Brittanien kann wegen seines Parlements gegen die Vorsehung nicht zu dankbar seyn. Man kann aus der Geschichte einer jeden neuern Europäischen Nation einen lehrreichen Unterricht ziehen, daß die drey Stände, oder nach unserer Sprache ein Parlement, das einzige schickliche Hinderniß wider die Unwissenheit und Raubbegierde der Minister sind. Die Fruchtbarkeit des Spanischen Bodens ist bekannt. Es würde ungeachtet der häufigen Dürre, der es unterworfen ist, bey einer fleißigen Bearbeitung sehr viel hervor bringen; und in der That lieferte es auch zur Zeit der Römischen Herrschaft Getreide genug für seine zahlreichen Einwohner, nebst einem großen Überschusse, der jährlich nach Italien ausgeführt wurde. Die Arabischen Schriftsteller versichern, daß Spanien während der Mohrischen Herrschaft sehr volkreich gewesen sey. Ein Schriftsteller dieser Nation, der im zehenten Jahrhunderte schrieb, berichtet, daß zu seiner Zeit in Spanien achtzig Hauptstädte, dreyhundert Städte vom zweyten und dritten Range, nebst so vielen Dörfern gewesen, daß man nicht habe eine Meile gehen können, ohne eines oder mehrere davon anzutreffen. Er rechnet in Corduba allein, als der Hauptstadt des Mohrischen Reichs, 200000

Häuser *), 600 Moscheen, und 900 öffentliche Bäder. In dem eilften Jahrhunderte erwähnet ein anderer Schriftsteller nicht weniger als 12000 Dörfer in der Ebene von Sevillien. Der Ackerbau muß damahls in der größten Vollkommenheit gewesen seyn, da Spanien eine so große Menge ernähren konnte. Es wird nicht berichtet, wie weit sich ihr innerer Handel erstrecket habe; aber alle Schriffsteller behaupten, daß ihr fremder Handel unermeßlich gewesen sey. Sie führten, außer vielen Artikeln vom geringerm Werthe, rohe Seide, Öhl, Zucker, eine Art von Concheniße, Quecksilber, rohes unverarbeitetes Eisen, Manufacturen von Seide, Wolle, u. s. w. aus. Die jährlichen Einkünfte des Abdoulrahman des III., eines Spanischen Kaliphen, beliefen sich an Gelde auf 1254000 Dinares, oder auf 5 Millionen Pf. Sterling, außer einem großen Vorrath an Getreide, Wein, Öhl, und anderen Früchten. Die Einkünfte dieses Fürsten müssen auch in der That unermeßlich gewesen seyn, um damit seine Ausgaben zu bestreiten. Er verwendete, außer den jährlichen Kosten der Regierung, der Flotten, und Armeen, noch große Summen auf seine Privat-Belustigungen. Ob er gleich beständig in Krieg verwickelt war, so hatte er doch noch Geld genug, eine neue Stadt drey Meilen von Corduba zu bauen, die nach seiner liebsten

*) Die Wohnhäuser waren damahls weder so groß noch so kostbar, als sie in den spätern Zeiten wurden.

Gemahlinn Zehra genannt wurde. Er bauete zugleich in dieser Stadt einen prächtigen Pallast, der so geräumig war, daß er sein ganzes Serail von 6300 Personen faßte. Es waren darin 1400 Säulen vom Afrikanischen und Spanischen Marmor, 19 vom Italienischen Marmor und 140 von der feinesten Art, welche ein Geschenk des Griechischen Kaisers waren. Mitten in dem großen Saale waren viele Figuren von Vögeln und vierfüßigen Thieren von purem Golde und mit Edelgesteinen gezieret, welche in ein großes marmornes Becken Wasser ausgossen. Dieser Fürst muß ungeheuere Pferdställe gehabt haben, da er zu seiner Leibwache nicht weniger, als 12000 Reiter unterhielt, welche Säbel und Degengehenke, mit Golde gezieret, trugen. Es wurden auf die Stadt Zehra allein nebst Pallast und Gärten jährlich über 300000 Dinaris, oder 100000 Pf. Sterling verwendet, und alle diese Werke kamen erst in 25 Jahren zu Stande. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, der Fleiß der Mohren, und ihre vortheilhafte Lage zum Handel erhielten dieses Glück von Spanien bis auf die Zeit, da es durch Ferdinand von Arragonien überwunden wurde. Dieses ist nach dem Zustande von Spanien unter Carl dem V. und seinem Sohne Philipp ganz unläugbar, weil es damahls für die reicheste Nation in der Welt gehalten wurde. Ustariz bezeuget, daß die Stadt Sevillien damahls 60000 Weberstühle zur Seide gehabt habe. Im sechzehnten Jahrhunderte wurde das wollene Tuch von Segovien für das feineste in Europa gehalten; und das Tuch von

Catalonien behauptete lange Zeit seinen Vorzug in der Levante, in Italien, und auf den benachbarten Inseln. Louis Valla de la Cerda berichtet in einem Schreiben an Philipp den II., daß er in der Messe von Medina Wechselbriefe von 155 Millionen Kronen verhandelt habe; und in Spanien waren damahls verschiedene andere Messen, die nicht weniger besuchet wurden.

Die Vertreibung der Mohren entzog Spanien auf sechs oder siebenhundert tausend sparsame und fleißige Einwohner; eine Wunde, die zwar seine Lebensgeister angriff, aber noch nicht tödtlich war. Eine zärtliche Sorgfalt nebst anderen schicklichen Mitteln würde Spanien bald wieder zu seiner vorigen Stärcke hergestellet haben. Allein zum Unglücke für dieses Königreich waren seine politischen Ärzte in dieser Arzeneykunst nicht erfahren; denn anstatt heilende Arzeneyen zu brauchen, so entzündeten sie die Krankheit noch mehr, und machten sie unheilbar. Da die Minister, welche auf Anstiften der Clerisey den König beredet hatten, die Mohren zu vertreiben, sich fürchteten, in Ungnade zu fallen, wenn die königlichen Einkünfte sich verminderten; so waren sie genöthiget, zu ihrer Selbstvertheidigung die Taxen auf die übrigen Einwohner zu verdoppeln. Was konnte man nun von dieser schädlichen Maßregel anderes erwarten, als den gänzlichen Untergang; da die armen Christen, die sich ohnedem zur Arbeit als große Herren nicht bequemten, unter der Last der vorigen Taxen kaum noch hatten kriechen können.

Allein eine so lehrreiche Materie verdienet noch eine umständlichere Untersuchung. Noch bis zu dem Anfange des letzten Jahrhunderts waren große Zucker-Plantagen in dem Königreiche Granada, welche bey der erwähnten Gelegenheit so sehr mit Abgaben beleget wurden, daß der Zucker mit den erstern Taxen auf 36 pro Cent bezahlte. Dieser Zweig der Landwirthschaft, welcher nothwendig unter einer solchen Unterdrückung schwach werden mußte, gerieth in eine tiefe Auszehrung, da man den ersten Amerikanischen Zucker in Europa eingeführet hatte, und wurde durch den niedrigen Preis dieser Zucker gänzlich ausgelöschet. Spanien hatte ehemahls einen ausgebreiteten Handel mit inländischen Branntweinen, der vielleicht weitläufiger war, als gegenwärtig der Französische Handel ist. Allein zwey Ursachen kommen zum Untergange dieser Manufactur zusammen; erstlich die unterdrückenden Taxen, und hernach ein Verboth für die Branntweinbrenner, ihre gebrannten Wässer keinem andern, als den Pächtern der Einkünfte zu verkaufen; welches eine unerträgliche Sclaverey war. Das Spanische Salz ist an der Güte besser, als das Portugiesische, und noch weit besser, als das Französische; da es in Holland 10 pro Cent mehr, als das erstere, und 20 pro Cent mehr als das letztere gilt; und das Salzmachen erfordert in Spanien weniger Arbeit, als in Portugall oder Frankreich. Auf diese Weise kann das Spanische Salz am wohlfeilesten geliefert werden, da es weniger Arbeit erfordert; und doch kann es den höchsten Preis ziehen,

weil es besser an Güte ist: allein ungeachtet dieser glänzenden Vortheile wird kaum einiges Salz aus Spanien ausgeführet, welches auch nicht zu verwundern ist, weil es wegen eines ungeheuern Zolles theurer, als ein jedes anderes Salz ist. Eine mäßigere Abgabe würde der Regierung mehr einbringen, und man könnte überdieß die Armen dabey unterstützen, und sie in der Manufactur brauchen. Die bessere Güte der Spanischen rohen Seide machet, daß sie sehr gesuchet wird; da aber der Zoll über 60 pro Cent beträgt, so kann sie auf einen inländischen Markt keinen Abgang finden; und nun ist auch beynahe im Lande keine Nachfrage darnach, weil der hohe Preis die Seidenfabriken in Spanien ganz herunter gebracht hat. Allein die größte Unterdrückung, die alle Arten von Manufacturen betrifft, ist die berüchtigte Taxe, die unter dem Nahmen Alcavala bekannt ist, auf alles, was gekauft, oder verkauft wird, und im funfzehnten Jahrhunderte von einem Gerichtshofe oder Parlement aufgelegt, und ausdrücklich auf acht Jahre eingeschränket wurde, aber noch jetzt wider das Gesetz, bloß nach dem Willen des Königs fort dauert. Diese ungeheuere Taxe, welche anfänglich 10 pro Cent, dem Werthe nach, war, wurde durch die beyden Philipp den III. und IV. auf 14 pro Cent vermehret, da sie schon an sich hinlänglich war, allen einheimischen Handel wegen der Beförderung des Schleichhandels zu verderben *). Die Schwierigkeit, welche bey

*) Die folgende Stelle ist aus dem Ustariz K.

der Erlangung der Zahlung solcher unterdrückenden Taxen war, vermehrete die Grobheit der Pächter, und beschleunigte den Verfall der Manufacturen. Die Armuth und die Noth verjagte solche Arbeitsleute, die an anderen Orten ihr Brot finden konnten, und brachte die übrigen an den Bettelstab. Die armen Landleute mußten unter der Last der Taxen unterliegen; und nicht anders, als ob dieses zum gänzlichen Untergange des Ackerbaues noch nicht hinlänglich gewesen wäre, so fügte auch das Spanische Ministerium noch ein Verboth wider die Ausfuhre des Getreides hinzu. Der erstaunlichste Artikel von allen ist, das man über drey hundert Jahre her einen Preis auf das Getreide gesetzet hat, welches den

---

36. „Ich habe nach einer reiflichen Betrachtung der Taxen weder in Frankreich, England, noch Holland eine Taxe gefunden, die sie auf den einheimischen Verkauf ihrer eigenen Manufacturen gelegt hätten. Da Spanien allein unter der Last von 14 pro Cent seufzet, die nicht allein auf den ersten Verkauf eines jeden Stücks, sondern auf einen jeden Verkauf gelegt sind; so argwohne ich, daß diese seltsame Taxe die vornehmste Ursache des Verderbens unserer Manufacturen ist." Von den verderblichen Folgen dieser Taxe sehe man den Bernardo de Ulloa über die Manufacturen und den Handel von Spanien Th. 1. K. 3. Und doch war Philipp II. von Spanien so blind, daß er die Alcavala auf die Niederlande legte, ein Land, welches wegen des einheimischen und auswärtigen Handels blühend war. Es muß ihren Manufacturen einen gewaltigen Schaden gethan haben.

Pachter zu Grunde richtet, wenn der Preis niedrig ist, und ihm doch die Hülfe eines hohen Preises benimmt. Es ist also nicht zu verwundern, daß der Ackerbau in Spanien in einer großen Abnahme ist. Vielmehr muß man sich wundern, daß er nicht schon längst gänzlich unter gegangen ist. Ehemahls war daselbst ein Überfluß an Getreide für mehr als zwanzig Millionen Einwohner, nebst einem Überschusse für die große Stadt Rom; und doch ist gegenwärtig und schon vor vielen Jahren nicht Getreide genug für sieben Millionen, als so viele jetzige Einwohner. Ihre einzige Zuflucht zur Anschaffung der Bedürfnisse des Lebens waren die Schätze der neuen Welt, die aber nicht immer dauern konnten, und Spanien wurde so arm, daß Philipp der IV. genöthiget war, seine Kupfermünze beynahe dem Silber gleich in Gang zu bringen. Auf diese Weise wurde also der Verfall der Landwirthschaft, der Künste und des Handels in Spanien nicht durch die Vertreibung der Mohren, und noch weniger durch die Entdeckung der neuen Welt *), deren Gold und Silber der Landwirth-

---

*) Ustariz in seiner Theorie des Handels zeiget aus unläugbaren Begebenheiten, daß die Entvölkerung von Spanien nicht durch West-Indien verursacht wird. Aus Castilien gehen wenige nach Amerika, und doch ist es am wenigsten bevölkert. Die nördlichen Provinzen, Gallizien, Asturien, Biscajen, schicken mehr Leute nach Mexico und Peru, als alle anderen Provinzen zusammen, und dennoch sind diese die volkreich-

schaft wenigstens zuträglich war; sondern durch übertriebene Taxen verursachet, ein gefräßiges Ungeheuer, welches, nach der Verschlingung aller Schätze des Königreichs, nichts übrig gelassen hat, wovon es sich ernähren kann. Das folgende Bild ist von einem Verfasser dieser Nation geschildert, auf dessen Wahrhaftigkeit und große Einsicht man sich verlassen kann*). „Die Armuth und das Elend entvölkern ein Land, indem sie alle Gedanken zum Heurathen verbannen. Sie verderben sogar säugende Kinder; denn was für Nahrung kann eine Frau ihrem Kinde geben, die selbst nichts als Wasser und Brot hat, und mit Arbeit und Verzweiflung beschweret ist? Es sterben hier deßwegen mehr in der Kindheit, als wo die arbeitsamen Armen besser leben, und diejenigen, welche noch wegen ihrer starken Leibesbeschaffenheit dem Tode entgehen, haben doch auch wegen des Mangels an Kleidung und Speise gemeiniglich nur ein kurzes Leben."

Jedoch die Spanier sind in der Verwaltung

---

sten. Er schreibt die Entvölkerung dem Verfalle der Manufacturen wegen der unterdrückenden Taxen zu, und behauptet, daß West-Indien eher zur Bevölkerung von Spanien diene; viele kommen nach Hause zurück mit Reichthum beladen; und von denen, die nicht zurück kommen, schicken viele ihr Geld den Anverwandten, daß sie heurathen und Kinder auferziehen können.

*) Don Gieronimo de Ustariz.

ihrer Finanzen so blind, daß die jetzigen Minister noch eben diesen Maßregeln in Amerika folgen, welche ihr Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht haben. Könnte die Cochenille, der Cacao, Zucker ꝛc. zollfrey nach Spanien eingeführet werden, so würde dieses ein großer Fond zur Handlung mit andern Nationen seyn; allein eine schwere Abgabe bey der Einfuhre ist ein nothwendiges Hinderniß dieses Handels, indem man die andern Europäischen Nationen zwingt, sich an andern Orten damit zu versehen. Das Spanische Öhl, welches man nach Amerika ausführen könnte, würde ein großer Handelsartikel seyn, wenn es nicht durch eine schwere Abgabe auf die Ausfuhre, die einem Verbothe beynahe gleich ist, völlig verhindert würde; und die Spanischen Amerikaner müssen aus Mangel des Öhls Fett und Butter brauchen, die sich nicht wohl für ein heißes Klima schicken. Das Verboth, den Wein in Mexico anzubauen, und der schwere Zoll auf die Einfuhre der Spanischen Weine in jenes Land, haben einen von Zuckerrohr abgezogenen Spiritus eingeführt, der schädlicher als die Pest, und deßwegen bey schweren Strafen verbothen ist. Jedoch dieses Verboth hat keine andere Wirkung, als daß es den Gouverneurs der Provinzen ein Monopolium mit jenen Branntweinen verschafft, die man unter ihrem Schutze öffentlich verkauft; ein Handel, der nicht weniger schädlich als verderblich ist.

Jedoch diese Materie scheint unerschöpflich zu

seyn. Die Silber- und Goldgruben in dem Spanischen West-Indien werden durch unschickliche Taxen so wohl für den König, als auch für die Eigenthümer immer weniger einträglich, als sie seyn sollten. Des Königs Antheil ist der fünfte Theil des Silbers, und der zehnte Theil des Goldes, was die Bergwerke hervor bringen. Außerdem ist noch ein Zoll von 80 Piaster auf jeden Zentner Quecksilber, welches in diesen Minen gebraucht wird. Diese schweren Abgaben haben verursacht, daß man alle Minen, außer den reichhaltigsten, verlassen hat. Die Einwohner bezahlen 33 pro Cent auf die aus Spanien eingeführten Güter, und sind außerdem noch der Alcavala unterworfen, welche 14 pro Cent auf alles beträgt, was im Lande verkauft und gekauft wird. Die ärgerlichste Taxe unter allen ist diejenige, welche man la Cruciade nennt, und eine gewisse Summe ist, die man für die Erlaubniß, Eyer, Butter und Käse in der Fasten zu essen, bezahlet, welche Erlaubniß der Papst dem Könige von Spanien ertheilet. Die Regierung nöthigt zwar niemanden, eine solche Erlaubniß zu nehmen; aber die Priester versagen denen, die sie nicht erkaufen, einen jeden Trost der Religion, nnd es ist vielleicht nicht ein einziger Mensch in dem Spanischen Amerika, der Herz genug hat, sich einer solchen Unterdrückung zu widersetzen.

Man findet in der Geschichte ein anderes Beyspiel von verderblichen Taxen, welches den erwähnten ähnlich ist. Da Augustus nach seiner

Eroberung von Egypten den Schatz der Könige nach Rom gebracht hatte, so war in Italien an Gold und Silber ein Überfluß, wovon das meiste nach Constantinopel kam, da es die Residenz des Reichs wurde. Auf die Weise gerieth Italien in eine erbärmliche Armuth; das ganze Land war mit Gärten und schönen Landhäusern angefüllt worden, die man nunmehr verließ, und man konnte weder Korn, noch Manufacturen gegen Gold vertauschen. Gold und Silber wurde nunmehr in Italien eben so rar, als es vor Alters gewesen war; und doch wurden eben die Taxen, die man während des Überflusses an Gelde leicht bezahlt hatte, sehr strenge eingefordert, welches endlich alles zu Grunde richtete.

Neunter Versuch.

Das Kriegswesen der Regierung.

Während der Kindheit einer Nation verschafft sich ein jeder die Bedürfnisse des Lebens durch seinen eigenen Fleiß; er ist sein eigener Maurer, sein eigener Schneider, sein eigener Arzt, und er verläßt sich so wohl bey dem Angriffe, als auch bey der Vertheidigung vornähmlich auf sich selbst. Ein jeder Wilder kann sagen, was

wenige Bettler unter uns sagen können: omnia mea mecum porto; und daher rühret die Geschicklichkeit eines Wilden zum Kriege, der in seiner Lebensart wenig verändert. Diesem zu Folge waren die Menschen in den ersten Zeiten alle Krieger, und eine jede bekannte Kunst wurde von Weibern ausgeübt, welches noch jetzt der Fall bey den Amerikanischen Wilden ist. Ja sogar nach derjenigen Verbesserung der Künste, welche die Männer ausübten, war niemand, der die Waffen tragen konnte, vom Kriege befreyet. Unter den Fehderegierungen wurde der kriegerische Geist zu einer großen Höhe gebracht; alle Edelleute waren Soldaten von Profession, und eine jede andere Kunst wurde als niedrig, wo nicht gar verächtlich verworfen.

Sogar in diesem verderbten Zustande machten die Künste, von denen auch die belustigenden Künste nicht ausgenommen waren, einigen Fortgang, und viele Bequemlichkeiten, die ehemahls unbekannt waren, wurden zu einem angenehmen Leben nothwendig. Ein Mensch läßt sich die Bequemlichkeiten und Belustigungen, zu denen er gewöhnt ist, nicht rauben; er hasset den Krieg, und hält es mit den Annehmlichkeiten des Friedens. Daher folget die Nothwendigkeit einer militärischen Einrichtung, wodurch die Menschen nach einer scharfen Zucht zu den Beschwerlichkeiten des Krieges abgehärtet werden. Der Krieg wird von stehenden Armeen weit ordentlicher und wissenschaftlicher, als in Fehderegierungen, geführet, und da er mit unendlich größern Kosten

geführt wird, so tragen jetzt die Nationen mehr Bedenken, Krieg anzufangen, als ehemahls. Eine lange Erfahrung hat zugleich deutlich gezeigt, daß eine Nation selten bey dem Kriege gewinnet, und daß der Ackerbau, die Manufacturen, und der Handel die einzigen festen Stützen der Macht und Größe sind. Diese Künste sind daher die vornehmsten Gegenstände der Europäischen Regierungen, und die einzigen vernünftigen Ursachen des Krieges geworden. Wie würde es unter den kriegerischen Nationen in Griechenland und Italien geklungen haben, daß ihre weibischen Nachkommen Soldaten von Profession zu ihren Schlachten brauchen sollten? Und doch ist dieses in einem jeden Lande nöthig, wo die Künste und Manufacturen blühen, welche wenig Übung erfordern, und also den Körper, und in der Folge auch das Gemüth schwächen. Da über dieses der Gewinnst der einzige Gegenstand der Industrie ist; so wird endlich der Eigennutz die herrschende Leidenschaft, und erzeuget wegen des Eigenthumes und der Selbsterhaltung eine ängstliche Furchtsamkeit. Cyrus, ob er gleich von Rache wider die Lydier wegen ihrer Empörung brannte, gab doch folgendem klugen Rathe Gehör, den ihm Crösus, ihr ehemahliger König anboth. „O Cyrus, zerstöre nicht Sardis, eine alte Stadt, die wegen den Künsten und Waffen berühmt ist; sondern verzeihe das Vergangene; fordere ihnen ihre Waffen ab; befördere die Schwelgerey, und ermahne sie, ihre Kinder in allen Künsten des gewinnsüchtigen Handels zu unterrichten. Du wirst bald sehen, o

König, daß sie anstatt der Männer, Weiber seyn werden.“ Die Araber, ein tapferes und großmüthiges Volk, eroberten Spanien, und trieben die wenigen Landeseinwohner, die noch heraus kamen, in die unzugänglichen Gebirge von Biscaja und Asturien. Da nun kein Feind mehr erschien, so verwandelten sie ihre Schwerter in Pflugscharen, und wurden eine reiche und blühende Nation. Die Einwohner der Gebirge, die durch Armuth und ihre Lage abgehärtet wurden, wagten es nach einer langen Zeit, aus ihren festen Posten heraus zu kommen, und den zerstreuten Parteyen aufzulauern. Da sie nun fanden, daß sie sich mit einem Volke messen konnten, welches der Reichthum zur Schwelgerey, und die Künste des Friedens zur Feigheit gebracht hatten; so faßten sie Muth, ihre Fahnen im offenen Felde zu zeigen, und waren nach vielen kriegerischen Thaten so glücklich, daß sie Spanien wieder eroberten. Die Schotten, welche die gebirgigen Gegenden von Caledonien bewohnten, waren für die Picten, welche die fruchtbaren Ebenen besaßen, eine zu starke Partey, und überwanden sie völlig *).

---

*) Ehe ganz Schottland unter einen König gebracht wurde: so führten die Hochländer, die in Stämme oder Clans getheilt waren, mit einander beständig Krieg, und setzten diese unordentliche Gewohnheit noch viele Jahre fort, da sie schon dem Könige von Schottland unterwürfig waren. Es wurde zwar ein offenbarer Krieg unterdrückt; aber die Beraubungen und Repressalien

Wo die Künste, Manufacturen, und der Handel zur Vollkommenheit gelangt sind, da herrschet überhaupt ein friedfertiger Geist; es bleibt nicht ein Funken vom kriegerischen Feuer übrig, und niemand will mehr ein Soldat seyn. Daher rühret in einem solchen Staate die Nothwendigkeit der Miethtruppen, die man unter weniger weibischen Nationen miethet, welche um des Soldes, und nicht um des Staats willen fechten, dem sie dienen. Benjamin von Tudela, ein Spanischer Jude, der im zwölften Jahrhunderte schrieb, berichtet, daß die Griechen durch Schwelgerey und Weichlichkeit einen Grad der Sanftmuth erlangt hätten, welche machte, daß sie mehr Weibern als Männern ähnlich wären, und daß der Griechische Kaiser genöthigt gewesen, zur Vertheidigung seines Landes wider die Türken Miethtruppen zu brauchen. Da nun im Jahre 1453 die Stadt Constanti-

---

dauerten immer fort. Der Geist der Stämme wurde durch ihr schlechtes Glück in der Rebellion 1715 sehr gedämpft, und nach der Rebellion 1745 gänzlich ausgelöscht. Die Sanftmuth, womit man die Hochländer seit Kurzem behandelt hat, und die Mühe, die man sich gegeben hat, um die Industrie unter ihnen einzuführen, haben die Räubereyen und Repressalien gänzlich ausgerottet, und sie zu dem friedfertigsten Volke von Schottland gemacht; aber ihr kriegerischer Geist ist auch zugleich gar sehr vermindert worden. Die Kriegszucht ist jetzt bey ihnen eben so nöthig als bey andern geworden, um sie zum Kriege geschickt zu machen.

nopel, worin nur eine Besatzung von 6000 Mann war, von den Türken belagert, und aufs äußerste gebracht wurde; so hatte nicht ein einziger Einwohner das Herz, die Waffen zu ergreifen, sondern alle warteten mit einer trägen Muthlosigkeit auf die Stunde der gänzlichen Zerstörung. Venedig, Genua, und andere kleine Italienische Staaten wurden durch einen langen und glücklichen Handel so weibisch, daß nicht ein einziger Bürger daran dachte, in der Armee zu dienen, welches sie nöthigte, Miethtruppen zu brauchen. Diese Miethtruppen fochten zuerst mit vieler Gewissenhaftigkeit für ihren Sold; da sie aber sahen, daß die Sieger nicht besser als die Überwundenen bezahlt wurden, so lernten sie ebenfalls Beute machen. In einer Schlacht ins besondere zwischen den Pisanern und Florentinern, welche von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang dauerte, ging nur ein einziger Mann verloren, der zufälliger Weise von seinem Pferde gefallen, und zertreten war. Carl der VIII. von Frankreich verstand bey seinem Einfalle in Italien im Jahre 1498 nichts von solchem Spiegelgefechte, und man hielt seine Leute für eingefleischte Teufel, die an dem Blutvergießen ein Vergnügen zu haben schienen. Die Holländer, welche viele Jahre her sich mit Miethtruppen haben behelfen müssen, haben ihre Unabhängigkeit mehr der gegenseitigen Eifersucht ihrer Nachbarn, als ihrer eigenen Armee zu danken. Im Jahre 1672 griff Ludwig von Frankreich Holland an, und nahm in vierzig Tagen auf vierzig befestigte

Städte ein. Dieses Land wurde endlich nicht durch die Armee, sondern weil es unter Wasser gesetzt wurde, noch gerettet; der Frost, welcher in der Jahrzeit gewöhnlich ist, würde den sieben vereinigten Provinzen ein Ende gemacht haben.

Die kleine Herrschaft von Palmyra ist das einzige bekannte Beyspiel in der Geschichte, wo der kriegerische Geist nicht durch den Reichthum entkräftet worden. Plinius beschreibt dieses Land als ausnehmend angenehm, und mit vielen Quellen gesegnet, ob es gleich mit dürren und sandigen Wüsten umgeben war. Der Handel von Indien wurde damahls zu Lande getrieben, und die Stadt Palmyra war der Mittelpunct dieses Handels zwischen Osten und Westen. Da ihr Gebieth sehr klein war, und zu Landhäusern und Lustgärten kaum zureichte, so konnten die Einwohner, wie jetzt in Hamburg, ihre Schätze auf keine andere Weise als im Handel nutzen. Über dieses weil sie zwischen den zwey mächtigen Reichen von Rom und Parthien lag, wurde große Geschicklichkeit und die strengste Kriegszucht erfordert, um die Einwohner zu beschützen, damit sie nicht von einem oder dem andern verschlungen wurden. Diese bedenkliche Lage hielt sie von der Schwelgerey und Weichlichkeit, als den gewöhnlichen Begleitern des Reichthums, zurück. Sie machten mit ihrem überflüssigen Vermögen eine bessere Figur; sie verwandten es auf prächtige Gebäude und zur Auszierung ihrer Landhäuser. Die schönen Künste überhaupt

wurden unter ihnen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Die berühmte Zenobia, ihre Königinn, die man nach der Eroberung ihrer Staaten gefangen nach Rom führte, wurde wegen ihrem Verstande, ihrer Gelehrsamkeit, und ausnehmendem Geschmacke in den schönen Künsten bewundert und gerühmet.

Auf diese Weise wird ein handelndes Volk bey zunehmendem Reichthume ein reitzender Gegenstand zur Überwindung; und es wird durch Weichlichkeit eine leichte Eroberung. Der kriegerische Geist scheint in Brittanien sehr abzunehmen, und wird nicht endlich wenigstens im Traume ein Geist erscheinen, der uns in unserer trägen Ruhe störet? Ehemahls war der Ackerbau in den gemäßigten Gegenden von Europa und Asien eine reitzende Lockspeise für die nordischen Wilden, welche Brot brauchten; haben wir nicht Ursache, ein ähnliches Schicksal von einem kriegerischen Nachbar zu befürchten, der durch Hunger, oder Ehrgeitz angetrieben wird, seine Staaten zu erweitern? Die Schwierigkeit, ohne Schaden der Industrie auf die Vertheidigung zu denken, hat die politischen Schriftsteller auf eine allgemeine Meinung gebracht, daß eine Nation, wenn sie ihren kriegerischen Geist beyhalten will, die Industrie ausschliessen, und wenn sie diese erhalten will, alle Hoffnung aufgeben muß, ihren kriegerischen Geist zu behalten. Im erstern Falle sind wir wider einen jeden Feind gesichert, im letztern Falle machen wir zwar eine ansehnliche Figur, aber wir sind auch einem jeden

Feinde bloß gestellt. Brittanien würde glücklich seyn, wenn der Geist des Krieges und des Handels durch einen militärischen Plan könnte vereiniget werden, der uns ohne Schaden unserer Industrie und Manufacturen wider unsere Feinde schützte. Man wird aus dem Folgenden sehen, daß ein solcher Plan nicht ganz unmöglich ist, ob ich gleich nicht hoffe, daß er einen allgemeinen Beyfall finden werde. Ich werde zur Vorbereitung des Lesers eine Nachricht von den verschiedenen Kriegsverfassungen, die in Europa gegenwärtig sind, nebst den Vortheilen und Schaden einer jeden voraus schicken. Wer weiß, ob nicht bey dieser Untersuchung ein vollkommenerer Plan, als einer von ihnen ist, vorkommen kann.

Die berühmteste militärische Verfassung des Alterthums ist die Römische, wodurch beynahe die ganze bekannte Welt bezwungen wurde. Die Römischen Bürger waren größten Theils Ackersleute, und insgesammt Soldaten. Die Einwohner von Rom ins besondere lebten im Kriege von ihrem eigenen Gelde, wenn sie aber im Plündern nicht glücklich waren, so konnten sie zu Hause nicht leben. Es wurde unter ihnen eine jährliche Austheilung des Getreides nöthig, welches in der That mit dem halben Solde unserer Officiere überein stimmte. Man glaubt, daß kein neuerer Staat eine solche Verfassung annehmen werde. Es war eine erzwungene Einrichtung, welche der Natur zuwider war, die den Menschen verschiedene Neigungen gibt, ihre Hände

zu einer jeden nöthigen Kunst zu gebrauchen. Sie war über dieses sehr ungewiß, weil dabey zwischen einer allgemeinen Eroberung und der elendesten Sclaverey kein Mittel war. Hätten die Gallier, welche Rom eroberten, eine andere Absicht, als die Beute gehabt: so würde man von Rom niemahls wieder gehört haben. Es war in dem Kriege mit dem Hannibal am Rande des Verderbens. Und was würde geschehen seyn, wenn Hannibal siegreich geblieben wäre? Man kann dieses leicht beurtheilen, wenn man es mit Karthago vergleicht. Karthago war ein handelnder Staat, und die Leute waren alle mit den Künsten, Manufacturen und der Schifffahrt beschäftiget. Die Karthaginienser wurden zwar überwunden, aber sie konnten nicht aufs äußerste gebracht werden, so lange sie noch den Zugang zur See hatten. Sie waren in der That durch den Handel so glücklich, daß sie auch nach ihrer Bezwingung bey ihren Herren noch Eifersucht erweckten, so daß sie sich selbst nicht für sicher hielten, so lange noch ein Haus in Karthago übrig blieb. Was für eine Zuflucht hingegen hatten die Einwohner von Rom, wenn sie wären überwunden worden? Sie hätten vor Hunger umkommen müssen, denn sie konnten nicht arbeiten; kurz, das alte Rom ist einem Spieler ähnlich, der alles auf einen entscheidenden Wurf setzet: verliert er, so ists mit ihm geschehen.

Ich nehme es für ausgemacht an, daß unser Fehde-System keine einzige Stimme haben wird.

Es war ein System, welches zur Verwirrung und Anarchie führte, und sich weder zum Kriege, noch zum Frieden schickte. Und was die Miethtruppen anbetrifft, so ist es nach dem, was bereits oben von ihnen gesagt worden, nicht nöthig, sie wieder ins Feld zu führen.

Die einzigen noch übrigen Einrichtungen, welche Aufmerksamkeit verdienen, sind eine stehende Armee, und eine Landmiliz, welche ich nach ihrer Ordnung mit den Einwürfen, die man einer jeden derselben macht, untersuchen will. Die erste stehende Armee in neuern Zeiten wurde von Carl dem VII. in Frankreich nach einem sehr unvollkommenen Plane errichtet. Nach einem Edicte im Jahr 1448 sollte eine jede Parochie einen Bogenschützen stellen; diese wurden Freyschützen genannt, weil sie von allen Taxen befreyet waren. Diese kleine Armee sollte zur Wiederherstellung der Ruhe und der Ordnung im Lande, und nicht zur Beunruhigung benachbarter Staaten dienen. Dieser gute Fürst war in viele gefährliche Kriege verwickelt worden, von denen er einige zur Einschränkung seiner unruhigen Vasallen, und die meisten zur Vertheidigung seiner Krone wider einen mächtigen Gegner, Heinrich den V. von England, führen mußte. Da diese Kriege nach Art der Befehdungen geführet wurden, so konnten die Soldaten, die keinen Sold hatten, vom Plündern nicht abgehalten werden, und diese alte Gewohnheit machte sie eben so ausschweifend im Frieden, als im Kriege. Carl, der keinen Vorwand zur Ver-

schonung übrig lassen wollte, legte seinen Unterthanen eine kleine Taxe auf, die zur ordentlichen Besoldung seiner kleinen Armee hinlänglich war *).

Die ersten Versuche sind gemeiniglich roh und fehlerhaft. Die Freyschützen, welche einzeln in verschiedene Dörfer verlegt waren, und niemahls, als zu der Zeit des Gefechts zusammen kamen, konnten nicht leicht unter eine ordentliche Mannszucht gebracht werden. Sie waren müßig, wenn sie nicht im Felde dienten; und im Felde zeigten sie nichts als lasterhafte Gewohnheiten, Müßiggang, Unordnung und Stehlen. Eben so

*) Dieses war die erste Taxe, die in Frankreich ohne Einwilligung der drey Stände aufgelegt wurde; und so sehr sie auch wider die Verfassung war, so verursachte sie doch nicht das geringste Murren, weil die augenscheinliche gute Absicht der Taxe vor allen andern erkannt wurde. Carl wurde über dieses von seinem Volke geliebet, und zwar mit Recht, weil er bey jeder Gelegenheit seine Zuneigung gegen dasselbe zeigte. Wäre unser erster Carl so beliebt gewesen, wer weiß, ob die ohne Einwilligung des Parlements aufgelegten Taxen einigen Widerstand gefunden hätten. Solche Taxen würden wie in Frankreich zur Gewohnheit geworden, und eine eingeschränkte Monarchie würde wie in Frankreich unumschränkt geworden seyn. Die Regierungen sind, wie die Menschen, vielen Veränderungen unterworfen; wir bleiben zwar ein freyes Volk; aber diese Wohlthat haben wir vielleicht mehr dem Glücke, als der patriotischen Wachsamkeit zu danken.

wenig waren sie im Frieden von einigem Nutzen; ihr Charakter des Soldaten machte, daß sie den Ackerbau verachteten, und sich auch nicht zum Kriege schickten: in der Armee waren sie nicht besser als Bauern, und bey dem Pfluge nicht besser, als müßige Soldaten. Allein in den Händen eines Monarchen ist eine stehende Armee ein mächtiges Werkzeug, welches zu schätzbar ist, als daß man es abschaffen sollte: so bald ein Monarch eine solche Armee unterhält, so müssen andere zu ihrer Selbstvertheidigung diesem Beyspiele folgen. Die stehenden Armeen sind jetzt in in allen Europäischen Staaten errichtet, und zu einem ziemlichen Grade der Vollkommenheit gebracht.

Dieses neue Werkzeug der Regierung hat eine wunderbare Veränderung in den Sitten hervor gebracht. Wir verlassen uns jetzt auf eine stehende Armee, sowohl bey der Vertheidigung, als auch bey dem Angriffe; und niemand als diejenigen, die in Krieg geführt werden, denken daran, die Waffen zu ergreifen, oder sich wider einen Feind zu vertheidigen: unsere Leute überhaupt sind ganz weibisch geworden, und erschrecken sogar bey dem Anblicke eines feindlichen Gewehrs. Es ist wahr, sie sind nicht weniger zu den Künsten des Friedens geschickt; und ich sehe darin, daß die Fabrikanten nicht genöthiget werden, in der Armee zu dienen, nicht das Geringste, was nicht mit einer stehenden Armee und der höchsten Industrie bestehen könnte. Über dieses sind die Landleute die besten Soldaten. Ein

kriegerischer Geist in den niedern Ständen entstehet aus der körperlichen Stärke, und aus der Neigung zu ihrem vaterländischen Boden: beydes findet man vorzüglich bey dem Landmanne. Die beständige Übung in der freyen Luft macht ihn hart und stark; und die Neigung für den Ort, wo er Ruhe und Überfluß findet, flößt ihm eine Liebe zu seinem Vaterlande überhaupt ein *). Ein Künstler oder Fabrikant hingegen ist für kein Land eingenommen, als wo er das beste Brot findet; und ein sitzendes Leben, welches seinen Körper schwächet, macht ihn verzagt. Daher sollte man den Ackerbau vor allen andern Künsten ehren und hoch schätzen. Er ist nicht allein eine schöne Zubereitung zum Kriege, indem er Menschen erzeuget, die ihr Vaterland lieben, und durch ihre Arbeit und Mäßigkeit zu Soldaten geschickt sind; sondern er ist auch der beste Grund zum Handel, indem er den Arbeitsamen Speise und Materialien liefert.

Jedoch verschiedene sehr wichtige Einwürfe kommen hier wider eine stehende Armee vor, welche ein besseres Muster, als was wenigstens in Brittanien bisher davon gewesen ist, verlangen. Die Sache ist von Wichtigkeit, und ich hoffe, daß mir jedermann, der sein Vaterland liebet, einige Aufmerksamkeit schenken werde. Während der Hitze des Fehde-Systems, nach welchem ein jeder Landeigenthümer ein Soldat war, wurde ein jedes Stück Land von einem Gegner streitig

---

*) Vegetius de re militari L. I. cap. 3.

gemacht; und so lange ein Fürst noch einen Theil seiner Staaten behielt, so verlor er niemahls die Hoffnung, das Ganze wieder zu erlangen. Gegenwärtig verlassen wir uns bloß auf eine stehende Armee so wohl zur Vertheidigung als zum Angriffe, welches eine jede Europäische Nation in einen sehr ungewissen Zustand gesetzt hat. Wenn die Armee eines Staats sogar an der entferntesten Gränze geschlagen wird, so hat man wenig Zuflucht mehr wider eine gänzliche Eroberung. Man vergleiche hiermit die Geschichte Carls des VII. und Ludwigs des XIV. der Könige in Frankreich. Der erstere, ob er gleich von Heinrich dem V. von England in einen Winkel getrieben und seiner meisten Provinzen beraubt wurde, wollte dessen ungeachtet gar nicht nachgeben; vielmehr verließ er sich auf den kriegerischen Geist seines Volks, und erlangte durch seine unablässigen Bemühungen und Kriegslist alles wieder, was er verloren hatte. Als Ludwig der XIV. zur Krone kam, so war der kriegerische Geist des Volks in dem engen Umfange einer stehenden Armee eingeschränkt. Man sehe aber die Folgen davon. Dieser stolze Monarch, welcher seine Nachbarn zu einer Allianz wider sich gereitzt hatte, war nicht mehr vermögend, einer zahlreichen Armee auf eine andere Weise zu widerstehen, als daß er den Frieden erkaufte, indem er sich erboth, alle seine Eroberungen zu verlassen, auf welche er so viel Blut und Geld verschwendet hatte *). Frankreich hatte damahls

*) S. den Friedenstractat von Gertrudenberg.

verschiedene Millionen Menschen, welche die Waffen tragen konnten; und doch war es nicht im Stande, einer wohl abgerichteten Armee von 70000 Mann die Spitze zu biethen. Pohlen, welches die alte militärische Verfassung beybehält, ermüdete Carl den XII. von Schweden, und hatte eben dieses verschiedenen von seinen Vorfahren gethan. Allein Sachsen, welches nur durch eine stehende Armee geschützet wurde, konnte nicht einen einzigen Tag wider den erwähnten König an der Spitze seiner größern Armee widerstehen. Die Miethtruppen sind noch eine weit schwächere Vertheidigung wider solche Truppen, die für den Ruhm, oder für ihr Vaterland fechten. Die Erfindung einer stehenden Armee war sehr unglücklich; indem sie nicht allein keine starke Schutzwehr wider die Feinde, sondern auch eine große Last für das Volk ist, und es immer mehr und mehr wird. Man höre nur, was Montesquieu darüber sagt. „So bald als ein Staat seine Truppen vermehret, so thun es auch die benachbarten Staaten, so daß nichts, als ein allgemeines Verderben dadurch gewonnen wird. Ein jeder Fürst hat so viele Armeen in seinem Solde, als ob er die Ausrottung seines Volks durch einen fremden Einfall befürchtete; und diese beständige Bemühung wider alle wird Friede genannt. Wir sind bey allen unsern Schätzen und Handel mit der ganzen Welt doch nur arm; und bald werden wir durch die beständige Vermehrung der Truppen nichts anders, als Soldaten haben, und wie die Tartarn seyn *).“

*) L'Esprit des loix liv. 13. Chap. 17.

Was Brittanien und eine jede freye Nation anbetrifft, so ist noch ein weit stärkerer Einwurf dawider vorhanden, nähmlich, daß eine stehende Armee für die Freyheit gefährlich ist. Es hilft sehr wenig, daß man wider fremde Feinde gesichert ist, im Fall eine stehende Armee noch einige Sicherheit verschaffen kann, wenn wir wider einen Feind im Lande keine Sicherheit haben. So bald ein kriegerischer König an der Spitze seiner eigenen Truppen sich unumschränkt machen will, so hat man kein Mittel, dem bevorstehenden Schlage zu entgehen; denn was hilft die größte Anzahl weibischer und feiger Leute wider eine wohl abgerichtete Armee, die ihrem Fürsten ganz ergeben ist, und bereit stehet, seine Befehle blindlings zu vollziehen? Kurz, wenn man sich gänzlich auf eine stehende Armee verläßt, und das Schwert solchen Menschen anvertrauet, welche den Zwang der bürgerlichen Gesetze verabscheuen, so wird ein fester Grund zu einer militärischen Regierung gelegt. Auf diese Weise ist eine stehende Armee für die Freyheit gefährlich, und doch auch kein hinlänglicher Schutz wider mächtige Nachbarn.

Harrington, welcher die vorher gehenden Einwürfe wohl eingesehen hat, schlägt einen Plan zu einer Miliz vor, den er für ganz unwiderleglich hält. Eine jede Mannsperson zwischen 18 und 30 Jahren soll in den Kriegsübungen durch öftere Zusammenkünfte auferzogen, und die Jugend durch Prämien ermuntert werden, mit einander im Laufen, Ringen, Schiessen nach

einem Ziele u. s. f. zu streiten. Allein Harrington merkte nicht, daß solche Zusammenkünfte, welche den militärischen Geist erhitzen, zugleich bey dem Volke einen Abscheu vor aller andern ermüdenden Arbeit erwecken müssen. Sein Plan kann augenscheinlich nicht mit der Industrie und den Manufacturen bestehen; es würde wenigstens so in Brittanien seyn. Es würde in der That der glücklichste Plan seyn, wenn die Vertheidigung unser einziger Gegenstand wäre; und doch würde er nicht weniger den Erfolg haben, Brittanien so arm zu machen, daß es kaum mehr eine Reitzung zu einer Eroberung wäre. Unser letzter Krieg mit Frankreich ist ein deutliches Beyspiel von der Macht, die ein handelnder Staat bloß in seinem Ansehen zeigen kann; eine Macht, welche die ganze Welt, und uns selbst nicht weniger als andere in Erstaunen setzte. Die Staatsklugen fangen an, Brittanien und nicht Frankreich für die fürchterliche Macht zu halten, welche eine allgemeine Monarchie drohet. Hätte man Harringtons Plan angenommen, so hätte Brittanien, wie Schweden oder Dänemark, sich mit einem niedrigern Stande begnügen müssen, wenn es nach nichts anderm gestrebt hätte, als von seinen mächtigern Nachbarn Hülfsgelder zu ziehen.

Es ist wahr, in der Schweiz werden die Knaben vom zwölften Jahre an im Laufen, Ringen und Schiessen geübet. Eine jede Mannsperson, welche die Waffen tragen kann, wird in ein Regiment vertheilt, und ist der Kriegszucht unter-

worfen. Hier ist eine vollkommene Miliz nach Harringtons Plane, eine Miliz, die weder gezwungen ist, noch im Solde stehet; unüberwindlich, wenn sie für ihr Vaterland streitet: und da die Schweizer auf keine Weise ein müßiges Volk sind, so sehen wir aus diesem Beyspiele, daß der kriegerische Geist kein unüberwindliches Hinderniß der Industrie ist. Allein die ursprüngliche Unfruchtbarkeit der Schweiz trieb die Einwohner an, mäßig und fleißig zu seyn; und die Industrie ist unter ihnen zur zweyten Natur geworden, indem daselbst kaum ein Kind von sechs Jahren befindlich ist, welches nicht schon arbeitete, wovon die Kinder der reichen Familien nicht ausgenommen sind. England ist davon durch die Natur seines Bodens und seines Volks weit unterschieden. Außerdem hat man auch nicht nöthig, bey diesem Unterschiede stehen zu bleiben, weil die Schweiz noch keinen deutlichen Beweis gibt, daß eine Miliz kein Hinderniß für den Geist der Industrie sey. Man kann zwar die Schweizer arbeitsam nennen; aber ihr Fleiß ist mehr auf die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten eingeschränkt: sie streben weniger nach Reichthum als nach kriegerischem Ruhme; und sie haben wenig Künste oder Manufacturen zur Unterstützung des fremden Handels, oder zur Erweckung des Luxus.

Fletchers Plan einer Miliz ist von Harringtons Plane wenig unterschieden. Man soll beständig drey Lager in England, und ein viertes in Schottland halten; und ein jeder soll nach

seinem ein und zwanzigsten Jahre in das eine oder das andere sich begeben. Man soll in diesen Lagern die Kriegskunst lernen und ausüben; diejenigen, welche sich selbst erhalten können, sollen zwey Jahre, andere aber nur ein Jahr darin bleiben. Zweytens, diejenigen, welche so erzogen sind, sollen hernach beständig funfzigjährliche Zusammenkünfte halten, und jedesmahl vier Stunden sich in den Waffen üben. Es wird dabey nicht gesagt, wie die jungen Leute gezwungen werden, sich in das Lager zu begeben; und es wird auch keine Ausnahme von solchen Personen erwähnt, die für die Kirche, für die freyen Wissenschaften, und für die schönen Künste bestimmt sind. Die Schwachen und Kranken müssen ausgenommen seyn; und doch wird keine Einrichtung wider diejenigen in Vorschlag gebracht, welche sich unter einem falschen Vorwande entfernen. Allein nach genauer Überlegung trifft auch der Haupteinwurf wider Harringtons Plan ebenfalls diesen Plan, daß er durch Erregung eines kriegerischen Geistes die Gemüther unsers Volks von den Künsten und Manufacturen und von einer jeden beständigen einförmigen Beschäftigung abziehen würde. Der Verfasser bemerket selbst, daß der Gebrauch und die Übung in den Waffen es dahin bringen würde, daß die jungen Leute ihre Ehre in diese Kunst setzen, und diese sie zur Liebe des kriegerischen Ruhmes anfeuern würde; er wird aber nicht gewahr, daß die Liebe zum kriegerischen Ruhme, wenn sie durch den ganzen Haufen des Volks ausgebreitet wäre, Brittanien zu einem Handelslande untüchtig ma-

chen würde, so daß es wenig oder gar kein Gewicht mehr in Europa hätte.

Das Kriegswesen ist in einer jeden Art von Regierung nothwendig; die Quäker sind die einzigen, welche daran zweifeln. Ist es daher nicht kränkend, daß ein Hauptzweig der Regierung bis auf den heutigen Tag in einem so unvollkommenen Zustande bleiben soll? Man sollte bald argwohnen, es wäre ein anklebender Fehler in der Natur der Regierung, der allen Bemühungen des Genies zur Hervorbringung eines vollkommenern Musters entgegen handelte. Ich bin nicht geneigt, dieses für einen Mangel der Vorsehung, besonders in einem zur Wohlfahrt der Gesellschaft so wesentlichen Artikel, zu halten; und ehe ich dieser Beschuldigung nachgebe, so wage ich es lieber, folgenden Plan, sogar auf Gefahr für einen müßigen Projectmacher gehalten zu werden, in Vorschlag zu bringen. Und was mich großen Theils zu diesem Versuche antreibt, ist diese feste Überzeugung, daß ein militärischer und arbeitsamer Geist für Brittanien von gleicher Wichtigkeit ist; und daß bey dem Verluste eines von beyden wir ebenfalls verloren sind. Es ist also im folgenden Plane meine Hauptabsicht, die scheinbaren Gegner mit einander wieder auszusöhnen; und ich werde darin gleich fortfahren, so bald ich mir nur den Weg durch einige vorläufige Betrachtungen gebahnet habe.

Die erste Betrachtung ist, daß bey der Nothwendigkeit der Kriegsmacht in einem jeden Staate

niemand ausgenommen ist, für sein Vaterland die Waffen zu tragen; sie sind alle dazu verbunden, weil man keinen verbinden kann, wenn es nicht bey allen geschieht. Müßte man ja einen Unterschied machen, so sollten die Personen von Stande und Vermögen zuerst zu diesem Dienste berufen werden, weil sie an der Wohlfahrt ihres Landes den größten Antheil haben. Man höre nur, wie ein guter Kriegsmann hierüber seine Gedanken ausdrücket. „Die Werbungen, welche durch Betrug geschehen, sind insgesammt verhaßt; man stecket einem Menschen das Geld in die Tasche, und sagt ihm, daß er nun Soldat sey. Die Werbungen, welche mit Gewalt geschehen, sind noch verhaßter; es ist eine öffentliche Plage, wovon sich der Bürger nicht anders, als durch Geld losmachen kann, und wovon der Grund allezeit ein verhaßtes Mittel ist. Würde es nicht besser seyn, ein Gesetz zu machen, daß jedermann, von welchem Stande er auch wäre, seinem Fürsten und Vaterlande fünf Jahre lang dienen müßte? Man könnte dieses Gesetz nicht mißbilligen, weil es natürlich und gerecht ist, daß die Bürger die Vertheidigung des Staats über sich nehmen. Diese Methode der Werbung würde eine unerschöpfliche Quelle guter und tüchtiger Recruten seyn, welche gewiß nicht entliefen. Man würde es in der Folge für eine Ehre und Pflicht halten, seine Zeit zu dienen. Aber man müßte dabey keinen Stand ausnehmen, in diesem Puncte strenge seyn, und zur Vollziehung dieses Gesetzes bey dem Adel und den Reichen vorzüglich den Anfang machen. Es würde nie-

mand darüber murren. Diejenigen, welche ihre Zeit gedienet hätten, würden alle anderen, die diesem Gesetze widerstrebten, mit Verachtung ansehen, und man würde sich unvermerkt eine Ehre daraus machen, zu dienen; der arme Bürger würde sich mit dem Beyspiele des Reichen trösten, und dieser würde es nicht wagen sich zu beklagen, wenn er sähe, daß der Adel vom Dienste nicht ausgenommen wäre" *).

Hier ist noch eine andere vorläufige Betrachtung. So lange noch etwas von unserm ursprünglichen kriegerischen Geiste übrig blieb, so war es nicht schwer, die Armee zu recrutiren. Allein diese Sache ist seit einigen Jahren sehr beschwerlich, und durch die Nothwendigkeit, bey der unbesonnenen Jugend listige Kunstgriffe zu brauchen, noch unangenehmer, als beschwerlich geworden. Solche Kunstgriffe gelingen auch nicht allezeit; in unserem letzteren Kriege mit Frankreich mußten wir sogar den Schein eines freywilligen Dienstes aufgeben, und die Armee nach dem festen Grundsatze der Verbindlichkeit eines jeden, für sein Vaterland zu fechten, recrutiren: die Friedensrichter wurden durch die gesetzgebende Macht bevollmächtiget, diejenigen zum Dienste zu zwingen, die man bey den bürgerlichen Geschäften am besten entbehren konnte. Hätte man dabey eine einzige Bedingung hinzu

*) Les Rêveries du Comte de Saxe.

gesetzt, und den Dienst auf fünf oder sieben Jahre eingeschränkt, so würde diese Maßregel in einem freyen Lande sogar ohne allen Tadel gewesen seyn. Es würde eine schätzbare Verbesserung dabey gewesen seyn, wenn man die Offiziere der Armee der Mühe überhoben hätte, listige Kunstgriffe zur Recrutirung ihrer Corps zu gebrauchen. Dieses wäre so wohl wegen der eigentlichen Absicht, als auch wegen der Folgen von großer Wichtigkeit gewesen. Einer von den wenigen Fehlern eines freyen Staats ist die ausgelassene Freyheit bey dem gemeinen Volke, welches in Unordnungen und Liederlichkeit ausarten kann, wenn es sich nur vor groben Verbrechen hüthet, welche durch die Gesetze bestraft werden. Nun ist meiner Meinung nach niemahls eine wirksamere Methode der Wiederherstellung der Industrie und Mäßigkeit, als die eben erwähnte, angezeigt worden. Die heilsamen Wirkungen davon waren sogar während der kurzen Zeit, da sie dauerte, sichtbar. Die Furcht, zum Dienste gezwungen zu werden, machte den Pöbel ruhig und ordentlich; ja sie that noch mehr; sie machte ihn arbeitsam, um sich dadurch Gunst zu erwerben. Die nützlichsten Entdeckungen sind mehrentheils zufällig gewesen; unsere Gesetzgeber fielen von ungefähr auf eine vortreffliche Methode, die müßigen und liederlichen Leute auf den rechten Weg zu bringen, da sie eigentlich keine andere Absicht hatten, als die Armee zu recrutiren; eine Sache, die bey den gegenwärtigen verdorbenen Sitten von größerer Wichtigkeit ist, als alles andere, was die Polizey

von Brittanien angehet. Ein beständiges Gesetz von dieser Art würde durch die Beförderung des Fleißes ein vortreffliches Mittel wider den unruhigen Pöbel gewesen seyn, der eine wahre Krankheit eines freyen Landes ist, welches mit so vielen Leuten und Manufacturen angefüllet ist *). Warum schränkte man die vorher gehenden Gesetze, deren zwey waren, nur auf eine gewisse Zeit ein? Man erinnert sich keines andern Gesetzes, welches die Unsterblichkeit mit besserem Rechte verdienet hätte.

Nunmehr komme ich zu dem Plane selbst, den ich doch nach allen meinen Bemühungen mit Zittern vorlege; nicht als ob ich an seiner Gründlichkeit zweifelte, sondern weil er sich zu den Sitten dieser Insel vielleicht übel schicket. Es würde in der That sehr lächerlich seyn, wenn ich hoffen wollte, daß man ihn ausführen werde; dieses kann aber nicht eher geschehen, als bis der Patriotismus in Brittanien wieder blühen wird, wie er vor einiger Zeit geblühet hat.

*) Der Pöbel in den südlichen Gegenden von England hat vor Kurzem unter dem Vorwande der Theurung die Regierung sehr beunruhigt. Eine Privatperson entdeckte dabey eine Sache, welche unsere Minister hätten entdecken sollen, nähmlich, daß dieser Pöbel beständig unruhig war, wo der Lohn sehr hoch, und die Lebensmittel in geringem Preise waren, und daß jetzt diese Unruhen nicht aus Mangel, sondern aus Muthwillen entstünden.

Gesetzt nun, eine Armee von 60000 Mann wäre für Brittanien hinreichend; so würde es eine vernünftige Methode zur Anwerbung einer solchen Armee seyn, wo keine stehenden Truppen sind, daß die Landeigenthümer, nach Maßgabe ihrer geschätzten Einkünfte, Leute lieferten, die sieben Jahre und nicht länger dienen müßten *). Da es aber eben so unbillig als unbesonnen seyn würde, unsere gegenwärtige Armee auf einmahl zu entlassen; so würde der gelinde und natürliche Weg dieser seyn, daß man anfinge, die alte Armee in die neue nach und nach umzuschmelzen, wenn man die leeren Stellen mit solchen Leuten ausfüllte, die sieben Jahre und nicht länger dienen müßten; und der Vorschlag zur Anwerbung geschickter Leute besteht darin, daß man gewissen Landbesitzern von hohem Range und Ansehen in jeder Grafschaft den besondern Auftrag gäbe, die Recruten aus den niedern Ständen auszuheben, und davon allezeit diejenigen zu wählen, welche zu Hause am wenigsten nützlich sind.

Zweytens, diejenigen, welche nach der bestimmten Zeit des Dienstes ihre Entlassung verlangen, sollen niemahls wieder, außer im Falle

---

*) In Dännemark muß jeder Landbesitzer von einem gewissen Einkommen einen Mann zur Miliz liefern, den er nach Belieben wieder wegnehmen kann, wenn er an seiner Stelle einen andern liefert; eine vortreffliche Methode, die Bauern folgsam und fleißig zu machen.

eines wirklichen Angriffes unseres Landes, zum Dienste gerufen werden. Ein jeder von ihnen soll alsdann eine Prämie von 8 oder 10 Pfund Sterling bekommen, damit er einen Handel anfangen, oder einem andern Berufe nachgehen kann, ohne den Innungsgesetzen unterworfen zu seyn. Die Privatleute in Frankreich werden nur auf sechs Jahre zu Soldaten angenommen; und diese Mode hat niemahls einige Unbequemlichkeiten gehabt.

Drittens, bey den gemeinen Soldaten muß der Müßiggang gänzlich verbannet werden. Gesetzt, es wären jährlich drey Monathe zu den Kriegsübungen hinlänglich, so müssen die Leute in der übrigen Zeit des Jahres bey öffentlichen Werken, als bey dem Straßenbaue, Brückenbaue, Flüsse schiffbar zu machen, Hafen zu reinigen 2c. gebraucht werden. Und warum sollte man nicht auch die Soldaten für den halben Sold solchen Personen überlassen, die nützliche Privatwerke unternehmen wollen? Und gesetzt, der tägliche Sold eines Soldaten wäre 10 Pence, so würde es gar sehr zur Beförderung weitläufiger Verbesserungen dienen, wenn man eine Anzahl starker Menschen unter einer strengen Zucht um den geringen Lohn von 5 Pence täglich haben könnte. Eine so gebrauchte Armee von 60000 Mann würde dem Publicum nicht mehr kosten, als nach der gegenwärtigen Verfassung 20000 zu stehen kommen: denn außer dem Gelde, welches die Privatunternehmer beytragen, werden die von Soldaten verfertigten öffentlichen Werke sehr

schlecht gemacht werden, wenn man sie nicht mit ihrem Solde wohlfeil haben kann*).

Das wichtigste Stück dieses Plans ist dasjenige, was die Officiere angeht. Ein jeder, der nur ein wenig nachdenket, wird bekennen müssen, daß es nothwendig sey, bey unsern Leuten von Stande den kriegerischen Geist wieder zu beleben; und deßwegen werden folgende Puncte vorgeschlagen. Erstlich, es müssen zwey Classen von Officiers seyn, davon die eine für den Sold, und die andere ohne Sold dienet. Zur Besetzung der leeren Stelle eines Cornets oder Fähndrichs müssen die letztern vorgezogen werden; aber bey den folgende Erhöhungen ist kein Unterschied zwischen den Classen zu machen. Ein Officier, der sieben Jahre ohne Sold gedienet hat, kann sich mit Ehren wegbegeben.

Zweytens, niemand soll das Recht haben, eine Grafschaft im Parlement vorzustellen, der nicht 7 Jahre ohne Sold gedient hat; und außer einem wirklichen Bürger soll keiner, als solche, welche diesen Dienst verrichtet haben, berechtiget seyn, eine Bürgerschaft vorzustellen. Eben

---

*) Nimmt man dieses für ausgemacht an; so bringe ich nur den Sold von drey Monathen in Rechnung, die man in den Kriegsübungen zubringet; und diese Rechnung ist sehr leicht, indem der Sold von 20000 Mann auf zwölf Monathe eine größere Summe, als der Sold von 60000 Mann auf drey Monathe, ausmacht.

diese Eigenschaft ist auch bey einem jeden nöthig, der dem Publicum oder dem Könige in einem angesehenen Amte dienen will, und hiervon sind nur die Geistlichen und Rechtsgelehrten in Absicht auf die Ämter von ihren beyderseitigen Professionen ausgenommen. In dem alten Rom wurden keine Candidaten zu einem bürgerlichen Amte zugelassen, die nicht 10 Jahre in der Armee gedienet hatten.

Drittens, die Officiere von dieser Classe müssen von den Taxen frey seyn, welche auf die Ländereyen, Kutschen, Fenster und Geschirr gelegt sind; nicht etwa um eine geringe Summe zu ersparen, sondern zu einem Zeichen des Vorzugs.

Der kriegerische Geist müßte in Brittanien sehr schlecht seyn, wenn solche Einrichtungen nicht Statt fänden, daß man die Armee mit Officieren von Ansehen und Vermögen zieren könnte. Man darf auch keine bösen Folgen von einer Menge roher Officiere befürchten, die ohne Sold dienen: unter Leuten von Stande wird die Nacheiferung einen größern Einfluß haben, als der Sold oder Gewinnst; und es wird allezeit eine hinlängliche Anzahl alter und erfahrner Officiere, die Sold bekommen, vorhanden seyn, um sich bey jeder schweren Unternehmung an die Spitze zu stellen.

Viertens, zur Verbesserung dieser Armee in der Kriegszucht kann man bey Gelegenheit 5 oder 6000 Mann als Hülfstruppen einem Alliirten

im Kriege überlassen. Und wenn man dieses Corps von Zeit zu Zeit abwechselt, so wird sich die Einsicht und Übung im Kriege durch die ganze Armee bald ausbreiten.

Die Officiere, welche für Sold dienen, werden von diesem Plane einen großen Nutzen ziehen: die häufigen Abdankungen derer, die ohne Sold dienen, machen ihnen bald Platz; und das Kaufen und Verkaufen der Stellen ist ohnedieß nach diesem Plane gänzlich ausgeschlossen.

Ich fahre fort, die nöthigen Veränderungen anzuzeigen, die man zur Einrichtung dieses Planes nach unserer gegenwärtigen Kriegsverfassung machen muß. Da eine gänzliche Veränderung in einem Augenblicke nichts anders, als Verwirrung hervor bringen würde, so soll der erste Schritt nur eine Probe seyn, so daß man etwa zwey oder drey Regimenter nach dem neuern Muster errichtet; man darf sich hierbey über die Kosten nicht beschweren, da die Truppen, die wir gegenwärtig in Solde haben, sogar im Frieden zur Ausrichtung der gewöhnlichen Befehle der Regierung nicht zureichen. Und da die Aussicht bürgerlicher Ämter mehrere Leute von Stande ermuntern wird, ihre Dienste anzubiethen, als man nöthig hat; so muß die Wahl nicht allein bey den neuen Regimentern, sondern auch bey den leeren Stellen der Cornets und Fähndriche in der alten Armee bey der Krone bleiben. Jedoch da diese Einrichtung nicht sogleich Männer hervor bringen könnte, die sich zu Staats-Se-

cretären oder Schatzmeistern schickten, bey denen Se. Majestät eine hinlängliche Wahl anstellen könnte, so kann dieses Stück des Planes so lange ausgesetzt bleiben, bis diejenigen, welche 7 Jahre ohne Sold gedienet haben, wenigstens über tausend betragen. Der Artikel, welcher die Mitglieder des Parlements anbetrifft, muß noch länger ausgesetzt bleiben. Jedoch kann er nach den ersten sieben Jahren zum Theile ausgeführet werden, wenn man denenjenigen, welche keinen Sold empfangen haben, den Vorzug gestattet, eine Bürgerschaft vorzustellen, und diesen Vorzug andern, außer wirklichen Bürgern, versaget. Wir können noch einen Schritt weiter gehen, daß, wenn in einer Grafschaft fünf Herren sind, welche, außer den gewöhnlichen gesetzmäßigen Eigenschaften, noch diese erwähnte Fähigkeit besitzen, einer von den fünfen erwählet werden muß, indem man den Erwählern wegen ihrer andern Repräsentanten ihre Freyheit läßt.

Was die gemeinen Soldaten der alten Armee anbetrifft, so kann man jährlich tausend davon, die am längsten gedienet haben, entlassen, wenn sie es selbst verlangen, und an ihrer Stelle eine gleiche Anzahl wieder aufnehmen, um nur sieben Jahre zu dienen. Es wird nicht schwer seyn, nach einem solchen Plane Recruten zu finden.

Der Vortheil dieses Planes ist in einem besondern Stücke sehr sichtbar. Er wird die Armee unfehlbar mit tapfern Officieren anfüllen; die andern Vortheile, welche die Officiere selbst an-

gehen, sollen hernach angeführet werden. Es muß nothwendig bey den Officieren, die ohne Sold dienen, eine Begierde zum kriegerischen Ruhme entstehen, wenn ihr Dienst der einzige Weg zu großen Ehrenstellen ist. Und können wir nicht hoffen, daß die Officiere, die im Solde sind, durch die Stärke der Nachahmung eben diese Begierde erlangen werden? man muß einem jeden Officier sehr fleißig einschärfen, daß sie den Reichthum als einen Gegenstand des Handels, der unter der Würde eines Soldaten ist, verachten. Oft ist der Muth siegreicher Truppen durch die Plünderung einer reichen Stadt sehr geschwächt worden; und können nicht auch reiche Prisen zur See eben die Wirkung haben? Man hat einige Seeofficiere im Verdacht gehabt, daß sie ihr Feuer lieber gegen ein Kauffardeyschiff, als gegen ein Kriegsschiff gerichtet haben. Ein Triumph, eine bürgerliche Krone, oder ein anderes Ehrenzeichen waren in dem alten Rom die einzigen Belohnungen kriegerischer Thaten*). Es wurde zwar

---

*) Ein römischer Triumph war sehr fein ausgedacht, um dadurch den Heldenmuth zu erregen; und eine Art von Triumph, der nicht weniger prächtig war, wurde auch von dem Fatemite, Kaliphen in Egypten, gezeiget. Nach der Zurückkunft aus einem glücklichen Feldzuge schlug der Kaliphe sein Lager auf einer großen Ebene nahe bey der Hauptstadt auf, wo ihm alle die Großen des Landes mit ihren prächtigen Equipagen ihre Aufwartung machten. Drey Tage wurden in allen Arten von Freudensbezeugungen, Schmausereyen, Musik, Feuerwerken rc. zugebracht. Er zog mit

bisweilen unter die gemeinen Soldaten, als ein Zusatz ihres Soldes, nach einem beschwerlichen Feldzuge, Geld ausgetheilet, aber nicht als eine Belohnung für ihre gute Aufführung, weil sie alle gleiche Theile bekamen. Die scharfsinnigen Römer sahen wohl ein, daß der Reichthum die Schwelgerey und den Eigennutz erzeuget, und den kriegerischen Geist ganz ausrottet. Jener Soldat, der zur Wiedererlangung seiner Bagage eine kühne That ausrichtete, gab allen Regierungen einen lehrreichen Unterricht. Denn als ihn sein General antreiben wollte, sein Glück zum zweyten Mahle zu versuchen, so sagte der Soldat: Man treibe einen an, der seine Bagage verlohren hat. Mancher verwegener Abenteurer geht nach Indien, der sich nach seiner Zurückkunft mit einem großen Vermögen für einem jeden kleinen Winde fürchtet. Brittanien ist allem Vermuthen nach mit dem Geiste des Gewinnstes angesteckt. Wird man es wohl bey einem Manne von Ansehen für lächerlich halten, daß er die Ehre und Hochachtung dem Reichthume vorziehet, wenn er sich nur eine Mahlzeit und ein warmes Kleid verschaffen kann? Man vergleiche einen alten Officier, der niemahls seinen Freund oder sein Vaterland verlassen hat, mit einem reichen Kaufmanne, der niemahls an etwas anderes, als Gewinnst gedacht

---

diesem großen Zuge in die Stadt durch die Straßen, welche mit reichen Decken behangen, mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bestreuet, und auf beyden Seiten mit frohlockenden und glückwünschenden Unterthanen besetzt waren.

hat. Der Reichthum ist zwar verführerisch; — und doch ist wohl ein Mann von Verstande, der nicht lieber der Officier als der Kaufmann sogar mit seinen Millionen seyn wollte? Der Sultan Mahomed gab den Janitscharen das Privilegium, die fremden Waaren zollfrey einzuführen: wollte er etwa die Soldaten in Kaufleute verwandeln, welche den Frieden lieben, und den Krieg hassen?

Ob ich mich aber gleich vor der Hand wider reichliche Besoldungen erkläre, welche, anstatt den Dienst zu befördern, nur eine Versuchung zur Schwelgerey und Müßiggange sind: so ist doch bey einem angesehenen Officier, der seine jüngeren Jahre in dem Dienste des Königs und des Vaterlands zugebracht hat, eine Statthalterschaft, oder eine andere schickliche Charge, worin er sein übriges Leben in Ruhe und Überflusse zubringen kann, eine gehörige Belohnung des Verdienstes, welche dem Fürsten, der sie gibt, und dem Unterthan, der sie empfängt, auf gleiche Weise zur Ehre gereicht, und über dieses noch andern eine ermunternde Aussicht verschafft, die sich ebenfalls wohl betragen wollen.

Was die gemeinen Soldaten anbetrifft, so dienet die vorgeschlagene Abwechslung zu weit wichtigern Verbesserungen, als wenn man den Kriegsdienst bey einzelnen Personen leicht zu machen sucht. Dieser Plan dienet zur Vereinigung der Industrie mit dem Geiste des Krieges, und zur Bildung so wohl eines fleißigen Arbei-

ters, als eines guten Soldaten. Die beständig empfohlne Übung muß nothwendig den Geist des Fleißes bewirken, und man wird die gemeinen Soldaten nach ihrem siebenjährigen Dienste vor allen andern Arbeiten, nicht allein wegen ihrer Ordnung, sondern auch wegen ihrer Munterkeit, häufig verlangen. Und bey dem Kriegsdienste selbst ist die beständige Übung das Leben einer Armee, im eigentlichen und verblümten Verstande. Die Kühnheit wird durch Stärke und Biegsamkeit eingeflößt, wozu die beständige Bewegung das Meiste beyträgt. Die Römischen Bürger, die von ihrer Kindheit an in den Waffen auferzogen waren, und niemahls ruhen durften, waren unüberwindlich. Die geräumigen und dauerhaften Straßen, welche man bis ans äußerste Ende dieses großen Reichs geführet hat, zeigen deutlich, wie die Soldaten im Frieden gebraucht wurden; welches sie zum Kriege abhärtete, und sie ordentlich und unterthänig machte *). Die Römer hielten die Arbeit bey der Armee für so wesentlich, daß sie es niemahls wagten, mit Truppen, die durch Müßiggang geschwächt waren, den Feinden entgegen zu gehen. Die Römische Armee in Spanien, die in verschiedenen Treffen verloren hatte, und in ihren Verschanzungen eingeschlossen blieb, war vorher in Müßiggang und Schwelgerey verfallen. Scipio Nasica, welcher nach der Zer-

---

*) Bergier histoire des grands chemins Vol. 2. p. 152.

störung von Karthago das Commando dieser Armee übernahm, durfte sie dem Feinde nicht eher entgegen stellen, als bis er die Soldaten zur Mäßigkeit und harten Arbeit gewöhnt hatte. Er übte sie ohne Unterlaß in Märschen und Gegenmärschen, in Befestigung des Lagers und in der Zerstörung desselben, in Verfertigung der Laufgräben und Ausfüllung derselben, und in Errichtung hoher Wälle und ihrer Niederreissung; er selbst ging von Morgen bis auf den Abend herum, und wies eine jede Arbeit an. Marius, ehe er sich mit den Cimbrern in eine Schlacht einließ, übte seine Armee in der Ableitung eines Flusses. Appian berichtet, daß Antiochus in seinen Winter-Quartieren zu Calcis ein schönes Frauenzimmer, in welches er sich sehr verliebt, geheurathet, den ganzen Winter hindurch in Lustbarkeiten zugebracht, und seine Armee den Lastern und dem Müßiggange überlassen habe; aber daß auch im Frühlinge seine Soldaten im Dienste ganz ungeschickt gewesen wären. Der Müßiggang unserer Soldaten in Friedenszeiten befördert das liederliche und ausschweifende Leben, und ist für die Gesundheit nicht weniger, als für die Mannszucht verderblich. Unsere gemeinen Soldaten, welche zu den Beschwerlichkeiten des ersten Feldzuges ganz ungeschickt sind, sterben zu tausenden, als ob sie von der Pest aufgerieben würden *). Wir lesen niemahls von

*) Der Müßiggang der Brittischen Soldaten erhellet deutlich aus einer Verordnung des Com-

einem Sterben in den Römischen Legionen, ob sie gleich oft in sehr verschiedenen Gegenden Krieg führten. Man höre einen vernünftigen Schriftsteller, dem jedermann mit Vergnügen zuhöret. „Wir bemerken heut zu Tage, daß unsere Armeen durch die harte Arbeit der Soldaten aufgerieben werden; und doch geschah es durch viele Arbeit, daß die Römer sich erhielten. Der Grund davon ist, wie ich glaube, daß ihre beschwerlichen Arbeiten unablässig waren; anstatt daß unsere Soldaten von einer sehr harten Arbeit zu einem großen Müßiggange übergehen, welches die schicklichste Sache von der Welt ist, sie aus dem Wege zu räumen. Ich muß hier erzählen, was uns die Schriftsteller

---

missärs von den beygefügten Gütern in Schottland. Nach dem letztern Kriege mit Frankreich hielten sie dafür, daß man einen Theil der königlichen Einkünfte nicht besser anwenden könnte, als wenn man den abgedankten Soldaten Brot verschaffte. Man bauete für sie Häuser, und theilte unter ihnen Ländereyen aus, um sie zu einem geringen Zinse anzubauen, und man unterhielt sie bis zur nächsten Ärndte. Diese Leute hätten es nicht besser wünschen können; allein sie waren so sehr zum Müßiggang und Veränderung des Orts gewöhnt, daß sie zu gar keiner Art von Arbeit geschickt waren; sie verließen ihre Ländereyen einer nach dem andern, und fingen an zu stehlen und zu betteln. Jedoch die Unterofficiere waren davon ausgenommen; sie waren verständig, und kamen auf ihren kleinen Bauerngütern sehr gut fort.

von der Erziehung der Römischen Soldaten sagen. Man gewöhnte sie beständig zu dem soldatischen Schritte, d. i. in 5 Stunden 20 und bisweilen 25 Meilen zu marschiren. Auf diesen Märschen mußte jeder Soldat 60 Pf. an Gewichte tragen. Man gewöhnte sie, bewaffnet zu laufen und zu springen, und bey ihren Kriegsübungen waren ihre Schwerter, Wurfspieße und Pfeile noch einmahl so schwer, wie gewöhnlich; und diese Übungen waren beständig. Solche abgehärtete Leute waren gewöhnlicher Weise gesund. Man bemerkt nicht in den Schriftstellern, daß die Römischen Armeen, welche in so vielen Gegenden Krieg führten, durch Krankheiten gelitten hätten; hingegen heut zu Tage geschieht es beständig, daß die Armeen ohne Schlachten sich, so zu sagen, in einem Feldzuge selbst aufreiben" *). Der Marschall von Sachsen, ein Soldat und kein Arzt, schreibt den gesunden Zustand der Römischen Legionen dem Gebrauche des Essigs zu; wäre der Essig so mächtig, so würde er unter allem Getränke am meisten gesucht werden. Allein die unablässige Übung, sowohl im Frieden, als auch im Kriege, brachte diese heilsame Wirkung hervor, welches jeder Fürst finden wird, der die Römische Mannszucht nachahmen will **). Der Marschall hatte es in Absicht auf die Pferde besser erra-

*) Montesquieu Grandeur de Romains chap. 2.

**) Vegetius de re militari lib. 3. c. 2.

then. Er bemerkt von der Cavallerie, daß ein Pferd durch beständige Übung abgehärtet und gesund wird, und daß ein junges Pferd keine schwere Arbeit ausstehen kann; und deßwegen erklärt er sich wider die jungen Pferde zum Dienste einer Armee.

Es wird jedermann einräumen, daß das Kriegswesen in der Brittischen Regierung noch vieler Verbesserungen fähig ist. Ich habe meinen geringen Antheil dazu beygetragen, und ich unterwerfe ihn dem Publicum, als einem Richter, von welchem keine Appellation Statt findet. Es geschieht in dreyerley Absichten. Die erste ist, ob eine wie oben geschilderte Armee uns nicht wider den kühnsten Angriff in Sicherheit setzen würde. Die zweyte, ob eine solche Armee für die Freyheit eben so gefährlich, als eine Armee in ihrer gegenwärtigen Gestalt, seyn würde. Und die dritte, ob es nicht eine Schule der Industrie und der Mäßigkeit für unsere Leute wäre.

In Absicht auf das Erste, so würden wir nach wenig Jahren nicht allein eine Armee von 60000 wohl gezogenen Truppen, sondern auch eine andere eben so zahlreiche und wohl abgerichtete Armee zum Dienste bereit haben. Abgehärtete Truppen haben zwar einen Vortheil über solche, die noch nicht eben diese Erfahrung haben; aber man kann es zuversichtlich für unmöglich erklären, mit einer Armee in Brittanien eine Landung zu thun, welche 100000

wohl abgerichteten Brittischen Soldaten widerstehen kann, wenn sie auch sogar ihre erste Schlacht für ihr Vaterland, und für ihre Weiber und Kinder liefern.

Ein Krieg mit Frankreich erregt, gleich bey jeder geringen Drohung von einem Anfalle, ein tödtliches Schrecken. Die Sicherheit, welche der vorgeschlagene Plan gewähret, würde uns in den Stand setzen, zur See zu fechten, anstatt daß wir unsere Schiffe zur Bewachung unserer Küste zu Hause behalten müssen. Würde Brittanien wohl länger genöthigt seyn, seine Verbindungen auf dem festen Lande zu unterstützen? Kaum vermehret ein Europäischer Fürst seine Truppen, oder verbessert die Mannszucht, so müssen seine Nachbarn aus Furcht vor ihm eben dieses thun. Kann man nicht hoffen, daß Brittanien, durch den vorgeschlagenen oder einen andern solchen Plan, von der Eifersucht und Bekümmerniß um seine Nachbarn befreyt bleiben werde?

In Ansehung der zweyten Absicht, so genießen wir schon lange, unter einer Erbfolge gütiger Fürsten, die Annehmlichkeiten einer freyen Regierung, und fangen schon an zu vergessen, daß unsere Freyheiten jemahls in Gefahr gewesen sind. Allein die schläfrige Sicherheit ist der gefährlichste Zustand; weil der Staat kann überwunden werden, ehe wir noch von einer Gefahr träumen. Man setze nur, daß ein Brittischer König, der in der Kriegskunst erfahren

ist, und von seinen Soldaten geliebet wird, sich an die Spitze seiner eigenen Truppen in einem Kriege mit Frankreich stellet, und nach mehr als einem glücklichen Feldzuge seinem Feinde, unter sehr vortheilhaften Bedingungen für sein Volk, Frieden gibt; was für Sicherheit haben wir für unsere Freyheiten, wenn er mit einer siegreichen Armee, die seinem Willen ergeben ist, zurück kommt? Ich rede hier von einer stehenden Armee in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Hingegen solche Truppen, wie ich sie eben geschildert habe, werden nicht so folgsam seyn; eine große Anzahl des ersten Adels, welche ohne Sold dienen, und keine Versuchung haben können, sich selbst und ihr Vaterland zu Sclaven zu machen, wird eine starke Schutzwehre wider die ehrgeitzigen Absichten eines solchen Fürsten seyn. Und gesetzt auch, daß auch diese Armee gänzlich verdorben wäre, so kann doch der Fürst wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolgs wider eine Nation haben, die durch eine andere Armee unterstützt wird, welche aus Leuten besteht, die ihren Kriegsdienst verrichtet haben, und auf welche man sich, als auf tapfere Streiter für ihr Vaterland, verlassen kann.

Was die letzte erwähnte Absicht betrifft, so muß der vorgeschlagene Plan nothwendig die Industrie und Tugend, nicht allein unter den Soldaten, sondern auch unter dem arbeitsamen Volke befördern. Die Menschen werden, zur Vermeidung harter Arbeit und strenger Zucht bey der Armee, zu Hause mäßig und arbeitsam

seyn; und diejenigen unbiegsamen Köpfe, welche man durch die gelinden Gesetze einer freyen Regierung nicht gewinnen kann, werden durch das Kriegsrecht auf eine wirksame Art folgsam werden. Über dieses, da die Mäßigkeit und Unschuld beständige Begleiter der Industrie sind: so würden die Sitten unsers Volks gar sehr gereinigt werden; ein Umstand von der größten Wichtigkeit für Brittanien. Der heilsame Einfluß dieses Plans würde sich auch auf Personen in einer höheren Sphäre erstrecken. Ein junger Herr, der in der Schule geschlagen oder im Collegium herunter gesetzt wird, bekommt einen Abscheu an den Büchern, und fliehet zur Armee, wo er von vielen eben so müßigen und unwissenden Leuten unterstützt wird. Wie viele junge Herren gehen auf diese Weise täglich zu Grunde, die, ohne die Versuchung zum Müßiggange und zur Fröhlichkeit bey der Armee, nützliche Unterthanen würden geworden seyn! Nach dem vorhabenden Plane würden die Officiere, die für den Sold dienen, an der Anzahl so geringe seyn, und ihre Aussicht zu einer Beförderung wäre so gewiß, daß es viele Mühe erfordern würde, bey der Armee eine Stelle zu erlangen. Man würde niemand zulassen, der nicht in allen Theilen der Kriegswissenschaften ordentlich erzogen wäre, und die müßigen Knaben müßten wieder zu ihrem Studieren zurück kehren.

Hier zeiget sich eine angenehme Scene in Absicht auf die Industrie. Gesetzt, alle 60000 Mann wären ganz müßig, so behaupte ich doch, daß

durch Verdoppelung des Fleißes der übrigen die Summe der Industrie viel größer seyn würde, als vorher. Ja die Scene wird ganz entzückend, wenn wir uns vorstellen, daß diese 60000 Mann nicht allein die arbeitsamsten, sondern auch die Muster des Fleißes für andere seyn würden.

Wir leiden gemeiniglich bey dem Schlusse eines fremden Krieges sehr viel durch die abgedankten Soldaten, die entweder stehlen, oder vor Hunger sterben müssen. Der gegenwärtige Plan ist ein wirksames Gegenmittel; solchen Leuten, die unter einer strengen Zucht zu harter Arbeit gewöhnet sind, kann es niemahls an Brote fehlen; man wird sie überall sogar mit höherem als gewöhnlichem Lohne suchen, und sie werden vortreffliche Lehrmeister seyn, um die Landleute zu harter Arbeit zu gewöhnen.

Ein Mensch folget der Nacheiferung freywilliger für seinen Freund oder sein Vaterland, als für sich selbst: das letztere ist eigennützig, das erstere aber rühret aus einem geselligen Grunde her. Haben wir deßwegen nicht Ursache zu hoffen, daß die Abtheilung der Officiere in verschiedene Classen eine löbliche Nacheiferung erwecken, und einzelne Personen antreiben werde, sich bey jeder Gelegenheit zur Ehre ihrer Corps zu zeigen? Eine solche Nacheiferung wird als eine tugendhafte Leidenschaft kein Hinderniß für die Privatfreundschaft zwischen den Mitgliedern von verschiedenen Classen seyn. Kann man nicht viel-

mehr erwarten, daß junge Officiere von hoher Geburt und Vermögen, aus Eifer sich auf ihre eigenen Kosten zum Dienste ihres Vaterlandes geschickt zu machen, sich wegen des Unterrichts an erfahrne Officiere wenden werden, die kein anderes Erbtheil als persönliches Verdienst haben? Beyde finden in dieser Verbindung ihre Rechnung; Leute von Stande werden mit den Kriegssachen bekannt, welches ein schätzbarer Zweig ihrer Erziehung ist, und die Officiere, die für den Sold dienen, bekommen Freunde bey Hofe, die eine jede Gelegenheit ergreifen werden, ihnen ihre Dankbarkeit zu bezeugen.

Die erwähnten Vortheile sind groß und ausgebreitet, und doch sind sie noch nicht die einzigen Vortheile. Wird man mich wohl für ausschweifend halten, wenn ich hoffe, daß der vorgeschlagene Plan ein besseres System der Erziehung für unsere jungen Leute von Stande bilden kann, als man bisher in Brittanien gekannt hat? Ehe man wider mich das Urtheil fällt, so müssen noch folgende Betrachtungen gehörig erwogen werden. Unsere jungen Leute gehen außer Land, um die Welt im wirklichen Verstande zu sehen, indem man von Knaben nicht erwarten kann, daß sie tiefer eindringen werden, als was sie mit ihren Augen fassen können. Sie begeben sich an die Höfe, wo sie nichts Nachahmungswürdiges finden, als Pracht, Schwelgerey, verstellte Tugenden, und wirkliche Laster. Solche Scenen machen bey jungen Leuten, die eine lebhafte Einbildungskraft haben, einen tiefen Ein-

druck. Unser Plan würde ein Gegengift wider eine solche giftige Erziehung seyn. Gesetzt 18 Jahre wären die früheste Zeit zum Dienste in der Armee, so finden hier unsere jungen Leute von Stande einen Gegenstand, der ihren Ehrgeitz erregen kann. Sie werden sich bemühen, eine große Figur zu machen, und die Nacheiferung wird sie beleben, sich hervor zu thun, und im Falle daß auch ein junger Mensch keinen Ehrgeitz hätte, so würde ihn doch die Schande allein antreiben. Sie würden ihre ganze Zeit damit zubringen müssen, daß sie die Kriegskunst erlernten, ihre Leute übten, die Ausführung der öffentlichen Werke besorgten, und andere militärische Handlungen verrichteten. Ein junger Herr, der auf solche Weise von den anlockenden Lastern und Thorheiten der Jugend abgezogen wird, müßte sehr wenig Genie haben, wenn er in diesen 7 Jahren, das Lesen und Nachdenken gänzlich verabsäumet hätte. Da ich aber von unsern reichen Jünglingen eine bessere Hoffnung hege, so nehme ich es als gewißan, daß sie während ihres Dienstes nicht allein in der Kriegswissenschaft, sondern auch in der Moral und in den schönen Künsten einen solchen Fortgang gemacht haben, daß sie in dem Alter von 25 Jahren im Stande sind, von dem Besehen der Welt einigen Nutzen zu ziehen.

Viertens, junge Leute von Stande und Vermögen erlangen zwar die Sanftmuth und Biegsamkeit des Hofes gegen ihre Höhern; aber der Zwang bey solchen Sitten macht, daß ihre Ge-

müthsart gegen Untergebene ausbricht, wo kein Zwang Statt findet. Der Übermuth des Ranges ist zwar in Brittanien nicht so sichtbar, als in solchen Ländern, die weniger Freyheit haben; aber es zeiget sich doch deutlich genug, daß eine Verbesserung nöthig ist. Zu dem Ende verspricht keine Methode etwas Besseres, als der Kriegsdienst, da der Befehl und Gehorsam wechselsweise die beste Zucht zur Erlangung der Gelindigkeit und Mäßigung sind. Kann man wohl den Stolz und Übermuth mehr demüthigen, als wenn man einen Niedrigern befehlen läßt *)?

Hierbey ist immer noch der wichtige Punct

*) Das folgende Gemählde ist von einer guten Hand (Madam Pompadour) gezeichnet, und wenn es einige Ähnlichkeit hat, so setzet es unsern Plan in ein helles Licht. Der Französische Adel, sagt diese Dame, bringt sein Leben in Verschwendung und Müßiggang zu, und weiß eben so wenig von der Politik, als von der Ökonomie. Ein Edelmann jaget sein ganzes Leben hindurch auf dem Lande, oder er kommt vielleicht nach Paris, um sich mit einem Opern-Mädchen zu Grunde zu richten; diejenigen, welche Minister werden wollen, haben selten ein Verdienst, es müßte denn in Cabalen seyn. Die Französischen Edelleute besitzen Muth, aber ohne alles Genie zum Kriege, indem ihnen die Beschwerlichkeit des Soldatenlebens unerträglich ist. Der König hat zur Sicherheit seiner Armee zwey Ausländer brauchen müssen; und wenn nicht der Graf von Sachsen und Löwenthal gewesen wären, so hätten die Feinde von Frankreich Paris belagern können.

der Erziehung. Wo das Vergnügen die herrschende Leidenschaft der Jugend ist, da wird es der Eigennutz im Alter seyn: der Eigennutz ist der Grund von beyden, und es wird nur der Gegenstand verändert. Diese Bemerkung wird auf eine traurige Weise in Brittanien bestätiget: unsere jungen Leute von Stande, die eine ermüdende und verdrießliche Laufbahn der Erziehung verabscheuen, überlassen sich dem Vergnügen. Man spüre diesen Leuten durch den gemäßigtern Theil ihres Lebens nach, so wird man finden, daß sie durch die Gunst des Hofes, ohne Achtung für ihr Vaterland und für ihre Freunde, nach Macht und Vortheil streben. Die vorgeschlagene Erziehung, welche einen reitzenden Preis für einen tugendhaften Ehrgeitz vorstellet, ist eine vortreffliche Vertheidigung wider das träge Leben des Vergnügens. Ein reicher Jüngling, der mit vielen Nebenbuhlern in einem öffentlichen Dienste verbunden ist, erlanget eine Fertigkeit in Geschäften, und da er beständig für das Publicum arbeitet, so wird der Patriotismus seine herrschende Leidenschaft.

Die Vortheile einer militärischen Erziehung, wie die vorgeschlagene ist, sind noch nicht erschöpfet. Es ist noch ein sehr wichtiger Vortheil übrig, den ich erklären muß. Unter einer ordentlichen Regierung, welche die Künste des Friedens befördert, wird der gesellige Umgang verfeinert, und die Neigung zur Gesellschaft verhältnißmäßig vermehret. Daher rühret es, daß die Hauptstadt mit allen solchen Personen ange-

füllet ist, die daselbst leben können. Ein reicher Mann, der nun keinen andern Geschmack, als am Stadtleben hat, muß sich wegen seiner Geschäfte von ungefähr auf das Land begeben: findet er nun die Geschäfte und das Land auf gleiche Weise ekelhaft, so wird er ungeduldig, und kehret mit einem Ekel an allen ländlichen Vergnügungen in die Stadt zurück. In Frankreich hat man das Land schon lange verlassen: es herrschet daselbst eine solche Liebe zur Gesellschaft, daß der König einem Manne von Ansehen keine größere Strafe anthun kann, als daß er ihn auf sein Landgut verweiset. In Brittanien nimmt eben diese Neigung zum Stadtleben täglich zu. Ein Fremder, welcher siehet, was für große Summen in England auf Landhäuser verwendet werden, muß dem Ansehen nach mit großer Gewißheit den Schluß machen, daß die Engländer ihre meiste Zeit auf dem Lande zubringen. Allein wie sehr würde er sich wundern, wenn man ihm sagte, daß die Leute von Stande in England nicht allein sehr wenig auf dem Lande lebten, sondern auch die unermeßlichen Summen, die man auf Gärten und Lustplätze wendet, mehr die Wirkung der Eitelkeit, als des Geschmackes wären! Jedoch solche Verschönerungen auf dem Lande fangen schon an, aus der Mode zu kommen, indem die Begierde zur Gesellschaft weder Zeit noch Neigung zu den ländlichen Vergnügungen übrig läßt. Ist es noch möglich, den Fortgang dieser Krankheit aufzuhalten, so ist die militärische Erziehung das einzige Mittel. In der Jugend erlanget man dauernde Eindrücke, und

reiche Leute, die sich zur Armee begeben, und meisten Theils in dem Frühlinge ihres Lebens auf das Land eingeschränket sind, bekommen einen Wohlgefallen an den ländlichen Beschäftigungen und Lustbarkeiten, und diese ziehen sie von der Hauptstadt ab, und tragen eben so viel zur Gesundheit ihres Gemüthes, als ihres Körpers bey.

Eine militärische Erziehung würde ebenfalls sehr viel zur Mäßigung in den geselligen Vergnügungen beytragen. Die Pracht, das Ceremoniel und die Unkosten, welche diejenigen machen müssen, die bey Hofe sind, und allezeit im Publicum leben, sind nicht wenig beschwerlich und ermüdend. Der Mensch ist von Natur in seiner Begierde nach Vergnügen mäßig, und es kostet ihm viele Mühe, ehe er das Übermaß davon ohne Ekel und Widerwillen ertragen kann. Die große Beschwerlichkeit des übermäßigen Vergnügens treibt die reichen Leute an, einen Theil ihrer Zeit in einer einsamen Entfernung zuzubringen, wo sie in Ruhe, und frey von aller Pracht und Ceremonie leben. Hier ist nun eine solche Entfernung, welche man ohne alle mühsamen Umschweife erlangen kann. Ein Hafen der Sicherheit und der Ruhe, zu welchem uns die militärische Erziehung führet, die alle gefährlichen Felsen und ermüdende Bewegungen vermeidet.

Ist es wohl thöricht, wenn man sich bey der Betrachtung der Vortheile einer solchen militärischen Erziehung vorstellet, daß dieser Plan ei-

ne gänzliche Veränderung der Sitten bey unsern jungen Leuten von Stande und Vermögen hervor bringen kann? Die Müßiggänger, die Spieler, und die lasterhaften Leute würden gegen unsere Kriegsleute eine sehr verächtliche Figur machen: und die Schande würde sie nöthigen, sich zu bessern.

Wie nützlich könnte der vorgeschlagene Plan zu einer guten Regierung in den Händen eines tugendhaften Königes seyn, der durch ein patriotisches Ministerium unterstützet würde! Ein junger Mensch von Stande, der nach der jetzigen Beschaffenheit der Beförderungen seinem Vaterlande in einem bürgerlichen Amte dienen will, kann sich auf nichts, als auf das parlementarische Ansehen verlassen. Hingegen die vorgeschlagene militärische Erziehung wird ihm Gelegenheit verschaffen, seine Talente zu verbessern, um die Welt von seinen Verdiensten zu überzeugen. Die also erlangte Ehre und der Beyfall würden ihm ein Recht geben, eine Beförderung zu verlangen; und man müßte ihn brauchen, nicht allein weil er es verdienet, sondern auch um andere zu ermuntern. Die häufigen Beyspiele der Hintansetzung solcher Männer, welche den Beyfall des Publicums haben, könnten vielleicht für einen Brittischen Minister gefährlich werden.

Sind nun alle diese bisher erwähnten Dinge keine Träume, so findet man hier in der That vortreffliche Vortheile bey der vorgeschlagenen

militärischen Erziehung. Die Liebe zu dieser Materie ermuntert mich, diese Unterhaltung noch fortzusetzen, und ich füge noch zu der Erziehung solcher Männer, die in einem öffentlichen Posten dienen wollen, folgende Betrachtung bey. Die Wissenschaften sind unter einander verbunden, und ein Mensch kann in keiner zu einer Vollkommenheit gelangen, wenn er nicht einigermaßen mit allen bekannt ist. Da die Staatswissenschaft insbesondere nicht wenig verwickelt ist, so kann sie keiner vollkommen erlernen, der sich nur auf einen einzelnen Zweig entweder in Absicht auf den Frieden oder auf den Krieg eingeschränket hat. Der Herzog von Marlborough machte sowohl im Cabinette, als im Felde eine ansehnliche Figur, und eben so war auch der berühmte Sully, der allen Ministern zum Muster dienen kann. Das große Ziel der neuern Staatskunst bestehet darin, daß man die Regierung in die größte nur mögliche Anzahl von Departements abtheilet, und dem Genie gar nichts mehr anvertrauet. China ist ein vollkommenes Muster einer solchen Regierung. Die Angelegenheiten der Nation sind dort durch die Abtheilungen so einfach geworden, daß sie kaum einige Fähigkeit bey den Mandarinen erfordern. Diese Minister, welche wenig Gelegenheit zur Thätigkeit des Gemüths und des Leibes brauchen, verfallen in Trägheit und Wollust: die Bewegungsgründe des Ehrgeitzes oder des Ruhms machen keine Veränderung: sie haben nicht einmahl so viel feines Gefühl, daß sie erröthen, wenn sie irren, und da sie keine andere Strafe achten, als welche die

Person und die Börse trifft, so ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Mandarin bisweilen wegen einer geringen Vergehung viele Schläge bekommt. Die Künste mögen immer in viele Theile abgesondert werden, und je mehrere Abtheilungen sind, desto besser ist es; aber ich wage es zu behaupten, daß niemand jemahls eine große Figur in der Regierung eines Staats, als Richter, General, oder Minister machen wird, dessen Erziehung nur auf eine Wissenschaft eingeschränket ist*).

Ich merke selbst, daß der vorhergehende Plan in verschiedenen Stücken unvollkommen ist; allein wenn er nur im Grunde richtig ist, so sind die Verbesserungen und Ausputzungen sehr leichte Dinge. Meine Hauptabsicht ist dabey gewesen, den Einwürfen wider einen jeden militärischen Plan, den man bisher angenommen oder vorgeschlagen hat, zu begegnen. Eine stehende Armee nach ihrer gegenwärtigen Verfassung ist für die Freyheit gefährlich, und nur ein schwaches Bollwerk wider eine größere Macht. Hingegen muß eine Nation, in welcher ein jeder Unterthan ein Soldat ist, nicht hoffen, durch

---

*) Phocion wird von den alten Schriftstellern gerühmt, daß er sich einem in seinem Vaterlande Attika eingeschlichenen Mißbrauche widersetzet habe, nach welchem man den Krieg und die Staatskunst zu zwey verschiedenen Professionen machte. Er studierte beyde zur Nachahmung des Aristides und Perikles auf gleiche Weise.

Manufacturen und Handel mächtig zu werden: sie wird zwar kräftig beschützet, aber sie verdient es auch kaum beschützet zu werden. Das goldene Mittel der abwechselnden und beständigen Arbeit bey einer stehenden Armee würde viele, sowohl zum Frieden, als zum Kriege geschickt machen. Und eine Nation, die so beschützet würde, wäre unüberwindlich.

Zehnter Versuch.

Die öffentlichen Armenanstalten.

Unter den Europäischen Nationen, wo die Regierung eine Wissenschaft ist, machet derjenige Theil der öffentlichen Polizey, der die Armen angehet, einen beträchtlichen Zweig der eingeführten Gesetze aus. Die Armenrechte sind so vermehret, und mit so vieler Sorgfalt abgefaßt, daß man glauben sollte, es könnte nicht eine einzige Person übrig seyn, die noch Brot brauchte. Es ist dessen ungeachtet eine traurige Wahrheit, daß die Krankheit der Armuth, anstatt ausgerottet zu werden, immer mehr und mehr zugenommen hat. England ins besondere ist mit Bettlern überschwemmt, obgleich in keinem andern Lande für die Dürftigen so reichlich gesorgt

ist. Es muß also ein Hauptmangel in diesen Gesetzen seyn, da sie nach unendlichen Versuchen, sie vollkommener zu machen, insgesammt noch sehr unvollkommen zu seyn scheinen. Ein jeder Schriftsteller, der mit dem vorigen Plane nicht zufrieden ist, ermangelt nicht, seinen eigenen vorzubringen; welcher hernach eben so wenig Beyfall, als einer von den vorhergehenden, findet.

Die erste Verordnung der Staaten von Holland wegen der Armen, erfolgte im Jahr 1614, worin alles Betteln verbothen wurde. Die zunächst darauf folgende war im Jahr 1649. „Es wird verordnet, daß jede Stadt, Dorf, oder Parochie ihre Armen aus den Einkünften ihrer milden Stiftungen und Beysteuern unterhalten solle; und im Falle diese Mittel nicht zureichen, so sollen sie die Obrigkeiten auf allgemeine Kosten der Einwohner, wie es am bequemsten geschehen kann, erhalten: jedoch allezeit unter der Bedingung, daß die Armen entweder für Kaufleute, Pächter, oder andere, um einen billigen Lohn arbeiten, damit sie, so viel als möglich, auf diese Weise unterstützt werden; wie auch, daß sie in keinen Müßiggang, oder Übermuth gerathen mögen." Die hier gegebene Anweisung für die Obrigkeiten ist sehr vernünftig; sie ist aber noch lange kein Gesetz, dessen Vollziehung in einem Gerichtshofe kann mit Gewalt gefordert werden.

Da in Frankreich die willkührliche und ungewisse Austheilung der Almosen von den Klöstern

die gehörige Wirkung nicht hatte, so wurde in der Stadt Paris im Jahre 1656 ein Hospital errichtet, welches verschiedene Abtheilungen hatte; eine für die unschuldigen Armen, eine für die Herumläufer zu harter Arbeit, eine für Findlinge, und eine für Kranke und Gebrechliche; wobey gewisse Einkünfte zur Bestreitung der Unkosten einer jeden Abtheilung sind, welche jährlich beynahe eben die Summe ausmachen. Es wurden zur Nachahmung von Paris bald darauf in jeder großen Stadt des Königreichs eben solche Hospitäler errichtet.

Die Engländer machten frühzeitiger den Anfang, an ihre Armen zu denken; und es war ohne Zweifel auch in einem Lande ohne Industrie eher nöthig. Das erste Englische Gesetz ist vom Jahre 1496, und gibt die Anweisung, „daß jeder Bettler, der nicht arbeiten kann, sich zu den Zünften begeben soll, wo er zuletzt gewohnet, oder wo er geboren worden; und daß er daselbst bleiben soll, bey Strafe drey Tage und drey Nächte bey Brot und Wasser in dem Stockhause zu sitzen, und sodann aus der Stadt gestoßen zu werden.“ Dieses war ein Gesetz wider die Müßiggänger um der Ordnung Willen. Man hatte damahls eben nicht nöthig, für die unschuldigen Armen zu sorgen; indem ihre Unterhaltung eine Bürde der Klöster war. Da aber die Klöster durch Heinrich den VIII. aufgehoben worden, so war ein Gesetz im 22sten Jahre seiner Regierung, welches die Obrigkeiten einer jeden Grafschaft bevollmächtigte, den alten, armen und unver-

mögenden Personen die Erlaubniß zu ertheilen, in einem gewissen Bezirke zu betteln; und diese, welche außer demselben betteln, zu peitschen, oder in das Stockhaus zu setzen. In dem ersten Jahre Eduards des VI. wurde ein Gesetz zum Besten der unvermögenden, gebrechlichen und alten Personen gemacht, daß sie bequeme Häuser in den großen und kleinen Städten haben sollen, wo sie geboren worden, oder sich drey Jahre aufgehalten haben, um von den freywilligen und liebreichen Gaben der Einwohner unterstützt zu werden. Die ehemahligen Gesetze Heinrichs des VIII. und Eduards des VI. wurden bestätiget, daß man wöchentliche Allmosen für die Armen sammeln sollte. „Ein Mensch, der die Freyheit hat, zu betteln, soll ein Zeichen auf seiner Brust und Rücken tragen."

Das erste zwingende Gesetz war das fünfte Elisabeths, welches die Friedensrichter bevollmächtigte, eine wöchentliche Summe für die Armen aufzubringen, und diejenigen Personen, die sich, nach wiederhohlten Vermahnungen von der Kanzel etwas beyzutragen, weigerten, mit einer Taxe zu belegen. In dem folgenden Gesetze, dem 40° Elisabeths, that man noch einen kühnern Schritt, und bevollmächtigte die Obrigkeiten, die Einwohner einer jeden Parochie zu einer wöchentlichen Summe für ihre Armen mit einer Taxe zu belegen; und da nunmehr die Taxen für die Armen gewissermaßen schon als bekannt angenommen wurden, so erfolgten die merkwürdigen Gesetze, nähmlich das 39° und 43° Eli-

sabeths, welche den Grund aller folgenden Gesetze wegen den Armen ausmachen. Nach diesen Gesetzen werden gewisse Hausbesitzer von den Obrigkeiten ernannt, und nebst den Kirchenvorstehern zu Oberaufsehern der Armen bestimmt; und diese Aufseher sind mit Einwilligung zweyer Richter bevollmächtiget, die Parochie in den Summen, die sie zum Unterhalt der Armen für nöthig halten, mit einer Taxe zu belegen.

Ist es nicht zu verwundern, daß man unter einem Volke, welches, wie das Englische, auf die Freyheit so hartnäckig bestehet, und die Unterdrückung nicht leiden kann, ein Gesetz findet, welches ohne Umstände die einzelnen Personen der Willkühr solcher Männer unterwirft, die selten weder durch ihre Geburt, noch Erziehung ein so wichtiges Amt verdienen; und daß man nicht einmahl für eine wirksame Unterbrechung des eingerissenen Verderbens sorget? Jetzt würde ein Brittisches Parlement einen so abgeschmackten Plan gewiß verwerfen; und doch hat man niemahls ernstlich daran gedacht, ihn zu verbessern, weil man einmahl schon so sehr daran gewöhnt ist. Wir sind zwar allezeit sehr wachsam gewesen, die Eingriffe des Königs bey den Taxen zu verhindern: weil aber die Bedienten einer Parochie niedrige Personen sind, die keine Furcht einflößen, so lassen wir uns ohne Murren die Taschen von ihnen ausleeren. Es ist zwar eine Appellation an die allgemeinen Sitzungen wegen der Abstellung der Ungleichheiten bey diesen Taxen verstattet: aber es ist kein kräftiges Mittel; die

listigen Oberaufseher werden niemand so hoch ansetzen, daß es der Mühe werth wäre, zu klagen, zumahl da diese Oberaufseher das Armengeld haben, womit sie sich vertheidigen können. Eben so wenig werden die allgemeinen Sitzungen sogleich eine Klage anhören, die nicht anders, als mit vieler Zeit und Mühe, kann bestätiget werden. Wenn aber die Appellation von einiger Wirkung ist, so wird es noch eine größere Ungleichheit machen, indem man angesehene Männer auf Unkosten ihrer Untergebenen befreyet, die doch unterliegen müssen, weil sie wenig Ansehen haben, um einen Erlaß zu erhalten.

Der Englische Plan ist nicht allein unterdrückend, sondern auch höchst ungerecht. Sollte man es von einer entfernten Nation erzählen, daß man die Last des Unterhalts für müßige und liederliche Leute auf die sparsamen und fleißigen gelegt hätte, die für ihren eigenen Unterhalt hart arbeiten müssen; was würde man von einer solchen Nation denken? Und doch ist dieses ganz eigentlich der Fall von England. Ja, ich sage noch mehr: der Plan ist nicht allein unterdrückend und ungerecht, sondern auch zur Verhinderung einer schlechten Verwaltung höchst mangelhaft. Es werden in der That größere Summen erhoben, als die Armen bekommen. Es erfordert viele Mühe und Streit, um ein Kirchenvorsteher zu werden: diese Ernennung, besonders in London, gibt ihm auf einmahl ein großes Ansehen; und so dürftig er bey dem Anfange seines Amtes ist, so dick und fett ist er, wenn

es zu Ende geht. Auf solche Weise wird man durch Beraubung der Armen fett und reich! Jedoch wir wollen unsere Augen von einer so schrecklichen Scene abwenden.

Die Ungleichheit bey der Auflegung der Taxe, und der Unterschleif bey dem erhobenen Gelde, welche ganz bekannt sind, vergiften die Gemüther der Leute, und bringen ihnen einen Begriff bey, daß man alle Taxen, die durch öffentliche Veranstaltung erhoben werden, sehr schlecht verwalte.

Diese Übel sind groß, und doch sind sie in Vergleichung mit dem, was folget, noch sehr geringe. Da die Anzahl der Armen in England, und die Unkosten ihres Unterhalts sich täglich vermehren; so treiben die Eigenthümer der Ländereyen, um sich von einer so schweren Last zu befreyen, die Armen aus der Parochie, und halten alle Personen ab, sich darin nieder zu lassen, die vielleicht eine Last werden können: die Hütten werden niedergerissen, und die Heurathen verhindert. Sie sehen bey dem gegenwärtigen Übel nicht auf die künftige Entvölkerung, noch auf den Verfall der Landwirthschaft und der Manufacturen, wegen des Abgangs so vieler Hände. Eine jede Parochie ist mit der andern wegen der Aufnahme und Vertreibung der Armen in einer Art von beständigem Kriege.

Der Preis der Arbeit ist gemeiniglich in den verschiedenen Grafschaften von Schottland, und in den verschiedenen Parochien ziemlich einerley.

Die Nachbarschaft einer grossen Stadt, oder eine weitläufige Fabrik, die viele Hände erfordert, verursachen vielleicht einige wenige Ausnahmen. Der Preis der Arbeit ist in jeder Parochie von England unterschieden. Ein Arbeitsmann, der sich in einer Parochie hat fest setzen können, so daß er sich auf sein Brot verlassen kann, wenn er müßig seyn will, waget es nicht, sich in eine andere Parochie zu begeben, wo der Lohn höher ist, aus Furcht, daß er überhaupt keine bleibende Stätte behalten möchte. England ist in Ansehung der Arbeit in eben dem Zustande, als Frankreich vor Kurzem in Ansehung des Getreides war, welches, so überflüßig es auch in einer Provinz war, doch nicht in eine andre durfte ausgeführt werden. Die schädlichen Wirkungen des letztern in Absicht auf die Speise sind nicht größer, als bey dem erstern in Ansehung der Manufacturen.

Die englischen Manufacturen liegen noch unter einer größern Bedrückung, als die Ungleichheit des Lohns ist. In einem Lande, wo kein anderer Fond für die Armen ist, als den die Natur verschafft, muß der Arbeiter mit dem gewöhnlichen Lohne zufrieden seyn: er hat keine andere Zuflucht; indem das Mitleiden durch den Müßiggang nicht erreget wird. In England können die Arbeiter den Preis der Waare bestimmen: wenn sie mit dem gewöhnlichen Lohne nicht zufrieden sind; so haben sie eine vortreffliche Zuflucht, welche darin besteht, daß sie die Arbeit überhaupt verlassen, und sich in der Paro-

chie auflegen. Die Arbeit ist in Frankreich viel wohlfeiler, als in England: ich habe verschiedene scheinbare Ursachen davon gehöret; aber meiner Meinung nach entsteht der Unterschied aus den Armenanstalten. In England kann jedermann müßig seyn, und ein jeder Müßiggänger hat ein Recht zu einem Unterhalte. In Frankreich liefern die für die Armen bestimmten Fonds jährlich einerley Summe; diese Summe wird allezeit voraus angewiesen und vertheilet; und Frankreich nähert sich in Ansehung aller andern, die nicht auf der Liste stehen, dem Zustande einer Nation, die keinen fest gesetzten Fond für die Armen hat.

Die Entvölkerung, die Ungleichheit in dem Preise der Arbeit, und der übertriebene Lohn sind beklagenswürdige Übel; aber die Englischen Armenanstalten bringen noch weit größere Übel hervor: sie verderben die Sitten und die Industrie. Dieses ist eine schwere Beschuldigung, die aber eben so wahr, als schwer ist. Die Furcht vor dem Mangel ist bey den arbeitsamen Armen der einzige kräftige Bewegungsgrund zur Industrie; nimmt man diese Furcht weg, so hören sie auf, arbeitsam zu seyn. Die herrschende Leidenschaft derer, die von ihrer körperlichen Arbeit leben, besteht darin, daß sie etwas für ihre Kinder, und zu ihrer eigenen Unterstützung im Alter zu ersparen suchen: so lange sie nun durch die Begierde, diese Absichten zu erreichen, angetrieben werden, so sind sie sparsam und fleißig; und die Aussicht eines glücklichen Erfolgs

ist für sie ein beständiges Freudenfest. Was kann nun wohl die Bosheit gegen einen solchen Menschen unter dem Scheine der Freundschaft schlimmeres erfinden, als daß man ihm und seinen Kindern Brot versichert, wenn er nicht mehr arbeiten will; welches doch in der That seine einzige Ehrbegierde, und mit derselben seinen redlichen Fleiß erstickt? So bald er sich auf eine gewisse Versorgung wider den Mangel verläßt, so wird er nach und nach träge, und verfällt in Müßiggang; der Müßiggang führet ihn zu einem liederlichen Leben; und dieses erzeuget Krankheiten, und der elende Mensch wird ein Gegenstand des öffentlichen Mitleidens, ehe er noch seinen halben Lebenslauf vollendet hat. Dieses sind die wahren Wirkungen der englischen Taxe für die Armen, bey einer irrigen Vorstellung von Mildthätigkeit. Es ist in keinem Lande eine Anstalt für die Armen vorhanden, welche der gesunden Politik mehr widerspricht. Hätte man es nicht vorher sehen können, daß bey einem kriechenden Menschen, der gar keine Empfindung von Ehre, und kaum ein Gefühl von Schande hat, die Gewißheit des Unterhalts eine unwiderstehliche Versuchung zum Müßiggange und liederlichen Leben seyn würde? Das Armenhaus zu Lyon hatte anfänglich nur 40 Betten, wovon 20 besetzt waren. Die 800 Betten, die es gegenwärtig hat, sind für die Armen, die jetzt gern hinein wollen, noch nicht zureichend. Eine Prämie ist in keinem Falle von glücklicherer Folge, als wo sie zur Beförderung des Müßigganges gegeben wird. Man errichtete ein Haus

für die Armen in einem französischen Dorfe, wovon die Einkünfte durch eine gute Wirthschaft sehr beträchtlich wurden; und auf geschehene Vorstellung des Pfarrers, daß mehrere Betten nöthig wären, übernahm der Besitzer des Dorfs die Besorgung davon. Er verkaufte das Haus nebst dem Hausrathe, und ließ einem jeden Armen eine mäßige Portion Brot und Rindfleisch geben. Die Armen und Kranken wurden in ihrer Wohnung weit besser versorgt, als ehemahls in dem Armenhause; und nach diesem Plane der Verwaltung nahmen die Dorfarmen ab, anstatt wie in Lyon zuzunehmen. Wie wenig Englische Fabrikanten arbeiten die ganze Woche, wenn die Arbeit von 4 oder 5 Tagen ihnen den Unterhalt verschafft? Ist dieses nicht ein Beweis, daß die Krankheit des Müßigganges sich weit ausbreitet? In Bristol waren vor 20 Jahren in der ganzen Diöces nicht über 4000 Arme; gegenwärtig aber sind mehr als 10000. Jedoch wie eine Krankheit, die sich selbst überlassen wird, gemeiniglich ihre Cur selbst bewirkt; so wird es auch in diesem Falle geschehen: wenn ein jeder bey dem herrschenden Müßiggange ein Allmosen verlangen will, so wird die Last unerträglich werden, und man wird die Armen sich selbst überlassen müssen.

Die schlimmen Wirkungen der öffentlichen Allmosen sind nicht allein auf diejenigen eingeschränkt, die sich darauf verlassen können, sondern sie erstrecken sich auch auf ihre Kinder. Die beständige Bekümmerniß eines Arbeitsman-

nes, für seine Kinder zu sorgen, macht, daß er sie liebet. So bald er aber von dieser Bekümmerniß durch die Taxe für die Armen befreyet wird, so nimmt seine Liebe nach und nach ab, und er wird endlich gegen sie ganz gleichgültig. Ihre Unabhängigkeit auf der andern Seite bringt sie ganz von ihrer Pflicht gegen ihn ab. Auf diese Weise wird die Liebe zwischen Ältern und Kindern, welche der Eckstein in der Gesellschaft ist, unter den arbeitsamen Armen gewissermaßen ausgelöscht. Es ist in einem Plane, den der Graf von Hilsborough bekannt gemacht hat, ein Artikel, welcher die Ältern verbindet, ihre armen Kinder zu ernähren, und die Kinder verbindet, ihre dürftigen Ältern zu erhalten. Die natürliche Liebe muß in der That sehr geringe seyn, wo eine solche Einrichtung nöthig ist; sie ist aber wenigstens in London nöthig, wo es sehr gewöhnlich ist, Leute in guten Umständen zu sehen, die ihre alten und kranken Ältern aus keiner andern Ursache vernachlässigen, als weil die Parochie verbunden ist, ihnen Brot zu verschaffen. O tempora, o mores!

Die schlimmen Wirkungen der öffentlichen Allmosen breiten sich noch weiter aus. Sie löschen die Tugend der Wohlthätigkeit unter den Reichen aus, die niemahls daran denken, Allmosen zu geben, da es das Publicum für alle thut. Es ist in einem Plane, den Herr Hay bekannt gemacht hat; ein Artikel, daß man durch freywillige Beysteuern einen Fond zusammen bringen, und dasjenige, was noch daran fehlet,

durch eine Taxe der Parochie hinzu thun soll. Werden aber wohl jemahls einzelne Personen etwas beytragen, wenn es nicht zur Unterstützung der Armen, sondern zur Erleichterung der Parochie geschieht? Ein jedes Hospital hat eine Armenbüchse, welche selten etwas einträgt. Der große Trost einer Gesellschaft ist die Hülfe in der Zeit der Noth, und das festeste Band derselben besteht darin, daß man besonders im Unglücke Wohlthaten gibt, und empfängt. Nun aber wird eine jede gesellige Tugend, wenn man die Ausübung der Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden unterbricht, und sie unnöthig macht, gar sehr geschwächt, so bald als man die vornehmste Tugend aus dem Wege räumt. Die Folge ist betrübt; die Ausübung der Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden ist unser sicherster Schutz wider das Eindringen des Eigennutzes: wenn man uns diesen Schutz entziehet, so wird der Eigennutz die Oberhand bekommen, und die herrschende Leidenschaft werden. Die Taxe für die Armen hat in der That sehr viel zu dem Wachsthume dieser kriechenden Leidenschaft beygetragen, die gegenwärtig in England so sichtbar ist.

Die englischen Schriftsteller, die ihre Gedanken auf die Armen richten, führen schwere Klagen über die abnehmende Wohlthätigkeit und zunehmende Armuth; und sie lassen sich nicht einmahl träumen, daß dieses die wahren Wirkungen der gesetzmäßigen Armenanstalten sind, welche auf der einen Seite die Tugend der Wohlthätigkeit ausrotten, und auf der andern Seite

eine heftige Versuchung zum Müßiggange veranlassen. Die Englischen Gesetze der Wohlthätigkeit müssen erbärmlich schlecht beschaffen seyn, wenn ihre Folgen diese sind, daß sie den Grund der freywilligen Wohlthätigkeit untergraben; daß sie die arbeitsamen Armen ihres vornehmsten Trostes berauben, sich und ihre Kinder zu versorgen; daß sie die Liebe zwischen Ältern und Kindern schwächen, und daß sie endlich den Müßiggang und das Laster, anstatt zu strafen, noch belohnen. Nun überlege man, ob eine gesetzliche Versorgung der Armen hinlänglich ist, so vielen Übeln abzuhelfen.

Niemand hatte bessere Gelegenheit, als Fielding, den Zustand der Armen kennen zu lernen; wir wollen ihn anhören. „Ein jeder wird es als eine unläugbare Wahrheit einräumen, daß die Armen eine sehr große Last, und sogar ein Schaden für das Königreich sind; daß die Gesetze zur Erleichterung ihrer Noth, und Einschränkung ihrer Laster die gehörige Wirkung nicht thun, und daß sie jetzt sehr schlecht versorgt, und noch schlechter regieret werden. Ein jeder, der ein Eigenthum hat, muß die Last der Taxen fühlen, die man für die Armen erhebet; und ein jeder verständiger Mensch muß sehen, wie abgeschmackt sie angewendet wird. Diese schwere Taxe ist in der That so unnütz, und ihre Einrichtung so elend, daß es noch ungewiß ist, ob die Armen oder Reichen wirklich unzufriedener sind, da die Plünderung des einen so wenig zu dem wirklichen Vortheile des andern die-

net; denn indeß, daß man jährlich eine Million unter den Reichen zusammen bringt, so sterben viele Armen vor Hunger, und noch mehrere seufzen in Noth und Elend, und die übrigen gehen heute auf den Straßen betteln, und werden morgen in Gefängnisse eingesperrt. Wollte man in den äußersten Gegenden der Hauptstadt herum gehen, und die Wohnungen besuchen, so würde man solche Gemählde des menschlichen Elends finden, die ein jedes menschliches Herz zum größten Mitleiden bewegen müßten. Wie müßte demjenigen zu Muthe seyn, der ganze Familien in Mangel an allen Bedürfnissen des Lebens, vor Hunger, Kälte, Blöße und Krankheiten als den gewissen Folgen aller dieser Dinge ganz unterdrückt sehen könnte. Die Leiden der Armen sind zwar weniger bekannt, als ihre Missethaten; und daher pflegen wir sie auch weniger zu bedauern. Sie sterben vor Hunger, erfrieren und verfaulen unter uns; aber sie betteln und stehlen, und rauben auch unter denen, die in bessern Umständen sind. Es ist kein Kirchspiel in Westmünster, welches nicht jährlich viele tausend für die Armen zusammen bringt; und es ist keine Straße, die nicht am Tage von Bettlern, und des Nachts von Dieben wimmelte."

Es ist nicht ein einziger Bettler in Pensylvanien zu sehen. Die Schwelgerey und der Müßiggang haben in jenem glücklichen Lande noch keinen festen Fuß gefaßt, und diejenigen, welche durch Unglücksfälle leiden, bekommen ihren Unterhalt aus dem öffentlichen Schatze. Allein

die Schwelgerey und der Müßiggang können nicht immer abgehalten werden; und wenn sie einmahl einreißen, so wird diese Einrichtung in Pensylvanien eben so seyn, wie die Armenanstalten in Brittanien sind.

Keiner von den vielen Vorschlägen, die man zur Verbesserung der Armengesetze bekannt gemacht hat, ist bis auf die Wurzel des Übels hindurch gedrungen. Keiner von den Schriftstellern heget den geringsten Zweifel, daß eine gesetzliche Versorgung nöthig sey, obgleich alle unsere Noth augenscheinlich von eben dieser Ursache herrührt. Die Reisenden klagen, daß sie in einer jeden Englischen Stadt von unzähligen Bettlern geplagt werden; eine sehr verschiedene Scene von dem, was sie in Holland, oder in der Schweitz antreffen. Wie sehr würden sie sich wundern, wenn man ihnen sagte, daß dieses von einem Überflusse der Wohlthätigkeit bey den guten Leuten in England herrührte!

Es sind wenige Einrichtungen so bedenklich, als die Armenanstalten. In London werden die gemeinen Huren mit besonderer Höflichkeit behandelt; ein Hospital für sie entlediget sie, wenn sie schwanger sind, ihrer Bürde, und pfleget sie so lange, bis sie wieder arbeiten können; ein anderes Hospital heilet sie von der venerischen Krankheit; und ein drittes nimmt sie mit offenen Armen an, wenn sie anstatt des Verlangens, Gegenstände des Abscheues werden.

Sollte man nicht denken, daß diese Hospitäler zur Beförderung des liederlichen Lebens errichtet wären? Sie haben ohne Zweifel diese Wirkung, ob man gleich nicht die Absicht dazu gehabt hat. Herr Stirling, Oberaufseher des Armenhauses zu Edinburg, verdient wegen eines Plans zur Verbesserung der gemeinen Huren in beständigem Andenken zu bleiben. Es wurde eine gewisse Anzahl derselben in ein Zuchthaus eingesperret, und ihnen täglich drey Pence verwilliget, und sogar ein Theil von diesem Wenigen wurde ihnen von den Bedienten des Hauses verringert. Der dringende Hunger konnte ihre Sitten nicht bessern; und da sie ganz müßig waren, so ermunterten sie einander zum Laster, und warteten mit Ungeduld auf die Stunde ihrer Befreyung. Herr Stirling brachte sie mit Einwilligung der Stadtobrigkeit in ein reines Haus, und bestimmte einer jeden anstatt des Geldes, welches leicht verschwendet wird, täglich ein Pfund Hafermehl, nebst Salz, Wasser und Feuer zum kochen. Da sie nun von dem äußersten Mangel befreyet waren, so sehnten sie sich nach mehreren Bequemlichkeiten; was würden sie für Milch und Bier gegeben haben? Die Arbeit, sagte er, wird euch alles hinlänglich verschaffen. Daher gab er einigen, die spinnen wollten, Flachs und Spinnräder, und versprach ihnen den halben Preis des Garns zu geben, und die andere Hälfte für die gelieferten Materialien zurück zu behalten. Die Spinnerinnen gewannen wöchentlich gegen neun Pence, welches ein angenehmer Zusatz zu dem war, was

sie vorher hatten. Sodann fing eine nach der andern an zu spinnen, und vor dem Ende des ersten Vierteljahres waren sie alle mit dieser Arbeit beschäftiget. Es war ein Stück von seinem Plane, diejenigen in Freyheit zu setzen, welche diese Begünstigungen verdienten; und einige von ihnen schienen so gebessert zu seyn, daß keine Gefahr des Rückfalls mehr zu befürchten war.

Der einsichtsvolle Verfasser der Polizey von Frankreich, der im Jahre 1753 schrieb, bemerket, daß ungeachtet der häufigen Armenanstalten in diesem Königreiche eine allgemeine Klage über die Vermehrung der Bettler und Müßiggänger sey; und er setzet hinzu, daß die Französischen politischen Schriftsteller, welche mit ihrem eigenen Plane nicht zufrieden sind, den Ministern verschiedene Memoriale überreichet, und den Vorschlag gethan hätten, daß man die Englischen Armenbeysteuern vorzüglich annehmen sollte. Dieses ist eine artige Sache; indem zu eben der Zeit die Leute in London, die mit diesen Auflagen nicht weniger unzufrieden waren, viele kleine Schriften zum Lobe der Französischen Hospitäler bekannt machten. So viel ist gewiß, daß noch kein Plan bisher ein Genügen geleistet hat, und es scheint noch sehr zweifelhaft, ob überhaupt ein unverwerflicher Plan möglich sey.

In jedem Plane für die Armen, den ich noch gesehen habe, machen die Arbeitshäuser einen

Hauptartikel aus; und daß man denen, die willig sind, Arbeit verschaffen, und die Widersetzlichen zur Arbeit zwingen müsse. Was die erstern anbetrifft, so brauchten die Leute wegen Mangel der Arbeit nicht müßig zu seyn; und sie kommen bey der Arbeit, die sie sich selbst wählen, allezeit am besten fort. In Ansehung der letztern wird die Strafe niemahls einen Menschen antreiben, ernstlich zu arbeiten. Er kann den Schein annehmen, aber er wird niemahls die Arbeit fördern; und der Vorwand von Krankheit oder Schwachheit dienet ihm allezeit zu einer Entschuldigung Die Furcht vor dem Mangel ist das einzige, was einen Menschen antreiben kann, ernstlich zu arbeiten.

Ein Hospital für die Kranken, Verwundeten und Gebrechlichen, ist eine vortreffliche Anstalt, welche Gutes hervor bringt, und keinen Schaden thut. Ein solches Hospital sollte zum Theile von freywilligen Allmosen abhangen, zu deren Anschaffung eine allgemeine Überzeugung nöthig ist, daß sie nicht übel verwaltet werden. Die Hospitäler, die einen eigenen hinlänglichen Fond haben, und nicht von der Wohlthätigkeit anderer abhangen, werden gemeiniglich sehr schlecht verwaltet.

Kann man wohl etwas wider ein Arbeitshaus einwenden, welches verlassene Waisen und bettelnde Kinder zur Arbeit führen will? Es ist in des Herrn Hays Plane unter andern auch ein Artikel, daß das Arbeitshaus den armen Fami-

lien alle ihre Kinder abnehmen sollte, wenn sie deren über drey haben. Dieses hat einen anlockenden Schein, aber im Grunde ist es nicht richtig. Die Kinder erfordern während der Zeit der Kinderkrankheiten die zärtliche Wartung einer Mutter; und sogar nach dieser Zeit sind sie in den Händen der Miethlinge nicht sicher, weil diese auf nichts anders als ihre eigene Ruhe und Interesse denken. Würde es nicht besser seyn, von Zeit zu Zeit kleine Summen unter arme Familien auszutheilen, die mit Kindern überladen sind, um sie dadurch vom Hunger, aber nicht von der Arbeit zu befreyen? Und was die Waisen und Bettelkinder anbetrifft, so halte ich dafür, daß es eine weit heilsamere Maßregel seyn würde, wenn man Künstler, Fabrikanten, und vornehmlich die Pächter ermunterte, solche Kinder zu erziehen. Eine Prämie für ein jedes, die Hälfte voraus, und die andere Hälfte, wenn sie für sich selbst arbeiten können, würde gewiß eine gute Ermunterung seyn. Das beste Waisenhaus, welches ich kenne, ist in Edinburg. Man nimmt darin die Waisen aus allen Gegenden auf, wenn sie nur nicht unter sieben, oder über zwölf Jahre alt sind; sind sie unter sieben Jahren, so sind sie noch zu zart für ein Hospital; und sind sie über zwölf Jahre, so können ihre Anverwandten schon Arbeit für sie finden. Sie lernen darin lesen und schreiben, und werden sorgfältig in einer Kunst unterrichtet, wovon sie sich ihren hinlänglichen Unterhalt verschaffen können.

Man hat noch niemahls den Nutzen der Gesellschaft zur Beförderung des Seewesens in Zweifel gezogen; und es wird den Mitgliedern so lange, als wir eine Flotte zu unserer Beschützung haben, zur Ehre gereichen; sie verdienen einen Rang über die Ritter vom blauen Hosenbande. Diese Stiftung ist der edelste Beweis der Wohlthätigkeit und des Patriotismus, den man jemahls in einem Lande gekannt hat.

Eine Art von Hospital für Bediente, die einem Herrn 20 Jahre treu gedient haben, würde nebst einigen wenigen hinzu gefügten Äckern zu einem Küchengarten gar sehr nach meinem Geschmacke seyn. Der Fond zum Ankaufe, Bauen und Unterhalte müßte durch Beysteuern zusammen gebracht werden; und keiner als die Contribuenten sollten das Recht haben, die Bedienten für ein solches Haus zu ernennen. Durch eine solche Ermunterung würde man dem Übel abhelfen, daß die Bedienten nicht um eines bessern Lohnes oder leichtern Dienstes willen von einem Herrn zum andern liefen, welches die Bedienten gar sehr verdirbt. Sie sollten auf eine gute Art versorgt werden, und sie könnten zu dem, was ihnen das Herz verwilliget, noch die Küchenkräuter von ihrer eigenen Arbeit hinzu thun. Auf diese Weise könnten viele tugendhafte Männer in einer solchen Gesellschaft ihre Tage in Ruhe beschliessen; und die Aussicht einer so angenehmen Versorgung würde vortreffliche Bedienten bilden. Wie nützlich würde ein solches Hospital vornehmlich für den Ackerbau seyn!

Der größte Schaden, den eine allzu große Bekümmerniß um die Armen erzeuget hat, ist den Findelhäusern zuzuschreiben. Sie dienen gewiß mehr dazu, die Liebe gegen die Kinder zu schwächen, als die Englischen Allmosen. Ein Kind kommt bey jedem zufälligen Mangel an Unterhalt sogleich in das Hospital; und die Liebe der Ältern unter den geringern Leuten wird so schwach, daß viele, die noch keine Noth haben, sich auf eben die Weise von der Mühe der Erziehung los machen. Man behauptet, daß von den Kindern, die jährlich in Paris geboren werden, beynahe ein Drittel in das Findelhaus geschickt wird. Der Pariser Kalender vom Jahre 1768 meldet, daß 18576 Kinder getauft worden, von welchen das Findelhaus 6025 aufgenommen habe. Das Verhältniß war anfänglich viel geringer; aber das Laster schleicht mit schnellem Schritte ein. Wie ungeheuer muß das Verderben des Pariser Pöbels, und der Mangel der älterlichen Liebe seyn!

Wir wollen uns zunächst zu den Kindern wenden, die in dem Hospitale selbst eingeschlossen sind. Die Kinder des menschlichen Geschlechtes sind unter allen lebendigen Geschöpfen die schwächsten. Sie erfordern die Liebe einer Mutter, um sie wider unzählige Krankheiten und Zufälle zu schützen, welches gewiß eine weise Veordnung der Vorsehung ist, um die Ältern und Kinder in der genauesten Vereinigung mit einander zu erhalten. Es ist in einem Findelhause keine zärtliche Mutter, die ihr zartes Kind bewachet; und

die gemiethtte Wärterinn hat keine andere Neigung und keine andere Zärtlichkeit, als für ihren eigenen kleinen Vortheil. Brauchen wir wohl eine andere Ursache zu dem Verderben der Kinder in einem Findelhause, welches viel größer ist, als das Verderben der Kinder, die unter der Sorgfalt einer Mutter sind? und doch ist noch eine andere eben so mächtige Ursache davon, nähmlich die ungesunde Luft. Was Hanway von den Arbeitshäusern bemerket, läßt sich auf ein Findelhaus anwenden. „Wenn man es unternimmt, sagt er, ein Kind in einem Arbeitshause aufzuziehen, wo eine Menge von Wärterinnen in einem Zimmer versammelt sind, und folglich die Luft faul wird, so will ich nach einer genauen Kenntniß der Sachen behaupten, daß es wenig von einem Todtschlage entfernt ist, denn das Kind muß sterben." Man reiße also die Findelhäuser nieder, die schädlicher, als die Pest und Hungersnoth sind. Es muß zwar ein weggesetztes Kind aufgenommen werden; aber in diesem Falle, der doch selten ist, kann das Kind bey einer gemietheten Wärterinn eher, als in einem Hospitale leben; und es ist vielleicht ein Fall, der nicht so schlimm ist, als bey einer unnatürlichen Mutter. Ich billige es gar nicht, daß man eine solche Wärterinn alle Vierteljahre bezahlet; würde es nicht besser seyn, daß man ihr auf drey Jahre den bloßen Unterhalt gäbe; und ihr alsdenn, wenn das Kind zu der Zeit noch am Leben ist, eine gute Zulage verwilligte?

Ein Zuchthaus ist zur guten Ordnung nöthig; allein es gehört nicht zu dem jetzigen Versuche,

welcher den Unterhalt der Armen, und nicht die Bestrafung der Herumläufer angehet. Ich will nur beyläufig einen Gedanken von Fielding borgen, daß das Fasten die rechte Strafe des liederlichen Lebens, und nicht eine jede Strafe ist, die mit Schande verbunden ist. Eine Strafe, die einen Menschen aller Empfindung von Ehre beraubet, wird nach seiner Bemerkung niemahls etwas dazu beytragen, ihn tugendhaft zu machen.

Die Armenschulen hätten schicklich seyn mögen, wenn wenige lesen, und noch wenigere schreiben könnten; aber diese Künste sind jetzt so gemein, daß die Kinder in den meisten Familien das Lesen zu Hause, und das Schreiben in einer Privat-Schule mit wenigen Kosten lernen können. Die Armenschulen sind jetzt eher schädlich als nützlich: junge Personen, die darin so lange bleiben, bis sie fließend lesen und schreiben können, werden zu harter Arbeit zu zärtlich, und zur gemeinen Arbeit zu stolz. Die Wissenschaft ist eine gefährliche Sache für einen arbeitenden Armen; je mehr ein Schäfer, Ackersmann, oder ein jeder Tagelöhner davon besitzt, desto ungeschickter ist er, mit Vergnügen zu arbeiten. Der einzige scheinbare Grund zu einer Armenschule ist, „daß die Kinder der arbeitenden Armen darin die Grundsätze der Religion und der Moral lernen, die sie zu Hause nicht fassen können.“ Dieser Grund würde unüberwindlich seyn, wenn wir ohne Erziehung keine Kenntnisse von diesen Grundsätzen haben könnten. Allein die Vorsehung hat den

Menschen in keinem so unvollkommenen Stande gelassen: die Grundsätze der Religion und der Moral sind ihm in sein Herz gepräget; und jedermann kann sie wissen, der auf seine eigene Vorstellung Acht gibt. Die Erziehung ist zwar nützlich, um solche Begriffe zu erlangen; und sie ist bey denen von besonderem Nutzen, welche Zeit zum Lesen und Nachdenken haben; aber die Erziehung in einer Armenschule ist so geringe, daß es noch zweifelhaft ist, ob sie nicht durch Unterhaltung der Faulheit schädlicher, als durch den erlangten Unterricht nützlich sey. Die natürlichen Eindrücke der Religion und Moral, wenn sie nicht durch lasterhafte Gewohnheiten verdunkelt werden, sind zu einer guten Aufführung hinlänglich. Man bewahre einen Menschen nur durch beständige Arbeit vor dem Laster, so wird er in seiner Pflicht gegen Gott und Menschen nicht fehlen. Hesiodus, ein alter und angesehener Poet, sagt, daß Gott die Arbeit der Tugend zum Schutze gesetzt hat. Man wird daher unter vielen fleißigen Armen, überhaupt genommen, mehr Rechtschaffenheit finden, als unter einer eben so großen Anzahl in einer andern Classe.

Ich billige gar sehr eine jede Einrichtung, die zur Verhinderung des Müßigganges abzielt. Der Gerichts-Präsident Halle sagt, „daß die Verhinderung der Armuth und des Müßigganges mehr Gutes stiften würde, als alle Galgen, Pranger und Gefängnisse im ganzen Königreiche.“ Man sollte daher die Spielhäuser eben so sehr, als das Pferderennen, Hahnenfechten, und alle Zu-

sammenkünfte, die den Müßiggang befördern, mit schweren Taxen belegen. Es ist eine wahre Quelle des Müßigganges und der Armuth, daß man den geringen Leuten eine Stimme zu Parlements Gliedern verstattet. Eben dieses Vorrecht ist auch für eine jede kleine Parlements-Stadt verderblich. Ich trage auch kein Bedenken, zu behaupten, daß die Zulassung des gemeinen Volks zu den Stimmen bey der Wahl eines Predigers, wie es in Schottland sehr gewöhnlich ist, eben die verderblichen Wirkungen hervor bringt.

Was ist nun die Folge der ganzen vorher gehenden Untersuchung? Ist es nicht ein Mangel der Erfindung, daß man eine gute gesetzliche Einrichtung für die Armen noch nicht entdeckt hat? oder ist es nicht möglich, daß man eine solche Einrichtung treffen könnte, die nicht verderblich wäre? Ich bin wegen der folgenden Gründe, die eben so deutlich als richtig sind, zu dem letztern geneigt, daß man in keiner gesetzmäßigen Einrichtung für die Armen zwischen Tugend und Laster einen Unterschied machen kann; und das folglich eine jede solche Einrichtung eine Prämie für den Müßiggang seyn muß. Und warum ist denn auch nach allen diesen eine öffentliche Einrichtung nöthig? Durch was für ein unglückliches Vorurtheil sind die Leute dahin gebracht worden, zu glauben, daß der Urheber unserer Natur, der gegen sein liebstes Geschöpf den Menschen in aller andern Betrachtung so mildthätig gewesen ist, die Dürftigen der Hungersnoth und dem Tode überlassen habe, wenn es nicht durch ein bürgerli-

ches Gesetz verhindert werde? Wir dürfen ja nur das menschliche Herz ansehen, um überzeugt zu werden, daß nothleidende Personen Gegenstände seiner besondern Sorgfalt sind. Er hat es nicht allein zu unserer Pflicht gemacht, ihnen Hülfe zu leisten, sondern er hat auch noch die Leidenschaft des Mitleidens hinzu gefügt, um die Ausübung dieser Pflicht zu verstärken. Dieses Stück unserer Natur erfüllet vollkommen alle die heilsamen Absichten der Wohlthätigkeit, ohne daß wir eines von den kläglichen Übeln zulassen, die mit einer gesetzmäßigen Versorgung verbunden sind. Über dieses ist die Ausübung davon ausnehmend simpel sie überläßt einem jeden sowohl die Gegenstände, als das Maß seiner Liebeswerke. Niemand hält es für eine Pflicht, die Bösewichter zu unterstützen, die durch Müßiggang und liederliches Leben in Armuth gerathen sind; sie erregen unser Mitleiden nicht; und sie erwarten auch von uns kein Gutes. Es ist daher von der Vorsehung weislich verordnet, daß die Mildthätigkeit in aller Betrachtung freywillig seyn soll, damit sich die müßigen und liederlichen Leute auf keine gewisse Hülfe verlassen können.

Dieser Plan ist in vielen Stücken vortrefflich. Die Ausübung der Wohlthätigkeit, wenn sie keinen Zwang hat, ist ausnehmend angenehm. Das Vergnügen wird zwar kaum empfunden, wo die Wohlthätigkeit durch ein bürgerliches Gesetz unnöthig gemacht wird: schaffte man aber dieses Gesetz ab, so würde die Befriedigung des Mitleidens eine unserer angenehmsten Vergnügungen

werden. Die Wohlthätigkeit wird eben so, wie andere Neigungen, durch Übung verstärket, und durch den Mißbrauch nicht weniger geschwächt. Die Vorsehung hat überhaupt die Wohlthätigkeit unter den Söhnen der Menschen mit freygebiger Hand ausgestreuet; und es ist ungeachtet der Verhinderung durch ein bürgerliches Gesetz selten ein Mensch so hartnäckig, daß er dem Triebe des Mitleidens widerstehen sollte, wenn sich ein schicklicher Gegenstand dazu darstellet. In einer wohleingerichteten Regierung, die den Fleiß und die Tugend befördert, sind eben nicht viele Personen, die Allmosen brauchen; und solche Personen können sich auch zuversichtlich auf die Wohlthätigkeit ihrer Nächsteu verlassen *).

Man kann zu gleicher Zeit kühn behaupten, daß diejenigen, welche Allmosen brauchen, nach dem Plane der Vorsehung besser als nach einer gesetzmäßigen Einrichtung würden versorget werden. Die Geschöpfe, welche mit Krankheit oder Unsauberkeit beladen sind, stecken die Luft in einem Armenhause an, und haben ohne mehrere Sorgfalt und Pflegung, als man von Bedienten erwarten kann, die durch beständige Scenen des

---

*) Die Italiener sind wegen ihrer Mildthätigkeit eben so berühmt als ihre Nachbarn. Und dennoch leben nicht weniger als siebenzig tausend Mönche von freywilligen Gaben; und ich habe niemahls gehört, daß einer von ihnen aus Mangel gestorben wäre.

Elends ganz abgehärtet sind, wenig Hoffnung zum Leben. Man betrachte dagegen die Folgen der freywilligen Mildthätigkeit, die dem Geber und Empfanger auf gleiche Weise angenehm ist. Die liebreiche Verbindung, die sie zwischen ihnen macht, wird durch die öftere Wiederhohlung immer stärker; und die unsaubere Armuth ist dabey kein Hinderniß, sondern sie erwecket einen Grad von Mitleiden, welches dem Elende angemessen ist. Es kann freylich wohl geschehen, daß einige dürftige Personen übersehen werden; allein gegen einen, der vielleicht durch eine solche Vernachlässigung leidet, werden gewiß sehr viele durch eine gezwungene Wohlthätigkeit leiden.

Jedoch ich sehe mit besonderem Vergnügen, daß die natürliche Wohlthätigkeit eine vorzügliche Stütze der Tugend ist. Es kann der dürftigen Tugend niemahls an Hülfe fehlen, weil sie allezeit Mitleiden einflößet. Hingegen das dürftige Laster erwecket mehr Unwillen als Mitleiden *), und daher kann es auch wenig Hoffnung einer Hülfe haben. Was für eine herrliche Ermunterung zum Fleiße und zur Tugend, und wie demüthigend für den Müßiggang und das Laster! Es ist beklagenswürdig, daß ein so schönes Gebäude durch ein bürgerliches Gesetz, welches bey der Versorgung der Armen keinen Unterschied zwischen Tugend und Laster macht, bis auf den

*) S. Homes Grundsätze der Kritik K. 2, Abth. 7.

Grund ausgerottet wird. Die Vollziehung der Armengesetze würde in der That nicht geschehen, wenn man die Aufführung und den Charakter eines jeden Armen vorher untersuchte, und alsdann einen solchen Unterschied machte. Wo sind aber die Richter zu finden, die einer solchen dunkeln und verwirrten Nachforschung geduldig nachgehen werden? Ein Mensch, der diese Arbeit vollziehen will, muß alle anderen Angelegenheiten hinten ansetzen.

In den ersten oben erwähnten Englischen Verordnungen scheinen die Gesetzgeber alle gezwungene Wohlthätigkeit sorgfältig vermieden zu haben: man versuchte zuerst eine jede Maßregel zur Beförderung der freywilligen Mildthätigkeit, ehe der schädliche Schlag kam, wodurch die Vorsteher der Parochien bevollmächtiget wurden, eine Taxe für die Armen aufzulegen. Die Gesetzgeber sahen gewiß die traurigen Folgen nicht voraus; aber warum sahen sie nicht, daß sie ein Mißtrauen in die göttliche Vorsehung setzten, und in der That bewiesen, daß der von dem Schöpfer für die Armen errichtete Plan unzureichend sey? Es gibt viele bürgerliche Gesetze, welche die Gesetze der Natur durch hinzu gefügte Belohnungen und Strafen einschärfen; allein es war besonders kühn, das natürliche Gesetz der Wohlthätigkeit abzuschaffen, und an dessen Stelle eine gesetzmäßige Taxe zu errichten.

Die Menschen wollen doch immer verbessern; allein wie verwirrt ist nicht ihre Anstalt, wenn

sie es wagen, die Gesetze der Natur zu bessern! Man überlasse die Natur ihren eigenen Wirkungen; sie versteht dieselben am besten.

Es gibt wenige Einrichtungen, die scheinbarer sind, als die politischen, und doch sind wenige betrüglicher als die letztern. Ein scharfsinniger Schriftsteller machet über das 43° Gesetz Elisabeths worin ein Unterhalt für die Armen fest gesetzt wird, folgende Anmerkungen. „Man hat in vielen andern Ländern Gesetze gegeben, welche die müßigen Bettler bestrafet und die Reichen vermahnet haben, ihre Wohlthätigkeit auf den Armen zu richten; allein es ist der Englischen Mildthätigkeit ganz eigen, daß sie die Unterstützung der Armen zu einer Verbindlichkeit und Nothwendigkeit bey den Reichen gemacht haben. Die Engländer scheinen die erste Europäische Nation in den Wissenschaften, Künsten und in den Waffen zu seyn, und sie besitzen ebenfalls die freyeste und vollkommenste Verfaffung, nebst den Wohlthaten, welche aus dieser Freyheit folgen. Wenn man annimmt, daß die Tugenden einzelner Personen bisweilen in dieser Welt belohnet werden, so ist es wohl nicht zu stolz, wenn man annimmt, daß die National-Tugenden, ebenfalls hier ihre Belohnung finden. England hat zu seiner besondern Ehre nicht allein die Armen frey gemacht, sondern hat auch eine gewisse und feste Stiftung veranstaltet, um ihre Noth und Dürftigkeit zu verhindern, wenn sie, wie das Gesetz sagt, von einer Handlung Gottes herrühren: und sind nicht diese wohlthätigen und güti-

gen Gesinnungen gegen das Elend unserer Nebengeschöpfe die ersten von den armseligen Rechtfertigungen, die wir dem allwissenden und barmherzigen Schöpfer wegen unserer Unvollkommenheiten darbringen können?" Allein ich setze diesem Schriftsteller, der mehr Eifer als Einsicht zeigt, einen andern *) entgegen, dessen Betrachtungen vernünftiger sind. „In England ist eine Acte, welche eine jede Parochie verbindet, ihre eigenen Armen zu erhalten. Ein jeder, der die Wirkungen dieses Gesetzes nicht gesehen hat, muß es billigen, und dessen ungeachtet sind die Wirkungen davon diese, daß die Straßen von London mit Gegenständen des Elendes mehr angefüllet sind, als man in einer andern Stadt sieht. Die arbeitsamen Armen, welche sich wegen ihrer Versorgung in Krankheit oder Alter auf dieses Gesetz verlassen, sind nicht darauf bedacht, zu sparen, und werden immer verschwenderischer. Der Grund zur Wohlthätigkeit ist von der Vorsehung in das menschliche Herz gelegt worden, um diejenigen zu unterstützen, die nicht selbst arbeiten können. Und wenn die arbeitsamen Armen sich auf keinen andern Grund der Mildthätigkeit verlassen könnten, so würden sie frömmer werden; und wenn sie mehr Religion hätten, so würden sie in ihrer Aufführung nicht so ausschweifend seyn. Auf diese Weise wird die scheinbare gute That ein wirkliches National-Übel: es ist mehr Noth unter den Armen in

---

*) Der Verfasser von Angeloni's Briefen.

London, als an einem andern Orte in Europa; und mehr Völlerey bey männlichen und weiblichen Personen."

Ich merke wohl, daß unter der Regierung Elisabeths ein gewisser Zwang nöthig war, um die Armen beym Leben zu erhalten. Heinrich der VIII. hatte alle Hospitäler, 100 an der Zahl, eingezogen, und ihre Einkünfte verschwendet; er hatte auch alle Abteyen zerstöret. Auf diese Weise geriethen die Armen in den elendesten Zustand, besonders da die Privat-Mildthätigkeit, aus Mangel der Übung sehr geringe war. Diese bedenkliche Lage der Sachen erforderte in der That eine Hülfe von der gesetzgebenden Macht, und eine Versorgung der Armen auf eine gewisse Zeit würde eine sehr schickliche Maßregel gewesen seyn; zumahl wenn man sie so veranstaltet hätte, daß dadurch die freywillige Wohlthätigkeit nicht wäre ausgeschlossen, sondern vielmehr befördert worden. Es ist ein Unglück für England, daß man eine solche Maßregel übersehen hat; aber die Königinn Elisabeth und ihre Parlementer hatten nicht die Gabe, die Folgen ohne Hülfe der Erfahrung voraus zu sehen. Es wurde also eine beständige Taxe aufgeleget, welches die schädlichste und verderblichste ist, die man jemahls in einem Lande aufgeleget hat.

In den gegenwärtigen Zeiten streitet der jetzt gegebene Grund wider die Abschaffung einer gesetzmäßigen Versorgung der Armen. Man kann es als erwiesen annehmen, daß die Mildthätig-

keit in England jetzt nicht stärker ist, als sie in den Tagen Elisabeths war. Wollten unsere Minister nur den Weg weisen, und einigen Eifer für eine Verbesserung zeigen: so würde man wahrscheinlicher Weise schon Hülfsmittel finden, die Armen ohne Verminderung der freywilligen Mildthätigkeit zu unterstützen. Das folgende Hülfsmittel wird bloß als eine Probe vorgeschlagen. Das Parlement mag auf jede Parochie eine Taxe für ihre Armen auflegen, die nach Maßgabe ihrer Anzahl veränderlich ist; doch so, daß sie nicht die Hälfte von dem, was nöthig ist, übersteiget; und es mag ferner den Landbesitzern die Anweisung geben, vierteljährlich ein Verzeichniß von den Nahmen und dem Zustande solcher Personen, die ihrer Meinung nach Almosen brauchen, nebst einer Schätzung von dem, was jeder wöchentlich bekommen soll, zu verfertigen. Die öffentliche Taxe machet die Hälfte aus, und die andere Hälfte muß durch eine freywillige Beysteuer erhoben werden. Dieses Verzeichniß der Armen und ihres wöchentlichen Almosens, soll nebst einer Unterschreibung dieser Herren wegen ihres Antheils an dieser Summe durch die Friedensrichter bey einer vierteljährlichen Zusammenkunft untersucht werden; und diese müssen alsdann mit ihrer Genehmhaltung anbefehlen, daß die aus der öffentlichen Taxe erhaltene Summe unter die aufgezeichneten Armen, nach der Schätzung der Landbesitzer, ausgetheilt werde. Da der öffentliche Fond so lange todt liegen bleibt, bis die Unterschreibung zu Stande kommt, so ist es nicht glaublich, daß sich ein

Herr dabey ausschliessen wird; es würde wenigstens eine öffentliche Beschimpfung seines Charakters seyn. Ich bin vielmehr versichert, daß sich ein jeder Herr eine Ehre daraus machen würde, reichliche Beysteuern zu geben. Dieses angenehme Werk muß auch mit dem, was eher unangenehm ist, vermischt werden, nähmlich, daß man alle liederlichen Manns- oder Weibspersonen von dem Verzeichnisse ausschließt. Wenn man die Regel mit einem gehörigen Grade der Strenge beobachtet, so werden die unschuldigen Armen täglich abnehmen, und man wird sie mit der Zeit, ohne eine Taxe, der freywilligen Wohlthätigkeit sicher überlassen können.

Jedoch muß man denn die unglücklichen Bösewichter, die durch Müßiggang oder Unmäßigkeit in Armuth gerathen sind, in einem Christlichen Lande den Krankheiten und der Hungersnoth überlassen? Eben dieser Grund, so seicht er auch ist, hat die Industrie in England verdorben, und viele Leute zu Krankheiten und zur Hungersnoth gebracht. Man kann diejenigen, welche arbeiten können, in ein Zuchthaus einsperren, und sie mit Brot und Wasser versorgen, und ihnen die Freyheit lassen, für sich zu arbeiten. Bey den übrigen ist der Fall noch nicht so schlimm, zumahl wenn sie bey solchen weichherzigen Personen einen Zugang haben, die mehr wegen ihrer Mildthätigkeit, als wegen ihrer Grundsätze, berühmt sind. Sollte ja einmahl jemand durch Vernachlässigung oder aus Versehen vor Mangel sterben, so würde ein solches Beyspiel

zur Besserung mehr, als die rührendste Rede von der Kanzel, beytragen.

Das gemeine Betteln muß schlechterdings verbothen werden, und wenn auch einige durch Versäumung oder aus Versehen ihr Leben verlieren sollten. Die liederlichsten sind die unverschämtesten, und in der Erdichtung eines Unglückes die erfahrensten. Erlaubet man das Betteln nur einigen, so werden alle öffentlich hervor brechen. Die Müßiggänger lieben das Herumwandern und die träge Lebensart; und es ist für den Müßiggang keine glücklichere Reitzung, als die Freyheit zu betteln. Man hat zur Befreyung von den gemeinen Bettlern den Vorschlag gethan, diejenigen an Gelde zu strafen, die ihnen Allmosen geben. Allein man muß wenig Einsicht haben, wenn man die Unzulänglichkeit eines solchen Mittels nicht erkennet. Es ist ja leicht, Allmosen zu geben, ohne gesehen zu werden; und das Mitleiden wird die Allmosen sogar mit Gefahr, dafür zu leiden, erzwingen; ohne zu erwähnen, daß ein jeder in einem solchen Falle den verhaßten Charakter eines Angebers vermeiden wird. Das folgende Mittel, welches man vorgeschlagen hat, kann wahrscheinlicher Weise von besserm Nutzen seyn. Man muß in einer jeden Parochie einen Officianten mit einer hinlänglichen Besoldung bestellen, der die herum streichenden Bettler anhält, und in das Arbeitshaus bringt; und zwar bey Strafe, seinen Dienst nebst der ihm verliehenen Besoldung zu verlieren, wenn man einen herum streichenden Bettler nach 24

Stunden, da er die That gewußt hat, finden wird. In einem solchen Arbeitshause müssen die Bettler ein Jahr lang bey Wasser und Brot erhalten werden, aber die Freyheit haben, für sich selbst zu arbeiten.

Ich erkläre mich schlechterdings wider eine beständige Taxe für die Armen. Jedoch wenn einmahl eine solche Taxe seyn muß, so kenne ich keine, die für die Industrie und Sitten weniger verderblich wäre, als die in Schottland errichtete Taxe, welche die Landbesitzer in jeder Parochie verbindet, zu gesetzten Zeiten zusammen zu kommen, um für die Armen einen Fond zu verschaffen; welche aber die Gegenstände ihrer Mildthätigkeit, und die gehörige Maßregel ihrer eigenen Leutseligkeit und Redlichkeit überläßt. Bey diesem Plane ist kein Eingriff in die natürliche Pflicht der Mildthätigkeit; nur muß dabey die geringere Anzahl der Meinung der größern nachgeben.

In großen Städten, wo der Charakter und die Umstände der Armen nicht so bekannt sind, als auf dem Lande, wird folgende Änderung vorgeschlagen. Anstatt der Landbesitzer, die zu den Landparochien gehören, kann in einer jeden Stadtparochie eine beständige Commission gehalten werden, die von den Besitzern der Häuser erwählet wird, und wovon jährlich der dritte Theil verändert wird. Diese Commission verfertiget nebst dem Prediger ein Verzeichniß von denen, die Allmosen verdienen, nebst einer Schätzung des-

sen, was außer der eignen Arbeit für einen jeden hinlänglich seyn kann. Der Prediger, und einer oder zwey von der Commission, bringen dieses Verzeichniß zu einer jeden Familie, die Allmosen geben kann, und zeigen an, was für einen jeden schicklich seyn würde dazu beyzutragen. Dieses Verzeichniß, nebst einem Zusatze der von einem jeden Haushalter beygetragenen oder versprochenen Summe, muß zur Ehre der Beytragenden, und zur Nachricht für die Armen wegen ihrer Versorgung, an die Hauptkirchenthüre angeschlagen werden. Eine solche Art kann ohne Zweifel sehr wirksam seyn, ohne daß dabey die Gränzen der freywilligen Wohlthätigkeit überschritten werden. Wofern aber jemand sich hartnäckig weigert, auf vielfältiges Ansuchen etwas beyzutragen, so kann ihn die Commission nach ihrem Gutachten mit einer Taxe belegen. Ist es der Bewohner eines Hauses, der den Betrag versaget; so muß ihm die Taxe aufgeleget, und die Hülfe wider seinen Hauswirth vorbehalten werden.

In großen Städten sind die Armen, die man vom Betteln abhalten sollte, weniger bekannt, als auf dem Lande; und unter einer so großen Menge von Einwohnern ist es leichter, daß eine einzelne Person den Augen des Publicums entwischen kann, wenn er seine Mildthätigkeit vorenthält, als es auf dem Lande möglich ist. Beyde Mängel können durch den oben vorgeschlagenen Plan gehoben werden: denn nach diesem Plane werden in großen Städten die Armen, wel-

che Allmosen verdienen, nicht unbekannt bleiben; und eben so wird auch eine jede Person, die ihre Mildthätigkeit entziehet, dadurch entdeckt.

Eilfter Versuch.

Eine große Stadt nach ihren physikalischen, moralischen und politischen Absichten.

Es scheint zu allen Zeiten die Meinung geherrscht zu haben, daß eine große Stadt ein großes Übel sey, und daß eine Hauptstadt für den Staat eben so, wie ein Kopf für den Körper, zu groß seyn könne. Jedoch, wenn man die sehr seichten Gründe betrachtet, die man für diese Meinung gegeben hat: so scheint sie nur schlecht gegründet zu seyn. Es gibt verschiedene Verordnungen, welche den Umfang von Paris einschränken, und neue Gebäude über die vorgeschriebenen Gränzen aufzuführen verbiethen; die erste davon ist von Heinrich dem II. im Jahre 1549. Diese Verordnungen sind von Zeit zu Zeit erneuert worden, bis auf das Jahr 1672, in welchem Jahre Ludwig der XIV. ein Edict zu eben dem Ende gegeben hat. Die angezeigten Ursachen sind: „erstlich, daß durch Erweiterung der Stadt die Luft ungesund werden

könnte; zweytens, daß die Reinigung der Straßen eine große und beschwerliche Arbeit werden könnte; drittens, daß die vermehrte Anzahl der Einwohner den Preis der Lebensmittel, der Arbeit und der Manufacturen erhöhen würde; viertens, daß man den Boden, anstatt des Getreides, mit Häusern anfüllen würde, welches eine Theuerung verursachen könnte; fünftens, daß man das Land, durch die Begierde der Leute sich in die Hauptstadt zu begeben, entvölkern würde; und endlich, daß die Schwierigkeit, so viele Einwohner zu regieren, eine Ermunterung für das Rauben und Morden seyn würde."

Diese Gründe für die Einschränkung der Stadt Paris in gewisse Gränzen sind ausnehmend seicht. Die wichtigsten davon enthalten nur einen richtigen Schluß wider die Erlaubniß einer Vermehrung der Einwohner; der zweyte und vierte schliessen nur wider die Erweiterung der Stadt, und diese sind höchstens nur unbedeutend. Der erste Grund, der wider die Erweiterung der Stadt angeführt wird, ist ein fester Grund für die Erweiterung derselben, wenn man annimmt, daß die Anzahl der Einwohner soll eingeschränkt werden; denn es ist ein vortreffliches Verwahrungsmittel wider die ungesunde Luft, wenn man die Anhäufung der Leute verhindert. Paris nimmt jetzt mit eben der Anzahl von Einwohnern, wie sie zur Zeit Heinrichs des IV. waren, dreymahl so viel Raum ein, welches so wohl für die Gesundheit, als Be-

quemlichkeit der Einwohner sehr zuträglich ist. Wären die erwähnten Verordnungen vollzogen worden; so hätte man die Häuser in Paris, wie sie in der alten Stadt sind, ein Stockwerk über das andere, wie den Babylonischen Thurm, bauen müssen. Vor dem großen Feuer im Jahre 1666 war die Pest in London sehr häufig; allein nach Erweiterung der Straßen und Vermehrung der Häuser ist seit dem in dieser großen Stadt keine ansteckende Krankheit, welche den Nahmen einer Pest verdienet, jemahls gewesen. Der dritte, fünfte und letzte Grund schliessen nur wider die Erlaubniß einer Vermehrung der Einwohner; aber sie enthalten keinen Schluß wider die Erweiterung der Stadt. Kurz, die in den erwähnten Verordnungen angenommene Maßregel, welche man hätte annehmen sollen, ist diese, daß man die Anzahl der Einwohner, und nicht den Umfang der Stadt einschränken muß.

Die Königinn Elisabeth in England, welche die Französischen Verordnungen nachahmte, ließ im Jahre 1602 einen Befehl ausgehen, worin alle neuen Gebäude drey Meilen um London herum verbothen wurden. Der Eingang dieser Verordnung ist in folgenden Worten abgefaßt: „Daß man die großen und mannigfaltigen Unbequemlichkeiten und Schaden, welche täglich entstehen, und in der Stadt und Vorstädten von London, durch den Zusammenfluß der Leute, sich wahrscheinlicher Weise vermehren, vorher sieht; nicht allein deßwegen, weil so viele Menschen schwerlich regieret werden können, um Gott zu

dienen, und Ihro Majestät zu gehorchen, ohne neue Officianten zu setzen, und ihr Ansehen zu vermehren, sondern auch, weil man schwerlich Lebensmittel und andere Bedürfnisse zu einem billigen Preise anschaffen kann; und endlich, weil eine so große Anzahl von Menschen, unter denen viele Armen sind, und die vom Betteln leben müssen, in einem Haufen zusammen gebracht werden, und gewisser Maßen mit vielen Kindern und Bedienten in einem Hause ersticken müssen; so folget nothwendig, wenn eine Pest oder andere allgemeine Krankheit unter sie kommt, daß es sich sogleich durch die ganze Stadt und umliegende Gegend, und auch in allen Theilen des Reichs ausbreiten würde."

Es ist in diesem Befehle keine tiefere Einsicht, als in den Französischen Verordnungen. Man bemerkt in beyden einerley Irrthum, welcher darin besteht, daß man den Umfang der Stadt, anstatt der Einzahl der Einwohner, einschränket. Es ist freylich wahr, daß diese Einrichtung eine bessere Wirkung in London als in Paris haben würde. Da die Steine um Paris herum im Überflusse sind: so kann man die Häuser daselbst zu einer sehr großen Höhe aufführen, und sie sind auch wirklich in der alten Stadt so aufgeführt worden; weil aber um London herum keine Steine sind: so wurden die Häuser ehemahls von Holz gebauet, die jetzt von Ziegelsteinen sind; Materialien, die zu hohen Gebäuden zu schwach sind. Betrachtet man ferner die besondern Umstände, so schließt der erste Einwurf,

nähmlich der allzu große Aufwand bey der Regierung eines so zahlreichen Haufens, zwar wider die Menge der Einwohner, aber nicht wider den Umfang der Stadt. Und auch hierbey ist der Einwurf immer noch zweifelhaft. Obgleich viele Laster in einer großen Stadt sind, welche die genaueste Aufmerksamkeit der Obrigkeit erfordern: so ist es doch bey einer wohl eingerichteten Polizey viel wohlfeiler, 600000 in einer Stadt, als eben so viele in zehn verschiedenen Städten zu regieren. Der zweyte Einwurf, nähmlich der hohe Preis der Lebensmittel, trifft nur die Menge, aber nicht den Umfang. Über dieses mag der Fall zur Zeit Elisabeths, da der Ackerbau und der innere Handel noch in ihrer Kindheit waren, gewesen seyn wie er will: so sind doch gegenwärtig nicht viele Städte in England, wo ein mäßiger Mann wohlfeiler, als in London leben kann. Die Gefahr der ansteckenden Krankheiten, als der dritte Einwurf, ist ein unüberwindlicher Grund wider die Einschränkung des Umfangs einer großen Stadt. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß London vom Jahre 1766 an, da man die Straßen erweiterte, und die Häuser vermehrte, niemahls von der Pest ist heimgesucht worden. Wäre diese Verordnung vollzogen worden, so würden die Häuser so nahe an einander gekommen, und die Straßen so enge geworden seyn, daß sie die Pest noch häufiger, als vor dem Jahre 1666 verursacht hätten.

Die Minister von den unmittelbaren Nach-

folgern der Königinn waren nicht erleuchteter, als sie und ihre Minister waren. Im Jahre 1624 ließ der König Jacob eine Verordnung wider das Bauen in London auf einem neuen Grunde bekannt machen. Carl der I. gab zwey Verordnungen von eben dem Inhalte; die eine im Jahre 1625, und die andere im Jahre 1630.

Das Wachsthum der politischen Wissenschaft hat viele schlimme Wirkungen einer großen Stadt entwickelt, die wichtiger sind, als alles, was in diesen Verordnungen angeführt ist. Ich werde die erste Wirkung anzeigen, welche diese ist: daß die in einer großen Stadt gebornen und erzogenen Leute gemeiniglich schwach und weibisch sind. Vegetius, welcher bemerket, daß die zur Landwirthschaft erzogenen Menschen die besten Soldaten sind, setzet folgendes hinzu*): „Bisweilen erfordert es doch die Noth, daß man die Stadtleute bewaffnen und zum Dienste zwingen muß. In diesem Falle müssen die Recruten zuerst arbeiten, hin und her marschiren, Lasten tragen, und die Sonne und den Staub vertragen lernen; sie müssen sparsame und ländliche Kost bekommen, und bisweilen unter freyem Himmel, bisweilen aber unter Gezelten liegen. Alsdann werden sie erst in den Waffenübungen unterrichtet; und wenn der Zug lange dauert, so muß man sie auf den Straßen behalten, und

---

*) De re militari lib. I. c. 3.

sie von den Reitzungen der Stadt entfernen, damit auf diese Weise so wohl ihre Körper, als auch ihre Gemüther stärker werden." Der Luxus einer großen Stadt steigt von den höchsten zu den niedrigsten herab, und steckt alle Stände der Menschen an; und es ist dabey wenig Gelegenheit zu einer solchen Übung, die den Körper stark und munter macht. Dieses ist ein physischer Einwurf wider eine große Stadt; der nächste betrifft die Sitten. Die Tugend zeigt sich vornehmlich in der Einschränkung; das Laster aber in der freyen Auslassung der Begierde. Die Mäßigung und Selbstregierung bilden einen Charakter, welcher zur Aufnahme der Tugend am fähigsten ist. Der Überfluß der Lebensgeister, und die Liebe zum Vergnügen erzeugen einen Charakter, der dem Laster am meisten unterworfen ist. Die niederträchtigen Laster, als das Stehlen und Lügen, ziehen wenige oder gar keine Nachahmer; aber solche Laster, welche eine Seele anzeigen, die sich nicht einschränkt, bringen sich Bewunderer zuwege. Wo ein Mensch wider unrechtmäßigen Zwang tapfer kämpfet, da wird er mit Recht gelobet und nachgeahmt; und der Pöbel unterscheidet sehr wohl den rechtmäßigen und unrechtmäßigen Zwang; die Kühnheit ist sichtbar, und tiefer dringen die gemeinen Leute nicht ein. Der unbändige Knabe wird in der öffentlichen Schule bewundert und nachgeahmt; aber nicht der tugendhafte und sittsame. Daher sind die Laster, welche Witz zeigen, sehr ansteckend; die Tugend aber reitzet wenig; und daher rühret auch das

Verderben einer großen Stadt, welches nach der Anzahl der Einwohner immer mehr zunimmt. Jedoch es ist hier genug, diesen Einwurf nur zu erwähnen, weil wir uns schon in den vorher gehenden Theilen dieses Werkes sehr lange dabey aufgehalten haben.

Die folgenden schlimmen Wirkungen sind mehr von einer politischen Art. Eine große Stadt ist ein offenbarer Feind des freyen Umlaufs des Geldes. Die gangbare Münze wird in der Hauptstadt zusammen gebracht, und entfernte Provinzen müssen in Müßiggang versinken; weil ohne bares Geld weder Künste, noch Manufacturen blühen können. Auf diese Weise findet man immer, nach Beschaffenheit der Entfernung von der Hauptstadt, weniger Thätigkeit, und in den äußersten Gegenden eine völlige Schlafsucht. Man kann über dieses bemerken, daß, weil die Pferde in einer großen Stadt das Futter aus der Entfernung bekommen, das Land seines Düngers, zum Besten der fruchtbaren Felder um die Stadt herum, beraubet wird. Da aber der Dünger, welcher auf armes Land gelegt wird, dem Landmanne von größerem Nutzen ist, als das Land, welches bereits sehr verbessert ist; so ist das Berauben des Düngers in den entfernten Gegenden überhaupt ein Verlust für das ganze Land. Und dieses ist auch noch nicht Alles. Der Dünger einer weitläufigen Stadt, wenigstens das Meiste davon, ist von den Feldern, auf welche er geführt wird, so entfernt, daß das Fuhrlohn den Vortheil verschlinget.

Eine andere schlimme Wirkung des aufgehäuften Geldes in der Hauptstadt ist, daß daselbst der Preis der Arbeit steiget; und die Reizung des hohen Lohnes, welcher macht, daß jedermann zur Hauptstadt eilet, beraubt das Land seiner besten Hände. Und da diejenigen, welche sich in die Hauptstadt begeben, gemeiniglich junge Leute sind, die sich, so bald als sie zur Arbeit angeschickt sind, wieder zurück begeben, so werden die entfernten Provinzen mit ihrem Unterhalte beschweret, ohne den geringsten Nutzen von ihrer Arbeit zu ziehen.

Jedoch die beklagungswürdigste Wirkung einer großen Stadt besteht darin, daß sie die Bevölkerung verhindert, indem sie das Leben ihrer Einwohner verkürzet. Nimmt wohl eine Hauptstadt nach Maßgabe der großen Menge, die aus dem Lande dahin ziehet, an der Anzahl zu? Keinesweges. Die Luft einer volkreichen Stadt wird durch die angehäufte Menge angestecket; und die Leute gelangen daselbst selten zu dem gewöhnlichen Ziele des Lebens. Bey London besonders wird die Wahrheit dieser Sache mehr als zu sehr bestättiget. Die Leichenbegängnisse in dieser großen Stadt übersteigen meisten Theils die Geburten. Der Unterschied soll jährlich, wie einige versichern, nicht weniger, als zehn tausend, und nach einer mäßigen Berechnung nicht unter sieben oder acht tausend ausmachen. Da nun London dessen ungeachtet nicht abnimmt, so muß der Abgang so vieler Einwohner aus dem Lande gezogen werden; und die jährliche Wieder-

besetzung beträgt wahrscheinlicher Weise eine größere Anzahl als zur Recrutirung unserer Armeen und Flotten im letztern Kriege mit Frankreich erfordert wurden. Sollte dieses sich wirklich so verhalten, so wäre London ein größerer Feind der Bevölkerung, als ein blutiger Krieg seyn würde, und wenn er auch beständig dauerte. Was für eine ungeheure Taxe muß also Brittanien liefern, um seine Hauptstadt zu unterstützen! Die jährliche Auferziehung von 7 oder 8000 Personen für London erfordert eine unermeßliche Summe.

In Paris ist die Anzahl der Gebornen und Gestorbenen, wenn man sich auf die Sterbe-Register verlassen kann, beynahe gleich, indem eine jede davon beynahe 19000 jährlich beträgt; und nach dieser Rechnung braucht Paris keine Recruten aus dem Lande. Allein in dieser Stadt kann man sich, in Ansehung der Gestorbenen, nicht auf das Sterbe-Register verlassen. Es ist daselbst bey Hohen und Niedrigen überhaupt die Gewohnheit, daß sie ihre Kinder auf dem Lande erziehen lassen, bis sie drey Jahre alt sind; und folglich stehen diejenigen, welche vor diesem Alter sterben, nicht in dem Register. Es ist aber nicht gewiß, wie viel diese gegen das Ganze betragen. Man kann es aber nach so vielen, die in London sterben, ziemlich errathen, wenn man es für die Hälfte der ganzen Menge, die überhaupt darin sterben, annimmt. Wenn man nun auch noch so viel von der gesunden Luft auf dem Lande gegen

eine Stadt annimmt, so können die Pariser Kinder, welche auf dem Lande vor dem dritten Jahre ihres Alters sterben, nicht auf den dritten Theil der Sterbenden überhaupt herunter gesetzt werden. Auf der andern Seite aber kann man sich bey den Londoner Sterbe-Registern weniger auf die Gebornen als Gestorbenen verlassen. Man setzet keine als von Geistlichen der Englischen Kirche getaufte Kinder hinein; und die vielen Kinder der Papisten, Presbyterianer, und anderer Secten werden in der Rechnung ausgelassen. Überhaupt aber ist der Unterschied zwischen den Gebornen und Gestorbenen in Paris und London viel geringer, als er nach den Sterbe-Registern dieser zwey Städte zu seyn scheinet.

Außerdem, wenn man auch noch so viele Kinder zugibt, die nicht in den Londoner Sterbe-Registern stehen, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß eine weit größere Anzahl von Kindern in Paris als in London geboren werden; und folglich daß das erstere weniger Recruten vom Lande, als das letztere erfordert. In Paris werden die Hausbedienten ermuntert, zu heurathen; man hält sie für gesetztere und in ihren Diensten getreuere Leute, als die ledigen Mannspersonen. In London hingegen suchet man solche Heurathen zu verhindern, als ob sie einen Bedienten auf seine eigene Familie aufmerksamer, als auf die Familie des Herrn machten. Allein ein Bedienter, der auf seine eigene Familie sieht, wird gewiß um seinetwillen die Fa-

milie seines Herrn nicht vernachlässigen. Kann man sich also auf alle Weise nicht mehr auf ihn, als auf einen Bedienten, der ledig bleibt, verlassen? Was kann man von müßigen und fetten Junggesellen anders erwarten, als ein wollüstiges liederliches Leben? Es hält sie nichts von der Liederlichkeit ab, als die Wachsamkeit ihres Herren, die sie eben deßwegen eher verabscheuen, als lieben. Wenn man daher die Armengesetze das Hauptverderben nennen will, so kann man die ledigen Bedienten in London füglich als einen großen Anhang ansehen. Und eben dieses zieht unsere Aufmerksamkeit auf die Armengesetze, welche in dem gegenwärtigen Puncte den vornehmsten Unterschied zwischen Paris und London ausmachen. In Paris sind gewisse Fonds für die Armen fest gesetzt, deren Einkünfte jährlich auf eine gewisse Anzahl eingeschränkt sind. Da nun dieser Fond allezeit schon im voraus angewiesen ist, so haben die geringen Leute, die nicht auf der Liste stehen, wenig oder gar keine Hoffnung, auf andere Weise, als durch ihren eigenen Fleiß, Brot zu bekommen; und den Arbeitsamen ist das Heurathen gewisser Maßen unentbehrlich. In London wird eine Parochie nach der Anzahl ihrer Armen mit einer Taxe belegt; und jedermann, der müßig seyn will, hat einen Anspruch auf diesen Unterhalt. Die meisten Dinge in der Welt gehen durch Aufmunterungen von Statten, und der Müßiggang vorzüglich. Die Gewißheit des Unterhalts macht die geringen Leute in England müßig und liederlich, besonders in London, wo der Luxus

herrscht, und alle Stände ansteckt. Die Londoner Armen sind so übermüthig, daß kaum einer von ihnen braunes Brot essen will. Es ist daher in London eine weit größere Anzahl müßiger und liederlicher Bösewichter, wie Dr. Swift sagt; sie denken niemahls an die Nachkommenschaft, weil die Nachkommen niemahls an sie denken: Leute, die dem Vergnügen nachjagen, und nur von einem Tage zum andern leben, wollen sich mit keiner Familie belästigen. Diese Ursachen bringen in Paris mehrere Kinder, als in London hervor, ob sie gleich in Ansehung der Bevölkerung nicht viel von einander unterschieden sind.

Ich werde noch einen andern Einwurf wider eine große Stadt anführen, der nicht geringe ist. Eine allzu große Hauptstadt, die ihres gleichen nicht hat, ist durch ihre Anzahl und Reichthümer von einem verderblichen Einflusse in die öffentlichen Angelegenheiten. Der Pöbel ist biegsam, und läßt sich leicht durch stolze und unternehmende Obrigkeiten verführen. Es fehlet auch darin nicht an bedenklichen Zeiten, in welchen dergleichen Obrigkeiten durch ihren Einfluß die Macht bekommen, die öffentliche Ruhe zu stören. Man hat es deßwegen in Paris und London mehr als ein Mahl erfahren, daß eine allzu groß gewordene Hauptstadt der Regierung gefährlich werden kann.

Es ist in der That ärgerlich, wenn man höret, wie sich die Franzosen und Engländer wegen der Größe ihrer Hauptstädte mit einander

zanken, nicht anders, als ob die Wohlfahrt ihres Landes von diesem Umstande abhinge. Es kommt mir dieses eben so vor, als wenn sich einer des Kropfes oder einer ansteckenden Krankheit rühmen wollte. Sie könnten sich weit besser beschäftigen, wenn sie auf Mittel bedacht wären, diese Städte an der Zahl ihrer Einwohner zu vermindern. Es ist gewiß keine politische Maßregel, die nach meiner Meinung das Königreich Frankreich oder Brittanien größer machen könnte, als wenn man ihre Hauptstadt in verschiedene große Städte zertheilte. Mein Plan würde dieser seyn, daß ich die Einwohner von London auf 100000, mit Inbegriff des Königs und seines Hofstaats, der vornehmsten Gerichtshöfe, des hohen Adels, und aller nöthigen Kramer, Künstler und Bedienten, einschränkte. Die übrigen Einwohner könnten in neun andere Städte vertheilt werden; die theils zum innern, theils zum äußern Handel bequeme Lage hätten. Ein solcher Plan würde Leben und Kraft in allen Gegenden dieser Insel verbreiten.

Es würde allerdings die Ausführung eines solchen Planes die gründlichste politische Einsicht, und viele Standhaftigkeit erfordern. Ich will davon so viel anzeigen, als mir jetzt einfällt. Der erste Schritt muß seyn, schickliche Plätze für die neuen Städte aufzusuchen, die zum Handel oder Manufacturen am vortheilhaftesten seyn können. Ist einer von solchen Plätzen bereits kleinen Städten gewidmet, so ist es desto besser. Der nächste Schritt ist eine Kopf-

steuer auf die Einwohner von London; wovon die erhobene Summe zur Beförderung der neuen Städte gewidmet ist. Eine Ermunterung würde gewiß eine gute Wirkung haben, nähmlich eine Prämie für einen jeden, der in einer von diesen Städten, nach Beschaffenheit der Größe des Hauses, mehr oder weniger bauete. Diese Taxe würde von London eine jede Fabrik, außer denen von der einträglichsten Art, vertreiben. Sind nun die Einwohner von London auf eine Anzahl herunter gebracht, die nicht über 100000 beträgt; so wird die nahe Aussicht, von der Taxe befreyet zu werden, einen jeden Hausbesitzer antreiben, alle diejenigen, welche über diese Zahl sind, wegzujagen: und man wird niemahls wieder eine größere Anzahl zulassen, um dadurch die Erneuerung der Taxe zu verhindern. Es würde allerdings große Einsicht erfordern, die Summen richtig abzumessen, die man erhöhen und austheilen will, so daß sie ohne Belästigung der Hauptstadt auf der einen Seite, oder einer allzu großen Aufmunterung zum Bauen auf der andern Seite ihre gehörige Wirkung hätten, und die Leute nicht gereitzt würden, bloß um der Prämie willen, ohne weitere Absicht zu bauen. Es wird dabey sehr viel von einer vortheilhaften Lage abhangen; die Häuser, welche man in einer guten Lage bauet, werden allezeit Einwohner finden.

Die zwey großen Städte London und Westminster sind wegen ihrer Vereinigung des Platzes sehr übel zusammen gebracht. Die letztere, als

der Sitz der Regierung und des Adels, steckt die erstere mit Schwelgerey und Liebe zur Pracht an: die erstere, als der Sitz des Handels, steckt die letztere mit der Liebe zum Gewinnste an: die Vermischung dieser entgegen gesetzten Leidenschaften bringt ein jedes kriechendes Laster hervor.

Zwölfter Versuch.

Ursprung und Wachsthum der Amerikanischen Nationen.

Da man keine glaubwürdigen Materialien zu einer natürlichen Geschichte aller Amerikaner hat; so sollen folgende Bemerkungen nur auf einige Stämme, die man am besten kennet, und an die Königreiche Peru und Mexico, wie sie zur Zeit der Spanischen Eroberung waren, eingeschränkt werden.

Da kein Weg zu Lande nach Amerika aus der alten Welt zu seyn scheinet, so hat wohl keine Aufgabe die Gelehrten in größere Verlegenheit gesetzt, als diese, daß man zeigen soll, woher die Amerikaner gekommen sind. Es gibt hierüber eben so viele verschiedene Meinungen, als Schriftsteller sind. Man hat zwar viele Versuche ange-

stellt, einen Weg zu Lande zu entdecken; aber es ist bisher alles vergeblich gewesen. Kamtschatka ist in der That nur durch eine enge Straße, die voller Inseln ist, von Amerika getrennet; Büffon muthmaßet, um den Landweg noch leichter, als den Weg zur See zu machen, daß da herum ehemahls ein Landweg gewesen sey, der nunmehr durch die Gewalt des Meeres weggeschwemmt worden. Es ist auch in der That bey dieser Muthmaßung ein großer Schein der Wahrheit, da alle vierfüßigen Thiere des nördlichen Asiens nach Amerika gegangen zu seyn scheinen; z. B. der Bär, das Reh, der Hirsch, das Rennthier, der Biber, der Wolf, der Fuchs, der Hase, der Ratz, und der Maulwurf. Er gibt zu, daß in Amerika kein Löwe, Tieger, Panther, oder ein andres Asiatisches vierfüßiges Thier zu sehen sey: nicht, wie er sagt, aus Mangel eines Landweges; sondern weil das kalte Klima der Tartarey, worin solche Thiere nicht leben können, ein wirkliches Hinderniß für sie ist *).

Allein meiner Meinung nach, wird viel mehr erfordert, in dieser Sache ein Genügen zu lei-

---

*) Unser Verfasser gibt es mit vieler Aufrichtigkeit als einen starken Einwurf wider seine Theorie zu, daß kein Rennthier in Asien sey. Allein man muß einem so vernünftigen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hierbey anmerken, daß allerdings nach den neuesten Nachrichten viele Rennthiere in dem Lande Kamtschatka, als dem nächsten an Amerika, sind.

sten, als ein Weg von Kamtschatka nach Amerika, er mag nun zu Lande, oder zu Wasser seyn. Man hat dabey eine weit entscheidendere Untersuchung völlig übersehen, welche die Leute auf den beyden Seiten der Meerenge angeht; besonders ob sie einerley Sprache reden. Nun wissen wir aus den letztern Nachrichten aus Rußland, daß keine Verwandtschaft zwischen der Sprache in Kamtschatka und der Amerikaner auf der entgegen stehenden Seite der Meerenge vorhanden ist. Wir können also daraus mit großer Gewißheit den Schluß machen, daß die letztern keine Colonie der erstern sind.

Jedoch ich gehe weiter. Es gibt verschiedene dringende Beweise, uns zu überzeugen, daß die Amerikaner von keinem Volke in dem nördlichen Asien oder in dem nördlichen Europa abstammen. Kämen sie von einem von beyden her, so müßte Labrador oder die angränzenden Länder zuerst seyn bevölkert worden; und weil die Wilden vorzüglich ihren vaterländischen Boden lieben, so würden sie gewiß so lange da geblieben seyn, bis eine allzu große Bevölkerung sie angetrieben hätte, sich um der Speise willen weiter auszubreiten. Allein hier ist gerade das Gegentheil. Da die Spanier Amerika entdeckten, so war Mexico und Peru völlig bevölkert; und die andern Theile waren nach ihrer Entfernung von diesen im Mittelpuncte liegenden Ländern immer weniger bevölkert. Fabry berichtet, daß man ein oder zweyhundert Meilen gegen Nord-West von Missisippi reisen kann, ohne ein menschliches Gesicht, oder

die Spur eines Hauses zu sehen; und einige Französische Officiere sagen, daß sie mehr als hundert Meilen von dem herrlichen Lande an dem Ohio durch Louisiana gereist wären, ohne eine einzige Familie der Wilden angetroffen zu haben. Labrador ist sehr dünne an Einwohnern; und man hat darin kein anderes Volk, als die Esquimaux, einen sehr kleinen Stamm, entdeckt; und da dieser Stamm einen Überfluß an Speise hat, so scheint es nicht, daß er jemahls eine Colonie in einen andern Theil von Amerika geschickt hat. Die Höflichkeit der Mexicaner und Peruvianer, nebst ihrer zahlreichen Bevölkerung, machen es höchst wahrscheinlich, daß sie die ersten Einwohner von Amerika gewesen sind. Wenn man gegen Norden reist, so sind die Leute schon unwissender und wilder; und die Esquimaux, als die nördlichsten von allen, sind die wildesten. Reist man gegen Süden, so sind die Patagonier, als die südlichsten, so dumm, daß sie in einer sehr kalten Gegend ganz nackend gehen.

Ich wage mich immer weiter, und muthmaße, daß Amerika aus keinem Theile der alten Welt ist bevölkert worden. Das äußerliche Ansehen der Einwohner macht, daß diese Muthmaßung sich einer Gewißheit nähert, da es von dem Ansehen eines jeden andern bekannten Volks weit unterschieden ist. Es ist außer den Augenwimpern, Augenbraunen und dem Haar auf dem Kopfe, welches unveränderlich schwarz ist, nicht ein einziges Haar an dem Körper eines Amerikaners, und nicht der geringste Anschein eines

Barts. Ein anderes unterscheidendes Merkmahl ist ihre Kupferfarbe, die in allen heißen und kalten Gegenden einerley, und von der Farbe aller andern Nationen unterschieden ist. Ulloa bemerket, daß die Amerikaner von Cap Breton den Peruvianern an der Farbe der Gesichts, an den Sitten und Gebräuchen ähnlich sind, und der einzige sichtbare Unterschied dieser ist, daß die erstern von einer größern Statur sind. Ein dritter eben so unterscheidender Umstand ist, daß die Amerikanischen Kinder mit Milchhaaren auf der Haut gebohren werden, welche am achten oder neunten Tage verschwinden, und niemahls wieder wachsen. Die Kinder in der alten Welt werden mit einer glatten Haut geboren, und das Haar erscheinet bey ihnen nicht eher, als bis sie mannbar werden.

Ich hielt es ehemahls, nach einigen Nachrichten von den Esquimaux, für erweislich, daß die ursprünglichen Einwohner von Amerika eine von allen andern unterschiedene Gattung wären. Der Verfasser der Geschichte von Neu-Frankreich, und verschiedene andere Schriftsteller berichten, daß die Esquimaux verwegen, schädlich, argwöhnisch und unbiegsam sind; daß es nicht sicher ist, mit ihnen auf eine andere Weise, als in einer Entfernung, umzugehen; daß keine Europäische Haut weißer ist; und daß sie einen Bart bis an die Augen haben. Gesetzt nun, daß diese Dinge wahr wären, hätte ich denn nicht Ursache zu glauben, daß die Esquimaux von einer Nation in dem nördlichen Europa oder Asien müßten

entsprungen seyn, ob ich gleich nicht sagen könnte, daß die Wanderung zu Lande oder zu Wasser geschehen wäre? Jedoch nach eben diesen Erzählungen müßte man den Schluß machen, daß die übrigen Amerikaner nicht eben diesen Ursprung gehabt hätten; denn wenn die Canadier, oder eine andere Amerikanische Nation, von Asiatischer oder Europäischer Herkunft wären, so müßten sie, wie die Esquimaux, noch bis auf den heutigen Tag einen Bart und eine weiße Haut haben. Allein man kann nicht zu behutsam seyn, um seltene oder besondere Dinge zu glauben, die man von entfernten Nationen berichtet. Man hat, nach den letztern weit glaubwürdigern Nachrichten, gefunden, daß die vorher gehende Beschreibung von den Esquimaux in allem ganz falsch ist. Die Esquimaux sind unter allen nördlichen Nationen, die Lappländer nicht ausgenommen, von der kleinsten Größe, indem wenige von ihnen nicht über vier Fuß hoch sind. Sie haben ausnehmend große Köpfe, und sehr kleine Füße und Hände. Sie sind auch weder grausam, noch argwöhnisch, wie aus demjenigen erhellet, was Ellis in seiner Nachricht von einer Reise im Jahre 1747 zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt saget, daß sie den Englischen Matrosen mit Bezeugung ihrer Zufriedenheit ihre Weiber angebothen hätten. Allein dieses gehört noch am meisten zu der gegenwärtigen Absicht; sie sind, wie die andern Amerikaner, von einer Kupferfarbe, die nur um einen Grad heller ist, welches ohne Zweifel von der strengen Kälte ihrer Gegend verursacht wird; und sie haben auch

insgesammt keinen Bart. Es ist allerdings unter ihnen gewöhnlich, daß sie das Haar auf dem Kopfe über das Gesicht legen, um dadurch die Fliegen abzuhalten, welche in jenem Lande den Sommer über sehr häufig sind; und dieses haben ohne Zweifel die Reisenden für einen Bart angesehen.

Man hat vor Kurzem entdeckt, daß die Sprache der Esquimaux mit der Grönländischen einerley ist. Ein Dänischer Missionarius, der bey seinem vieljährigen Aufenthalte in Grönland die Sprache dieses Landes gelernet hatte, that mit dem Commodore Palliser im Jahre 1764 eine Reise nach Newfoundland. Er traf daselbst eine Gesellschaft von ungefähr 200 Esquimaux an, und wurde auf eine angenehme Art überraschet, als er die Grönländische Sprache hörte. Sie empfingen ihn auf eine freundliche Art, und lockten ihm das Versprechen ab, im nächsten Jahre wieder zu kommen; und Cranz benachrichtiget uns in seiner Geschichte von Grönland, daß eben dieser Dänische Missionarius sie im folgenden Jahre in Gesellschaft des ehrwürdigen Herrn Drachart besucht habe. Sie waren darin einig, daß der Unterschied zwischen der Sprache der Esquimaux und der Grönländer nicht größer wäre, als zwischen den Mundarten des nördlichen und südlichen Grönlands, die noch nicht so sehr als das Hoch- und Niederdeutsche unterschieden wären. Beyde Nationen nennen sich Inniuit, oder Karalit, und die Europäer Kablunet. Ihre Statur, Gesichtszüge, Sitten, Kleidung,

Zelter, Pfeile, und Boote sind völlig einerley. Da die Sprache von Grönland weder der Sprache von Finnland, Lappland, Norwegen, der Tartarey, noch der Samojedischen ähnlich ist; so sieht man deutlich, daß weder die Esquimaux, noch die Grönländer eine Colonie der erwähnten Länder sind. Die Erdbeschreiber fangen jetzt an, zu muthmaßen, daß Grönland ein Theil des festen Landes von Nord-Amerika ohne Zwischenkunft einer See sey*). So viel ist gewiß, daß die Grönländer in allen Stücken den Esquimaux ähnlich sind: sie sind von einer Kupferfarbe, und haben keinen Bart; sie sind von einer kleinen Statur, wie die Esquimaux, und haben einerley Sprache. Auf diese Weise muß ich meinen liebsten Grund verlassen, um zu beweisen, daß die Amerikaner, außer den Esquimaux, einheimisch sind, und ihr Daseyn der alten Welt nicht zu danken haben. Über dieses bleiben die andern angeführten Gründe noch völlig übrig; und bey dem jetzt gesagten kommt ein Umstand vor, der den vornehmsten Grund davon sehr verstärket. Die Leute, welche mit einer verwegenen Stirne lieber alle Schwierigkeiten übersteigen, als eine Lieblingsmeinung aufgeben wollen, halten die Kupferfarbe und den

---

*) Die Dänen hatten sich lange vorher, ehe Columbus West-Indien sah, in Grönland fest gesetzt. Würde es nicht parador seyn, wenn man sagte, daß Amerika von den Dänen lange vor dem Columbus wäre entdeckt worden, und zwar lange vorher, ehe sie wußten, daß sie diese Entdeckung gemacht hätten?

Mangel des Barts für sehr geringe, und wollen alles dem Klima zuschreiben. Es fehlet uns allerdings noch an datis, um genau bestimmen zu können, was für Wirkungen das Klima hervor bringen kann. Aber glücklicher Weise haben wir jetzt nicht nöthig, diesen schweren Punct zu bestimmen. Es ist genug, daß das Klima von Labrador ziemlich einerley ist mit dem Klima in den nordischen Gegenden von Europa und Asien. Aus diesem Umstande mache ich den gewissen Schluß, daß die Kupferfarbe und der Mangel des Barts bey den Esquimaux von dem Klima nicht herrühren kann. Und wenn dieses ist, was kann man für einen Grund haben, zu behaupten, daß diese Umstände von dem Klima in einer andern Gegend von Amerika abhangen? Gewiß keinen. Ich setze noch hinzu, daß die Kupferfarbe und der Mangel des Barts, welche bey jeder Verschiedenheit des Klima unveränderlich bleiben, von einer unveränderlichen Ursache, die einförmig wirket, abhangen müssen; dieses kann bey der Art der Leute etwas besonderes seyn, aber es kann nicht von dem Klima herrühren.

Wenn wir uns auf die Muthmaßungen des Herrn Büffons verlassen können, so entstand Amerika später aus der See, als ein jeder anderer Theil der bekannten Welt; und gesetzt nun, das menschliche Geschlecht wäre durch die Hand Gottes später, als in den Zeiten Moses, nach Amerika gesetzt worden, so könnten doch Adam und Eva die ersten Eltern des menschlichen Geschlechts, das ist, aller derer, die damahls vor-

handen waren, gewesen seyn, ohne die ersten Ältern der Amerikaner gewesen zu seyn.

Die Terra australis incognita ist von der übrigen Welt durch einen großen Ocean getrennt, auf welchem man mit einem Schiffe rund um die Erdkugel kommen kann. Wie ist dieses feste Land bevölkert worden? Es ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß es jemahls mit einem andern Lande zusammen gehangen habe. Hier scheint also eine locale Schöpfung, wenn man es so nennen darf, unvermeidlich zu seyn; und wenn wir einmahl mehr als eine Schöpfung annehmen müssen, so verschwindet bey Wiederhohlung der Handlung sogar aller Anschein der Schwierigkeit. Büffon bezeuget in seiner natürlichen Historie, daß nicht ein einziges Amerikanisches vierfüßiges Thier aus einem heißen Klima in einem andern Theile der Welt angetroffen werde. Bey diesen müssen wir also eine locale Schöpfung unvermeidlich annehmen; und es scheint nichts natürlicher zu seyn, als daß man von eben dieser Handlung auch die ersten Ältern der Amerikaner herleitet.

Es ist zwar wohl möglich, daß ein Schiff mit Männern und Weibern durch widrige Winde an ein sehr entferntes Ufer kann getrieben werden. Allein man wird nicht viel Beyfall finden, wenn man die Bevölkerung von Amerika auf diese Weise erklären will: Mexico und Peru müssen lange vorher besetzt und bewohnt gewesen seyn, ehe die Schiffahrt in der alten Welt bekannt gewor-

den, oder wenigstens ein Schiff zu einer solchen Vollkommenheit gebracht worden, daß es eine lange Reise bey schlimmem Wetter aushalten können. Wird man wohl glauben, daß man eher einen jeden unwahrscheinlichen Satz annehmen, als eine verschiedene Schöpfung zulassen müsse? Wir sind zwar noch in Absicht auf das Verfahren der schaffenden Vorsehung in großer Dunkelheit; aber eine jede vernünftige Muthmaßung neiget sich doch zu einer verschiedenen Schöpfung. Amerika und die terra australis müssen durch die Allmacht mit einer Anzahl von Thieren und Pflanzen seyn besetzt worden, von denen einige diesen großen festen Ländern ganz eigen sind: und da der Allmächtige so sehr für das geringere Leben gesorget hat, kann man wohl noch einen so wilden Gedanken hegen, daß er den Menschen, als das edelste Werk der irdischen Schöpfung, dem ungefähren Zufalle würde überlassen haben? Jedoch es ist kaum nöthig, hierbey länger stehen zu bleiben, da die oben erwähnten äußerlichen Kennzeichen der Amerikaner die Meinung widerlegen, daß sie von einem Volke der Welt abstammten.

Es ist mir wahrscheinlich, daß die fruchtbaren und herrlichen Ebenen von Peru und Mexico von allen Amerikanischen Ländern zuerst besetzt worden; indem sie zur Zeit des Spanischen Einfalls volkreicher, als ein jeder anderer Theil dieses großen festen Landes, waren. Diese Muthmaßung wird durch die Analogie unterstützt: wir glauben, daß ein Stück Landes, welches nicht allein im Mittelpuncte lag, sondern auch aus-

nehmend fruchtbar war, für die ersten Ältern der alten Welt zu ihrem Aufenthalte gewählet worden; und in Amerika ist kein Stück Landes für die ersten Ältern der neuen Welt, welches mehr in der Mitte, oder fruchtbarer wäre, als Mexico oder Peru.

Da wir es nun gewagt haben, dasjenige anzuzeigen, was bey dem Ursprunge der Amerikaner vorkam, ohne dabey etwas Gewisses zu behaupten, so gehen wir nunmehr zu ihrem Wachsthume fort. Die nördlichen Amerikanischen Stämme sind in Absicht auf einen Zweig ihrer Geschichte merkwürdig, daß sie, anstatt zur Vollkommenheit der Gesellschaft und Regierung, wie andere Nationen, zu gelangen, noch bis auf diese Stunde in ihrem ursprünglichen Stande des Jagens und Fischens bleiben. Ein so sonderbarer Fall erwecket unsere Neubegierde; und wir wünschen die Ursache davon kennen zu lernen.

Es ist nicht der Mangel an Thieren, die man zahm machen kann, der sie nöthiget, Jäger und Fischer zu bleiben. Es ist wahr, das Pferd, das Schaf, die Ziege wurden aus Europa hinein geführet; allein es sind viele Amerikanische vierfüßige Thiere, die eben so gelehrig als die erwähnten sind. Es ist besonders eine Gattung von Hornvieh, welches Amerika ganz eigen ist, und lange Wolle anstatt der Haare, und einen Auswuchs auf der Schulter, wie der Ostindische Auerochs, hat. Dieses wilde Vieh vermehret sich ausnehmend in den fruchtbaren Ländern, welche der

Missisippi durchströmet; und Hennepin berichtet, daß die Indianer, wenn sie eine gewisse Anzahl davon erlegt haben, nichts als die Zunge davon nehmen, die man für einen Leckerbissen hält. Diese Geschöpfe sind nicht so außerordentlich wild, und sind, jung gefangen, leicht zahm gemacht. Ein Kalb, wenn seine Mutter getödtet ist, folgt dem Jäger, nach, und lecket ihm die Hand. Die Wolle, das Fell, und der Talk würden in den Brittischen Colonien von großem Werthe seyn.

Wenn also der Schäferstand in Amerika nicht aus Mangel des eigenen Viehes verhindert wird; so ist der einzige Grund, den man davon geben kann, die geringe Anzahl der Einwohner. Man bedenke nur den großen Einfluß der Gewohnheit, wenn sich die Menschen einmahl an einen gewissen Ort oder Lebensart gewöhnt haben: diejenigen, welche einmahl Jäger sind, werden allezeit Jäger bleiben, bis sie eine andere stärkere Ursache, als die Gewohnheit ist, aus diesem Zustande mit Gewalt heraus zieht. Der Mangel an Lebensmitteln, welcher durch eine schnelle Bevölkerung verursacht wird, brachte den Schäferstand in die alte Welt. Die Ursache hat bisher in Nord-Amerika noch nicht Statt gefuuden. Die Einwohner, deren wenige sind, bleiben Jäger und Fischer, weil dieser Stand ihnen hinlängliche Speise verschafft. Ich weiß wohl, daß die Landeseinwohner von der Zeit an, da sich die Europäer dort fest setzten, an der Zahl abgenommen haben. Aber auch damahls war das Land schlecht bevölkert: man nehme z. B. das oben beschriebene Land,

welches vom Missisippi gegen Nordwesten liegt. Die Europäer sind niemahls dahin gekommen; und doch ist es bis auf den heutigen Tag wenig besser, als eine Wüste. Ich will noch andere Beyspiele anführen. Die Indianer, welche um den See Nippisong wohnen, woraus der Fluß St. Laurence entspringt, sind überhaupt nur fünf oder sechstausend; und dessen ungeachtet ist ihr Land von einem großen Umfange; sie leben von der Jagd und Fischerey; sie haben Bogen und Pfeile, aber kein Feuergewehr, und ihre Kleider sind die Häute der Thiere: sie sind selten oder gar nicht in Kriege verwickelt; sie haben mit keinen Indianischen oder Europäischen Völkern einen Handel, sondern leben so, als ob sie eine Welt für sich hätten. Ist nun dieses Land schlecht bevölkert, so rühret es nicht von dem Mangel an Speise her; denn das Land ist groß, und mit allen Arten von Wildbret wohl versehen. Auf der Süd- und Westseite des Sees Superior ist das Land eben, und bis an den Missisippi fruchtbar, indem es große Ebenen, mit verderbten Graße hat, und in hundert Meilen kaum mit einem Baume versehen ist; die Einwohner besitzen den größten Überfluß an Fischen, Geflügel, Rothwildbret 2c. und doch ist die Anzahl derselben gegen den erstaunlichen Vorrath von Lebensmitteln sehr geringe. Kurz, die geschicktesten Schriftsteller muthmaßen, daß in dem ganzen Umfange von Nord-Amerika bey seiner Entdeckung nicht so viele Einwohner, als in der Hälfte von Europa gewesen sind.

Die geringe Anzahl der Einwohner erkläret es schon deutlich, warum die Nordamerikanischen Stämme Jäger und Fischer bleiben, ohne zu dem Hirtenstande zu gelangen; allein wenn auch diese Schwierigkeit gehoben ist, so entsteht noch eine andere, die eben so schwer aufzulösen ist, nähmlich, durch was für ein widriges Schicksal so fruchtbare Länder unbevölkert bleiben? Büffon muthmaßet, wie bereits oben angemerket worden, daß Amerika später als die andern Welttheile besetzt worden. Jedoch gesetzt auch, daß dieses wahr sey, so ist es doch nicht so spät besetzt worden, daß es die Bevölkerung verhindert hätte, wie es Mexico und Peru deutlich bezeugen, welche bey dem Spanischen Einfalle ganz bevölkert waren. Wir müssen daher eine andere Ursache suchen; und hier findet man keine andere, als die Unfruchtbarkeit der Nordamerikanischen Wilden. Büffon, ein verehrungswürdiger Schriftsteller, der deßwegen so oft angeführet wird, bemerket, daß diese Wilden in ihren Zeugungsgliedern schwach sind; daß sie keine heftige Neigung gegen das weibliche Geschlecht zeigen, und daß sie wenige Kinder haben; er setzet zur Bestätigung dieser Bemerkung hinzu, daß die vierfüßigen Thiere in Amerika, sie mögen einheimisch, oder dahin versetzt seyn, in Vergleichung der Thiere mit der alten Welt von geringerer Größe sind. Eine Frau läßt einen Mann niemahls eher wieder zum Beyschlafe, als bis das Kind, welches sie säuget, drey Jahre alt ist; und dieses machte, daß die Franzosen oft von ihren Canadischen Weibern zu anderen gingen. Dieser Fall wurde von den Prie-

stern an ihre Superioren in Frankreich berichtet; allein ich weiß nicht mehr, was man darauf geantwortet hat. Es ist über dieses unter den Mannspersonen ein unverbrüchliches Gesetz, sich während eines Feldzuges der Weiber zu enthalten. Dieses ist ein deutlicher Beweis von ihrer Frostigkeit; indem unter den Wilden das Ansehen der Gesetze oder der Meinungen selten über eine stärkere Begierde herrschet; es würde vergeblich seyn, sie von hitzigen Getränken abzuhalten, ob sie gleich noch mehr schwächen. Es ist auch daselbst kein Exempel von einer Gewaltthätigkeit, welche ein Nordamerikanischer Wilder den gefangenen Europäischen Weibern hätte anthun wollen.

Mexico und Peru lieferten ihren zahlreichen Einwohnern bey der Eroberung von den Spaniern die Bedürfnisse des Lebens im Überflusse. Die Baumwolle war häufig und mehr, als zur Bekleidung in warmen Gegenden nöthig ist; der Indianische Weitzen war allgemein, und wurde ohne viele Mühe gebauet. Die natürlichen Bedürfnisse der Einwohner wurden also mit geringer Mühe angeschafft, und der künstliche Mangel war daselbst noch nicht eingerissen. Allein der gegenwärtige Zustand dieser Länder ist sehr verschieden. Die Indianer haben von ihren Überwindern eine Menge künstlicher Bedürfnisse, gute Häuser, mannigfaltige Speisen, und reiche Kleider gelernt, die man einführen muß, weil sie im Lande nicht verfertiget werden. Es ist ihnen verbothen, eine Kunst, außer den Ackerbau, zu treiben, der ihnen kaum die Nothwendigkeiten

verschaffte; und dieses nöthiget sehr viele, im ledigen Stande zu bleiben. Sogar der Ackerbau selbst ist eingeschränkt; denn in den meisten Provinzen ist es verbothen, Wein oder Öhlbäume zu pflanzen. Kurz, man glaubt, daß die Einwohner, welche bey dem Spanischen Einfalle vorhanden waren, bis auf den vierten Theil der Anzahl herunter gekommen sind. Eben so nehmen auch die Wilden in Nord-Amerika, welche an die Europäischen Besitzungen gränzen, merklich ab. Da sich die Engländer in Amerika fest setzten, konnten die fünf Nationen noch 15000 streitbare Männer aufbringen: da sie jetzt nicht 2000 Mann zusammen bringen können. Daher rechnen geschickte Schriftsteller, daß die gegenwärtigen Einwohner von Amerika überhaupt nicht den zwanzigsten Theil von denen ausmachen, die bey der Entdeckung des festen Landes vom Columbus vorhanden waren. Man schreibt diese Abnahme dem unmäßigen Gebrauche der hitzigen Getränke, und den Blattern zu, welche die Europäer beyde eingeführet haben *).

---

*) In allen Westindischen Colonien nehmen die Sclaven so ab, daß man beständig neue Recruten aus Afrika nöthig hat. !,,Diese Abnahme, sagt der Verfasser einer neuern Beschreibung von Guiana, wird gemeiniglich der Unterdrückung und der harten Arbeit zugeschrieben, obgleich mit schlechtem Grunde; indem die Sklaven viel stärker, gesünder und munterer sind, als ihre Herren. Die wahre Ursache ist der Umgang der Weißen mit jungen Negerinnen, die zur Unterhaltung dieses

Man hat bemerket, daß eine Art von ansteckender Krankheit giftiger ist, wenn sie versetzt wird, als sie in ihrem ursprünglichen Orte ist. Die Pest wüthet in Egypten, als ihrem Vaterlande, nicht so heftig, als in einem jeden anderen Lande. Die venerische Krankheit war viele Jahre her in Europa heftiger und verderblicher, als sie jemahls in Amerika war, wo sie zuerst bekannt wurde. Die Leute, welche mit dem Christoph Columbus segelten, brachten sie aus Hispaniola nach Spanien. Columbus ging mit 30 oder 40 von seinen Matrosen gerade nach Barcellona, wo damahls der König war, um einen Bericht von seiner Reise abzustatten. Es wurden alle Einwohner, welche damahls die gegenwärtige Anzahl

---

Umganges alle Mittel anwenden, die Empfängniß zu vermeiden, und sich wohl gar die Geburt abzutreiben. Durch diese Kunstgriffe werden sie unfähig gemacht, schwanger zu werden, wenn sie sich mit ihren eigenen Landsleuten verheurathen. Man wird deutlich sehen, daß dieses die wahre Ursache ist, wenn man bedenket, daß in Virginien und Maryland die Anzahl von Sclaven ohne neue Einführung erhalten wird; weil man in diesen Ländern den Umgang mit Negerinnen als unnatürlich und schädlich verabscheuet." Die hier angezeigte Ursache kann etwas dazu beytragen; allein es ist eine stärkere Ursache der Entvölkerung, nähmlich die Cultur des Zuckers, die im Felde beschwerlich, und zu Hause wegen des Kochens ungesund ist. ꝛc. Die Neger, welche man bey der Cultur der Baumwolle, des Kaffe und Ingwers braucht, werden selten recrutirt.

dreymahl übertrafen, sogleich von der venerischen Krankheit angesteckt, welche so heftig wüthete, daß sie allen den Untergang drohte. Die Blattern gehören zu eben dieser Bemerkung; denn sie haben in Amerika viel mehr, als jemahls in Europa, weggerafft. Im Jahre 1713 steckte das Schiffvolk eines Holländischen Schiffes die Hottentoten mit den Blattern an, welche kaum den dritten Theil der Einwohner übrig ließen. Und eben dieses Schicksal überfiel die Lappländer und Grönländer. Diese Krankheit wird allem Ansehen nach, wenn ihre fortgepflanzte Giftigkeit nicht bald nachläßt, die Eingebornen von Nord-Amerika aufreiben; denn sie wissen sehr wenig von der Inoculation.

Jedoch die hitzigen Getränke sind eine noch wirksamere Ursache der Entvölkerung. Die Amerikanischen Wilden, männlichen uhd weiblichen Geschlechts, sind in den hitzigen Getränken ganz unmäßig; und die Wilden überlassen sich gemeiniglich ihrer Begierde, ohne sich durch Schande im geringsten abhalten zu lassen. Die schädlichsten Wirkungen der Unmäßigkeit in hitzigen Getränken sind aus der traurigen Erfahrung unter uns selbst nur allzu wohl bekannt: denn ehe der Gebrauch des Wachholder-Branntweins verbothen wurde, schwächte sich das gemeine Volk in London damit sehr, daß es gewisser Maßen das Zeugungsvermögen verlor. Zum Glück für das menschliche Geschlecht kamen die Wilden niemahls bis zur Erfindung des Wachholder-Branntweins; denn die hitzigen Getränke würden in den erstern

Zeiten nicht eine Person, nicht einen einzigen Noah zu Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts am Leben erhalten haben: die Schöpfung hätte zur Erfüllung des göttlichen Plans mehr als einmahl müssen erneuert werden *).

In den gemäßigten Gegenden der alten Welt ist eine große Einförmigkeit in dem stufenweisen Wachsthume der Menschen von dem wilden Stande bis zur höchsten Cultur, wo man mit Jagen und Fischen anfängt, zu Herden von Schafen und Rindvieh, und hernach zum Ackerbaue und Handel fortgeht. Man würde sich sehr irren, wenn man eben diesen Fortgang in Amerika erwartete. Unter den nördlichen Stämmen ist nichts, welches dem Hirtenstande ähnlich wäre: sie bleiben Jäger und Fischer, wie sie es anfänglich waren; weil dort keine so mächtige Ursache ist, die sie antreiben könnte, aus diesem Stande Hirten zu werden. Und so weit ist alles deutlich. Allein es ist noch etwas, wovon wir in der alten Welt kein Beyspiel haben, welches sich nicht so leicht erklären läßt. Diese Leute sind, ohne durch den

---

*) Charlevoix saget, daß ein Indianer in Canada vor ein Glas Branntwein alles hingibt, was er hat; und er schildert die Wirkung der Trunkenheit bey ihnen also: „Sogar auf den Straßen von Montreal sieht man die ärgerlichsten Schauspiele der Völlerey; Männer, Weiber, Väter, Mütter, Brüder und Schwestern fassen einander bey der Kehle, und beißen sich mit ihren Zähnen, wie die wüthenden Wölfe."

Hirtenstand zu gehen, sogleich zu einem Grade des Ackerbaues gelangt. Die Iroquoisen, oder die fünf Nationen hatten vor dem 17ten Jahrhunderte schon Dörfer, und bauten Indianisches Korn: Die Chiroquoisen haben viele kleine Städte; sie bauen Getreide im Überflusse, und verzäunen ihre Felder: Sie lassen Hühnervieh brüten, und haben Obstgärten von Pfirsichbäumen: Die Chickesaws und Creekindianer leben ziemlich auf eben diese Art. Die Apalachites säen und ärndten gemeinschaftlich, und legen das Getreide auf Kornböden, um es unter einzelne Personen auszutheilen, wenn sie Speise brauchen. Die Huronen schütten viel Getreide auf, nicht allein zu ihrem eigenen Gebrauche, sondern auch zum Handel. Viele von diesen Nationen, besonders die Chiroquoisen, haben seit Kurzem Pferde, Schweine, und zahmes Rindvieh bekommen; eine Verbesserung, die sie von den Europäern entlehnt haben. Allein das Getreide ist auch noch von einer ältern Zeit. Als Richard Greenville unter der Regierung der Königinn Elisabeth Virginien in Besitz nahm, so hatten die Landeseinwohner schon Getreide; und Hennepin versichert, daß die Nationen, welche an dem Mississippi wohnen, schon lange vorher Getreide hatten, ehe sie ein Europäer besuchte. Die Landwirthschaft ist zwar unter diesen Völkern noch in ihrer Kindheit; indem sie den Weibern überlassen ist, welche säen, ärndten, in die öffentlichen Kornböden einsammeln, und austheilen, wie es die Noth erfordert. Die Einwohner von Guiana in Süd-Amerika, bleiben bis auf den heutigen Tag Jäger und Fi-

scher. Allein ob sie gleich kleine Herden von Schafen und Rindvieh haben, so treiben sie doch einige Wirthschaft; denn die Weiber pflanzen Cassava, Yams, und Moosbäume. Sie machen ein Getränk, wie unser Bier, Piworee genannt, welches sie bey ihrer Speise trinken; und ob sie gleich dieses Getränk sehr gern haben, so macht doch ihre Trägheit, daß sie es oft unterlassen, sich wider den Mangel zu versorgen. Diese Sorglosigkeit ist bey einem Volke, welches, wie alle Wilden, eine heftige Neigung zur Unmäßigkeit hat, eine große Wohlthat; denn sonst würden sie beständig betrunken seyn. Sie sind auf keine Weise Sonderlinge; indem die Sorglosigkeit wegen der Zukunft der Charakter aller Wilden ist. Die aufgeklärte Vernunft allein kann es dahin bringen, daß man ein gegenwärtiges Vergnügen gegen ein entferntes unterläßt. Da die Europäer im vierzehnten Jahrhunderte die Canarischen Inseln zuerst besuchten, so hatten die Einwohner schon Getreide, wozu sie den Boden auf folgende Weise zubereiteten. Sie hatten ein hölzernes Werkzeug, welches einer Hacke nicht unähnlich war, mit einem Sporn oder Zahne am Ende, woran ein Ziegenhorn befestiget war. Mit diesem Werkzeuge wurde der Boden aufgehackt; und wenn der Regen nicht zur gehörigen Zeit kam, so wurde das Wasser durch Canäle aus kleinen Bächen dahin gebracht. Es war das Geschäft der Weiber, das Getreide einzuärndten. Sie nahmen nur die Ähren, die sie mit Stecken ausschlugen, oder mit ihren Füßen austraten, und sodann in ihren Händen worfelten. Die Landwirthschaft

wird wahrscheinlicher Weise unter den Amerikanischen Wilden bleiben, wie sie gegenwärtig ist; denn da sie täglich abnehmen, so kann es ihnen nicht schwer fallen, sich Speise zu verschaffen. Jedoch dieses ist etwas Besonderes, daß ein Volk vor dem zahmen Viehe Getreide braucht; es muß eine Ursache seyn, die man ohne Zweifel noch durch genauere Bekanntschaft mit diesem Volke entdecken wird.

Amerika ist voll von politischen Wundern. Zur Zeit des Spanischen Einfalls hatten die Mexicaner und Peruvianer schon einen großen Fortgang zur Vollkommenheit der Gesellschaft gemacht, da die nördlichen Stämme, die nur durch eine Entfernung von ihnen abgesondert waren, noch in dem ursprünglichen Stande der Jäger und Fischer waren, und so bis auf den heutigen Tag bleiben. Es scheinet schwer zu seyn, den Unterschied zu erklären. Es ist aber noch schwerer zu erklären, warum die Mexicaner und Peruvianer, als Einwohner des heißen Erdstrichs, in den Künsten der Gesellschaft und Regierung so verfeinert waren; wenn man bedenkt, daß in der alten Welt die Einwohner des heißen Erdstrichs wenig besser als die Wilden sind. Wir sind weder mit der natürlichen Historie von Amerika, noch mit der Geschichte seiner Einwohner bekannt genug, um eine Erklärung dieser Wunder zu wagen: dessen ungeachtet gehört es zu unserm Versuche, das Wachsthum der Gesellschaft unter den Einwohnern von Mexico und Peru zu bestimmen; und wir zweifeln nicht, daß es dem

Leser angenehm seyn werde, weil er finden wird, daß diese zwey Nationen wesentlich von den Nordamerikanischen Stämmen in allen Stücken der Sitten, Regierung, und Polizey unterschieden sind.

Zur Zeit des Einfalls der Spanier in Amerika waren die Mexicaner in dem Ackerbaue schon sehr erfahren. Das Mays war ihr vornehmstes Korn, welches durch sorgfältige Wartung sogar in dem gebirgigen Lande Tlascalla sehr häufig wuchs. Sie hatten die Gärtnerey und Kräuterkunst eben so wohl, als den Ackerbau, und ein medicinischer Garten, der dem Könige gehörte, stand jedermann offen, um medicinische Kräuter zu sammeln.

Die Kochkunst hatte unter diesem Volke schon sehr zugenommen. Die Tafel des Montezuma war gemeiniglich mit 200 Schüsseln besetzt, von welchen viele, sogar nach dem Urtheile der Spanier, ausnehmend wohl zugerichtet waren. Sie brauchten Salz, welches an der Sonne gemacht war.

Die Frauenspersonen waren sehr geschickt im Spinnen; und überall waren Fabriken von Baumwolle und Haaren.

Die zahlreiche Bevölkerung von Mexico und Peru gibt einen unläugbaren Beweis, daß die Künste des Friedens daselbst zu einer großen Höhe gebracht worden. Die Stadt Mexico ent-

hielt 60000 Familien *), und Montezuma hatte 30 Vasallen, von denen ein jeder 100000 Mann ins Feld stellen konnte. Tlascalla, eine benachbarte Republik, die durch einen Senat regieret wurde, war so volkreich, daß sie dem Könige von Mexico die Spitze biethen konnte.

Die öffentlichen Gebäude in der Stadt Mexico, und die Häuser des Adels, waren von Steinen, und wohl gebauet. Der königliche Pallast hatte 30 Thore, die sich zu eben so vielen Straßen öffneten. Die Vorderseite war von schwarzem, rothem, und weißem wohl polirten Jaspis. Drey viereckige Gebäude, welche wie die Vorderseite gebauet und gezieret waren, führten zu der Wohnung des Montezuma, welche große Zimmer hatte, deren Boden mit Decken von verschiedener Art belegt, und die Mauern mit einer Mischung von wollenem Tuche und Kaninichenfellen behangen waren; das innerste Zimmer war mit Tapeten von Federn gezieret, die mit verschiedenen Figuren in lebhaften Farben verschönert waren. In diesem Gebäude waren große Täfelwerke so künstlich ohne Nägel angebracht, daß immer ein Stück das andere zusammen hielt.

---

*) Man kann sich auf alles dasjenige, was von diesem alten Reiche wegen der vielen Einwohner berichtet wird, überhaupt nicht verlassen. Die Stadt Mexico, welche nach der Spanischen Eroberung ansehnlich erweitert worden, enthält jetzt nicht mehr als 60000 Seelen, wobey 20000 Neger und Mulatten mit inbegriffen sind.

Das Wasser wurde in die Stadt Mexico aus einem Berge eine Meile weit gebracht.

Gold und Silber waren in so großer Hochachtung, daß niemand, als der König, Gefäße von diesen Metallen haben durfte. In Betrachtung des Werthes, den man auf Gold und Silber setzte, könnte der Mangel an gangbarer Münze eine große Unwissenheit bey dieser Nation anzeigen, wenn nicht täglich Beyspiele von Verbesserungen vorkämen, die zu einer beträchtlichen Höhe gelangen, und sodann, wenn sie der Vollkommenheit nahe sind, stehen bleiben. Der Mangel an gangbarer Münze machte die Messen um so viel nothwendiger, welche mit der vollkommensten Ordnung gehalten wurden; indem die Richter sogleich die Handelsstreitigkeiten entschieden, und geringere Beamten, welche beständig herum gingen, die Ruhe und Ordnung zu erhalten, suchten. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Waaren, die zum Verkaufe gebracht wurden, und die Ordnung, die von so vielen Menschen beobachtet wurde, setzten die Spanier in Erstaunen; ein Schauspiel, welches Bewunderung verdiente, da es ein Zeugniß von der Größe und guten Regierung dieses großen Reichs war.

Die schönen Künste waren in Mexico nicht unbekannt. Ihre Goldschmiede waren vortreffliche Arbeiter, und wußten besonders das Gold und Silber in die Gestalt der Thiere zu bilden. Ihre Mahler machten Landschaften und andere Nach-

ahmungen der Natur mit Federn, die so künstlich vermischt waren, daß sie das Leben und die Farbe gaben; und man fand von dieser Art der Arbeit viele Beyspiele, die so wohl wegen der Geduld, als auch wegen der Geschicklichkeit ganz außerordentlich waren. Ihre Trinkbecher waren von der feinsten Erde gemacht, und von einander in der Farbe, und sogar im Geruche unterschieden. Sie machten auch aus eben diesen Materialien mancherley Gefäße zum Gebrauche und zur Zierde.

Sie waren weder in der Musik noch Dichtkunst unwissend; ihre vornehmsten Belustigungen waren Gesänge von den Thaten ihrer Könige und Vorfahren, die in Musik gesetzt waren.

Ist es nicht bey einem solchen Wachsthume in den nützlichen und schönen Künsten zu verwundern, daß sie zwar Maße hatten, aber nichts von Gewichten wußten? In der Schreibekunst, als einem Hauptartikel in der Führung der Regierung, waren sie noch sehr mangelhaft. Diese Kunst, wie bereits oben erwähnt worden, war nicht weiter gekommen, als daß sie gewisse Figuren brauchten, die aus gemahlten Federn zusammen gesetzt waren, womit sie einander einige einfache Gedanken mitzutheilen wußten; und auf diese Weise wurde Montezuma von dem Spanischen Einfalle benachrichtiget.

Man bemerkte auch eine große Einsicht in der Einrichtung ihres Kalenders; das Mexicanische Jahr wurde in 365 Tage, und in 18 Monathe

eingetheilt, wovon ein jeder 20 Tage enthielt, welche 360 ausmachten; die übrigen fünf Schalttage wurden am Ende des Jahres hinzu gesetzt, um es mit dem Laufe der Sonne übereinstimmig zu machen. Sie wendeten diese fünf Tage auf eine feyerliche Art zu Lustbarkeiten an, weil sie glaubten, daß sie von ihren Vorfahren dazu gewidmet wären.

Mord, Diebstahl und Bestechung der Staatsbedienten waren Hauptverbrechen. Der Ehebruch war auch ein Verbrechen zum Tode, weil die weibliche Keuschheit in großer Hochachtung stand. Außerdem wurde die Einwilligung für eine hinlängliche Ursache der Ehescheidung gehalten, indem es das Gesetz den Parteyen überließ, die hierin die besten Richter seyn mußten. Im Falle einer Ehescheidung sorgte der Vater für die Kinder männlichen Geschlechts, und überließ die weiblichen Kinder der Mutter. Jedoch zur Vermeidung übereilter Scheidungen war es bey ihnen ein Hauptverbrechen, sich wieder mit einander zu vereinigen.

Man kann aus dem bisher gesagten schliessen, daß unter den Mexicanern auch eine gewisse Rangordnung gewesen sey. Man beobachtete sie so heilig, daß sie sich sogar an ihren Gebäuden zeigte. Die Stadt Mexico war in zwey Theile abgetheilet; der eine war dem Könige und dem Adel gewidmet, und der andere blieb für das geringe Volk.

Die Erziehung der Kinder war ein wichtiger Artikel in der Mexicanischen Polizey. Es waren für die Kinder des Volks öffentliche Schulen bestimmt, und für die Söhne des Adels waren reiche Collegien gestiftet, wo sie so lange blieben, bis sie zu Geschäften tüchtig waren. Die Lehrmeister wurden als Staatsbediente angesehen; und zwar nicht ohne Grund, da ihr Amt vornehmlich war, die jungen Leute zum Dienste ihres Königs und ihres Vaterlandes geschickt zu machen. Diejenigen jungen Edelleute, welche den Soldatenstand erwählten, wurden zur Armee geschickt, und mußten große Beschwerlichkeiten ausstehen, ehe sie konnten eingezeichnet werden. Sie hatten einen mächtigen Bewegungsgrund zur Standhaftigkeit, indem die Beschäftigung eines Soldaten für die angesehenste gehalten wurde. Junge Frauenzimmer von Stande wurden eben so sorgfältig durch schickliche Matronen erzogen, die man mit der größten Behutsamkeit dazu erwählte.

Da der erbliche Adel besonders in einem weiten Reiche zur Monarchie führet, so war auch die Regierung in Mexico monarchisch; und weil der Fortgang der Monarchie darin besteht, daß sie von der Wahl erblich wird, so war Mexico nicht weiter gekommen, als daß es noch eine von der Wahl abhangende Monarchie war, wovon Montezuma der eilfte König war. Sie würde mit der Zeit erblich geworden seyn, wenn sie nicht durch die Spanier wäre unterdrückt worden; und sie war ein Beyspiel einer Wahlmon-

archie, die sich der erblichen am meisten nähert, indem sowohl die Macht der Wahl, als das Recht, gewählt zu werden, nur auf die Prinzen von königlichem Geblüte eingeschränkt waren. Da die Talente zum Kriege vornehmlich bey der Wahl eines Nachfolgers auf dem Throne geachtet wurden, so hatten die Mexicanischen Könige allezeit das Commando über ihre eigenen Armeen. Der erwählte König mußte vor seiner Krönung einige Eroberungen machen, oder andere kriegerische Thaten verrichten; eine Gewohnheit, welche den kriegerischen Geist unterstützte, und das Königreich erweiterte. Ein jeder König mußte über dieses einen Krönungseid ablegen, daß er die Religion seiner Vorfahren beybehalten, die Gesetze und Gebräuche des Reichs unterstützen, und ein Vater seines Volks seyn wollte.

Die mannigfaltigen Geschäfte der Regierung waren mit großer Genauigkeit unter verschiedene Gerichtshöfe getheilet. Die Verwaltung der königlichen Güter war einem Gerichtshofe; ferner die Appellationen von einem niedern Gerichte, einem andern; und die Werbung der Truppen nebst der Anschaffung der Magazine einem dritten aufgetragen: hingegen die Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit waren dem Staatsrathe vorbehalten, den man gemeiniglich in Gegenwart des Königs hielt. Diese Gerichtshöfe insgesammt waren mit Männern besetzt, die in den Künsten des Krieges und Friedens erfahren waren; und der Staatsrath bestand aus solchen Personen, welche der König selbst wählte.

Was die Krongüter anbetraf, so gehörten die Gold- und Silberbergwerke dem Könige; und die Abgabe von dem Salze brachte ebenfalls eine große Summe ein. Allein die Haupttaxe war ein Drittel von den Landeinkünften, wovon nur die Güter der Edelleute ausgenommen waren; die zwar keinen Tribut zahlten, aber in der Armee mit einer gewissen Anzahl ihrer Unterthanen dienen, und die Person des Königs bewachen mußten. Die verarbeiteten und verkauften Güter waren einem Zolle unterworfen, der aber den Manufacturen nicht nachtheilig war, weil keine wetteifernde Nation in der Nähe war.

Montezuma hatte an seinem Hofe viele Ceremonien eingeführt, welche eine vorzügliche Ehrfurcht gegen seine Person einflößen sollten; eine vortreffliche Staatskunst in rohen Zeiten, die aber unter erleuchteten und vernünftigen Nationen von geringer Bedeutung ist. Die Ehrfurcht und Demüthigung waren so sehr der Ton des Hofes, daß man es sogar bey den Mexicanischen Herren für unanständig hielt, vor dem Könige in ihren reichsten Kleidern zu erscheinen. Goldene und silberne Gefäße waren nur für seine Tafel bestimmt, und nicht einmahl den Prinzen von Geblüte erlaubt. Die Tischtücher, welche aus der feinsten Wolle gemacht waren, nebst den irdenen Gefäßen durften niemahls zum zweyten Mahle auf der königlichen Tafel erscheinen, sondern wurden sogleich unter die Bedienten ausgetheilet.

Im Kriege waren die Bogen und Pfeile ihre angreifenden Waffen; und weil das Eisen in Amerika unbekannt war, so wurden zugespitzte Knochen an den Pfeilen befestiget. Sie brauchten auch Wurfspieße und lange hölzerne Schwerter, an welchen scharfe Feuersteine befestigt waren; und die Leute von außerordentlicher Stärke fochten mit Keulen. Sie hatten über dieses noch Schläuderer, welche mit großer Stärke und Geschicklichkeit Steine warfen. Ihre Vertheidigungswaffen, welche nur die Befehlshaber und andere Personen von Ansehen brauchten, waren ein mit Wolle durchnähter Rock, eine Art von Brustharnisch und ein Schild von Holz, oder Schildkrötenschale, die mit solchem Metalle geziert waren, wie sie sichs anschaffen konnten. Die gemeinen Soldaten fochten nackend, und ihre Gesichter und Körper waren mit Farbe verunstaltet, um dadurch den Feind zu erschrecken. Sie hatten auch musikalische Kriegs-Instrumente, als Seemuscheln, Flöten aus großen Rohren, und eine Art von Trommel aus einem Stücke eines ausgehöhlten Baumes. Ihre Bataillons bestanden aus vieler zusammen gehäufter Mannschaft ohne den geringsten Anschein einer Ordnung. Sie griffen mit vieler Wuth und entsetzlichem Geschrey an, um den Feind furchtsam zu machen; eine Gewohnheit, welche die Natur darbiethet, und ehemahls bey vielen Nationen war; sie wurde sogar von den Römern nicht verachtet; denn der ältere Cato pflegte zu sagen, daß er mehr Siege durch die Kehlen seiner Soldaten, als durch ihre Schwerter gewonnen hätte; und Cäsar erhebet

seine Soldaten wegen ihres Kriegsgeschreys über die Soldaten des Pompejus. Die Begierde zu fechten bricht in lautes Geschrey aus; und die Wirkungen sind vortrefflich: sie verdoppeln die Hitze der Angreifenden, und jagen zugleich dem Feinde ein Schrecken ein.

Ihre Armeen wurden leicht zusammen gezogen; die Fürsten des Reichs, nebst den Gouverneurs der Provinzen mußten sich mit ihrem Antheile von Mannschaft an dem Hauptsammelplatz begeben.

Ihre Befestigungen waren Stämme von großen Bäumen, die wie Pallisaden in die Erde geschlagen waren, und keine größern Zwischenräume übrig ließen, als welche zur Abschießung ihrer Pfeile nöthig waren.

Die militärischen Orden waren durch besondere Kleider, als Zeichen des Vorzugs und der Ehre, unterschieden; ein jeder Cavalier trug das Zeichen seines Ordens, welches auf sein Kleid gemahlet, oder befestiget war. Montezuma stiftete einen neuen Ritterorden, in welchen nur Prinzen oder Edelleute, die von der königlichen Familie abstammten, aufgenommen wurden; und zum Zeichen seines Vorzuges wurde er selbst ein Mitglied davon. Die Ritter des Ordens hatten einen Theil ihrer Haare mit einem rothen Bande gebunden, woran eine Quaste befestiget war, die über die Schultern herab hing. Eine jede neue That wurde mit einer hinzu gesetzten Quaste beehret; welches verursachte, daß die Ritter eine

jede Gelegenheit, sich hervor zu thun, begierig ergriffen. Da in der That zur Unterstützung des kriegerischen Geistes keine bessere Einrichtung seyn kann, so würden die Mexicaner unüberwindlich gewesen seyn, wenn sie die Schlachtordnung verstanden hätten. Denn bloß aus Mangel derselben mußte dieses mächtige Reich einer Handvoll fremder Leute zum Raube werden. Ich bin hier von denen, welche diese Begebenheit dem Feuergewehre der Spanier, und ihren Pferden zuschreiben, in meiner Meinung ganz verschieden. Die Pferde konnten den Mexicanern nicht schrecklicher seyn, als es die Elephanten zuerst den Römern waren: allein die Bekanntschaft mit diesen unbändigen Thieren stellte bey den Römern ihre gewöhnliche Tapferkeit bald wieder her; und die Mexicaner würden sich wahrscheinlicher Weise wie die Römer betragen haben, wenn sie ihnen in der Kriegskunst gleich gewesen wären.

Da nun dieses berühmte Volk durch sein eigenes Genie, ohne von andern etwas zu entlehnen, einen solchen Fortgang in den Künsten des Friedens und des Krieges gemacht hatte: ist es nicht zu verwundern, daß es in Absicht auf die Religion nicht besser, als die Wilden war? Sie hatten nicht nur Menschenopfer, sondern sie aßen auch das Fleisch derer, die sie geopfert hatten. Ihr großer Tempel war so eingerichtet, daß er Schrecken verursachte: an den Mauern waren die Figuren schädlicher Schlangen; und die Köpfe der geopferten Personen waren an ver=

schiedenen Orten aufgesteckt, und wurden sorgfältig erneuert, wenn sie durch die Länge der Zeit verdorben waren. Es waren 8 Tempel in der Stadt, die beynahe von einerley Bauart waren; und noch 2000 andere von geringerer Größe, die verschiedenen Götzen gewidmet waren. Es war kaum eine Straße ohne einen Schutzgott, und keine Krankheit, die nicht einen Altar hatte, zu welchem die Geplagten wegen einem Hülfsmittel ihre Zuflucht nahmen. Die außerordentliche Unwissenheit und Einfalt nöthigte einen jeden König, bey seiner Krönung zu schwören, daß kein unzeitiger Regen, keine Überschwemmung der Flüsse, keine unfruchtbaren Felder, und keine von der Sonne beschädigten im Reiche seyn sollte. Kurz, es war eine sclavische Religion, die auf Furcht und nicht auf Liebe gebauet war. Sie glaubten zugleich die Unsterblichkeit der Seele, und die Belohnungen und Strafen in einem zukünftigen Zustande; und dieses machte, daß sie ihre Todten mit einer gewissen Menge Goldes und Silbers begruben, damit sie die Reisekosten bestreiten könnten; und eben deßwegen tödteten sie auch einige von ihren Bedienten, damit sie ihnen zur Begleitung dienen könnten. Die Weiber, welche eben diesen Glauben hatten, waren bisweilen die Urheber ihres eigenen Todes, um ihre Mänu er zu begleiten.

Der Verfasser, auf welchen wir uns wegen einer Nachricht von Peru verlassen müssen, ist Garcilasso de la Vega: ob man ihn gleich wegen einer Partheylichkeit mit Recht in Verdacht ha-

ben kann; denn da er von dem Inca-Geschlechte ist, so legte er der Peruvianischen Regierung Verbesserungen bey, die von spätern Zeiten sind. Die Artikel, welche am wenigsten verdächtig zu seyn scheinen, sind folgende.

Der Grund der Peruvianischen Verfassung scheinet ein Agrarisches Gesetz von der genauesten Art zu seyn. Der Monarch bekam zur Bestreitung der Regierungskosten ein großes Stück Landes, und das übrige wurde unter seine Unterthanen nach der Anzahl einer jeden Familie, ausgetheilet. Diese Stücken durften nicht veräußert werden: der Monarch wurde, wie in dem Fehdesystem, für den Eigenthümer des Ganzen gehalten; und die Austheilung wurde nach den Umständen der Familie von Zeit zu Zeit verändert. Dieses Gesetz trug ohne Zweifel zur Bevölkerung des Königreichs Peru sehr viel bey.

Es ist ein sicheres Zeichen des verbesserten Ackerbaues, daß die Peruvianer zur Bewässerung ihres Landes Wasserleitungen hatten. Ihr Pflug war von Holz, eine Elle lang, vorn flach, hinten rund, und am Ende spitzig, um den Boden zu durchschneiden. Es scheint, daß man den Ackerbau mit vereinigten Kräften getrieben habe. Man pflügte zuerst die Ländereyen, welche zum Unterhalte der Armen bestimmt waren; hernach den Antheil der Soldaten, welche im Felde dienten; sodann pflügte ein jeder sein eigenes Feld; und hierauf half er seinem Nachbar: und endlich kamen sie zu dem Antheile des Curaca oder

Herrn, und zuletzt zu dem Antheile des Königes. In dem Monath März ärndteten sie ihr Korn, und feyerten die Ärndte mit vielen Freudensbezeugungen.

Da sie keinen Künstler oder Fabrikanten von Profession hatten, so lernten einzelne Personen alles für sich selbst zu machen. Ein jeder wußte, wie er pflügen und das Land bestellen sollte. Ein jeder war ein Tischler, Mäurer, Schuhmacher, Weber 2c.; und die Weiber waren die sinnreichsten und fleißigsten unter allen. Blas Valera erwähnet ein Gesetz, welches das Gesetz der Brüderschaft genannt wurde, und ohne Aussicht einer Belohnung; sie verband, einander in Pflügen, Säen und Ärndten, wie auch in Bauen, und in allen Arten von Geschäften zu helfen und beyzustehen.

Da die Kunst, die Metalle durch Hülfe der Blasebälge zu schmelzen, unbekannt war, so wurden lange kupferne Röhren verfertiget, die an dem untern Ende enge zugingen, damit der Athem desto stärker auf das Feuer wirken möchte; und sodann brachten sie 10 oder 12 von diesen Röhren zusammen, wenn sie ein sehr heises Feuer nöthig hatten. Aus Mangel des Eisens machten sie ihre Beile und Äxte aus Kupfer, und hatten weder Sägen noch Bohrer oder ein anderes eisernes Werkzeug: und weil sie den Gebrauch der Nägel nicht wußten, so befestigten sie ihr Zimmerholz mit Stricken. Das Werkzeug, womit sie die Steine schnitten, war ein scharfer

Feuerstein, und mit diesem Werkzeuge bildeten sie den Stein mehr durch beständiges Reiben als Schneiden. Da sie keine Maschinen hatten, die Steine aufzuheben, so verrichteten sie alles mit der Stärcke ihrer Hände. Jedoch ungeachtet dieser Mängel führten sie große Gebäude auf; wovon die Festung Cusco, ein erstaunliches Gebäude, ein deutlicher Beweis ist. Es ist unbegreiflich wie man die Steine, oder vielmehr die großen Felsenstücken, die in diesem Gebäude sind, aus dem Steinbruche gebracht hat. Einer von diesen Steinen, den Acosta gemessen hat, war 30 Fuß lang, 18 breit, und 6 Fuß dick.

Aus Mangel der metallenen Scheeren oder Nähenadeln brauchten sie einen gewissen langen Dorn zur Nähenadel. Die Spiegel, welche die Damen von Stande brauchten, waren von polirtem Kupfer. Allein solche Zierathen des Anzuges wurden für die Männer als zu weibisch geachtet.

Zur Musik hatten sie ein Instrument von hohlen Rohren, die zusammen geleimt waren, wovon die Töne einer Orgel gleich kamen. Sie hatten Liebesgesänge, die sie mit einer Pfeife begleiteten; wie auch Kriegslieder, welche ihre festlichen Unterhaltungen waren. Sie verfertigten Komödien und Tragödien. Die eigentliche Kunst zu schreiben war ihnen unbekannt. Aber seidene Fäden mit Knoten von verschiedenen Farben setzten sie in Stand, genaue Rechnungen zu halten, und so fertig zu rechnen, daß sie es ei-

nem geschickten Europäischen Rechenmeister würden zuvorgethan haben. Sie hatten auch so viel von der Meßkunst gelernet, daß sie ihre Felder ausmessen konnten.

Im Kriege waren ihre angreifenden Waffen der Bogen und Pfeil, die Lanze, der Wurfspieß, die Keule und das Schnittmesser. Ihre Vertheidigungswaffen waren der Helm und das Schild. Die Armee wurde aus den königlichen Magazinen versorget, und war für das Volk keine Last.

In der Philosophie hatten sie keinen Fortgang gemacht. Eine Mondfinsterniß wurde einer Krankheit des Mondes zugeschrieben; und sie bildeten sich ein, die Milchstraße wäre eine Schafmutter, die ein Lamm säugte. Von der untergehenden Sonne sagten sie, das sie eine gute Schwimmerinn wäre, und durch die Wellen führe, damit sie am folgenden Morgen in Osten wieder hervor kommen könnte. Allein eine solche Unwissenheit ist nicht zu verwundern; denn keine Wissenschaft kann es ohne Schreiben weit bringen.

Das Volk war in kleine Haufen abgetheilt, wovon ein jeder 10 Familien enthielt: eine jede Abtheilung hatte ein Oberhaupt, und von dem Ganzen wurde ein genaues Verzeichniß geholten; ein Stück der öffentlichen Polizey, welches den Englischen Decennarien sehr ähnlich ist.

Sie hielten täglich nur zwey Mahlzeiten, die eine zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens, und

die andere vor Sonnenuntergang. Der Müßiggang wurde mit öffentlicher Beschimpfung bestraft; und sogar die Kinder mußten nach ihrer Fähigkeit arbeiten. Es waren öffentliche Visitatoren oder Erinnerer gesetzet, welche in jedes Haus gehen und die Sitten der Einwohner beobachten konnten, die sodann nach Beschaffenheit ihrer Aufführung belohnet oder bestraft wurden. Die Mäßigkeit und der Fleiß wurden dadurch so thätig eingeschärft, daß sehr wenige in Armuth geriethen; und die Armen bekamen ihre Speise und Kleidung aus den königlichen Magazinen.

Was ihre Gesetze und Gebräuche anbetrifft, so waren die Kinder verbunden, ihren Ältern bis in das fünf und zwanzigste Jahr ihres Alters zu dienen, und eine Heurath, die vor dieser Zeit ohne Einwilligung der Ältern geschlossen war, wurde für ungültig erkläret. Die Vielweiberey war verbothen, und die Leute mußten sich in ihrem eigenen Stamme verheurathen. Die Tradition, daß die Inca-Familie Kinder der Sonne wären, führte die Blutschande unter ihnen ein; denn es wäre eine Religionssache, ihr göttliches Blut rein und unvermischt zu erhalten.

Es war der vornehmste Artikel des Peruvianischen Glaubens, worauf ein jeder anderer Artikel ihrer Religion beruhete, daß die Inca-Familie Kinder ihres großen Gottes der Sonne wären, und daß er sie zur Ausbreitung seines Dienstes und seiner Gesetze unter sie geschickt

hätte. Es konnte bey einem unwissenden und leichtgläubigen Volke nichts, als eine solche Lehre, einen größern Einfluß haben. Die Heiligkeit der Inca-Familie war in den Herzen der Peruvianer so tief eingewurzelt, das niemand von dieser Familie für fähig gehalten wurde, ein Verbrechen zu begehen. Eine so blinde Hochachtung für eine Familie machet es wahrscheinlich, daß die Regierung von Peru unter den Incas nicht viele Jahre gedauert hatte; denn eine Regierung, die auf Betrug und Aberglauben gebauet ist, kann ihr Ansehen nicht lange behaupten. Jedoch dieses mag seyn, wie es will, so ist doch ein solcher Glaube von dem Ursprunge der Incas ein Beweis von großer Tugend und Mäßigung in dieser Familie; indem eine grobe Handlung der Tirannoy oder Ungerechtigkeit den Leuten gewiß die Augen geöffnet hätte, ihren Irrthum einzusehen. Die Mäßigung bey der Regierung, und der blinde Gehorsam der Unterthanen müssen nothwendig eine gelinde und sanfte Regierung hervor bringen; welches sich auch an der Regierung von Peru bestätigte, die so gelinde und sanft war, daß die Bestellung der Felder des Inca, und die Einsammlung der Producte in die Magazine die einzigen Auflagen waren, die man dem Volke aufgelegt hatte; wenn nicht überdieß noch die Verfertigung der Kleider und Waffen für die Armeen bisweilen dazu kamen. Außer dem wurden ihre Könige so verehret, daß man diese Arten der Arbeit sehr gern und willig verrichtete.

Die Règierung war in Absicht auf die Strafen eben so gelinde. Und in der That es wurden auch sehr wenige Verbrechen begangen, indem sie als eine Art der Empörung wider ihren großen Gott die Sonne angesehen wurden. Das einzige Verbrechen, welches man hart bestraft zu haben scheinet, ist das Rauben und Stehlen der Soldaten; indem es mit dem Tode bestraft wurde, so unbeträchtlich auch der Schaden war.

In diesem Reiche scheint die vollkommenste Vereinigung der Gesetze und der Religion gewesen zu seyn; welches nothwendig Gehorsam, Ordnung und Ruhe unter diesem so zahlreichen Volke hervor bringen mußte. Die Inca-Familie war wegen ihrer Mäßigung berühmt; sie machten Eroberungen, um ihre Nachbarn gesitteter zu machen; und da sie selten die Gränzen der Moral überschritten, so war keine andere List nöthig, um die Regierung zu erhalten, als daß man das Volk in der Unwissenheit der wahren Religion ließ. Sie hatten Jungfrauen, die der Sonne geweihet waren, und wie die Vestalischen Jungfrauen in Rom das Gelübde der beständigen Keuschheit hatten.

Ich werde diese Materie mit einigen Anmerkungen über die zwey verschiedenen Regierungen beschliessen. Bey der Vergleichung derselben scheinet die Mexicanische Regierung durch die Waffen, und die Peruvianische durch die Religion unterstützt gewesen zu seyn.

Die Könige von Peru waren erblich und unumschränkt; hingegen die Könige von Mexico wurden gewählet. In Absicht auf die politischen Grundsätze aber war die Regierung von Peru weit gelinder. Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Erwähler der Mexicanischen Könige löbliche Fürsten waren; und eben diese Erwähler machten den großen Staatsrath aus. Montesquieu ist daher ganz irrig *), wenn er dieses eine despotische Monarchie nennet. Eine Monarchie kann niemahls despotisch seyn, wo der Monarch durch einen großen Rath eingeschränkt ist, dessen Mitglieder von ihm unabhängig sind. Eben so wenig Ursache hat er, Peru despotisch zu nennen. Es war eine völlige Monarchie, aber bey weitem nicht despotisch; vielmehr finden wir in der Geschichte keine Regierung, die zum Besten des Volks so wohl eingerichtet war. Ein Agrarisches tief eingewurzeltes Gesetz, verhinderte diese große Ungleichheit des Ranges und Reichthums, die zur Schwelgerey und ausschweifenden Sitten führen. Eine Republik war natürlicher Weise der Erfolg einer solchen Verfassung; und sie würde auch wahrscheinlicher Weise Statt gefunden haben, wenn es nicht eine eben so schickliche und noch gelindere Regierung gewesen wäre, nähmlich Theocratie unter einer Familie, die vom Himmel geschickt war, sie glücklich zu machen. Diese wilde Meinung, welche durch Unwissenheit und Aberglau-

*) L'Esprit des Loix liv. 17. ch. 2.

ben unterstützt wurde, war ein kräftiges Hinderniß wider die Tyranney des Monarchen; indem auf seiner Seite zur Unterstützung dieser Meinung von seiner Göttlichkeit die untadelhafteste Aufführung erfordert wurde. Und überhaupt, ist vielleicht in Ansehung des Königes und der Unterthanen niemahls mehr Tugend in einer andern monarchischen oder republikanischen Regierung gewesen.

In Peru findet man Spuren von einem Unterschiede des Ranges, der ohne Zweifel bloß von dem Amte herkam, welches, wie in Frankreich, ein Bollwerk des Monarchen wider die Bauern war. Die große Hoheit der Peruvianischen Incas, als Halbgötter, verstattete keinen erblichen Adel.

Was den Fortgang der Künste und Manufacturen anbetrifft, so waren die beyden Nationen sehr weit von einander unterschieden. In Mexico wurden die Künste und Manufacturen zu einer erstaunlichen Höhe gebracht, welches man aus den Werkzeugen, womit sie arbeiteten, abnehmen kann; in Peru hatten sie keinen Fortgang gemacht, indem jedermann, wie unter bloßen Wilden, die Bedürfnisse des Lebens sich selbst verschaffte. Nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der Welt werden so viele Menschen zu unsern vielfältigen Bedürfnissen gebraucht, daß man nicht einen von hunderten zum Kriege entbehren kann. In alten Zeiten, da diese Bedürfnisse nur wenige, und nicht sehr über die natürlichen er-

weitert waren, konnte der achte Theil zum Kriege entbehret werden: und daher rühren die zahlreichen Armeen, wovon wir in der Geschichte der alten Nationen lesen. Die Peruvianer hatten es in ihrer Macht, noch weiter zu gehen: sie konnten alle Mannspersonen, die zum Dienste tüchtig waren, bewaffnen, und es den Weibern überlassen, die wenigen Bedürfnisse, die sie bey einem kurzen Feldzuge brauchten, anzuschaffen; und deßwegen finden wir auch, daß die Incas große Eroberer waren.

Die Religion der Peruvianer war in politischer Absicht vortrefflich. Die Hochachtung, die sie ihren Monarchen nach einem falschen Religions-Grundsatze erwiesen, war ihr einziger Aberglauben, und dieser Aberglauben trug sehr vieles zur Verbesserung ihrer Sitten bey, hingegen die Religion von Mexico war abscheulich.

Überhaupt ist wohl niemahls ein Land gewesen, dem es an Eisen gefehlet hat, wo die Künste höher als in Mexico sind gebracht worden; und wenn man ihre Religion abrechnet, so ist wohl niemahls ein Land gewesen, dem es an der Kunst zu schreiben fehlet, wo die Regierung vollkommener gewesen zu seyn scheinet. Ich nehme die Regierung von Peru nicht aus, welche, da sie nicht auf politische Grundsätze, sondern auf Aberglauben gebauet war, zwar viel gelinder seyn könnte, aber bey weitem nicht so fest gegründet war.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Ende des zweyten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kames, Henry Home, Lord, 1696-1782

Versuche über die Geschichte des Menschen

Bd.: 2.

Wien 1790

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 1677 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273228-6
VD18 80271170-001